

Gall. rev.

600

-2-

Gall. ser. 6007
(2)

BRIEFE AUS DER HAUPTSTADT

UND DEM

INNERN FRANKREICHS,

VON

F. J. L. MEYER DR.

DOMHERRN IN HAMBURG,

*Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften
in Deutschland und Frankreich.*

ZWEITER BAND.

T Ü B I N G E N

IN DER J. G. COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG.

1 8 0 2.

BRITISH AND FOREIGN

LIBRARY

OF THE

ROYAL

ACADEMY OF SCIENCES

AND OF THE

PHILOSOPHICAL SOCIETY

OF THE

ROYAL

ACADEMY OF SCIENCES

AND

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bordeaux

im August 1801.

— — — — Mehr als zweihundert deutsche Meilen von Euch entfernt, ist's mir wohl, wie unter Euch. Ich lebe in dem Kreise der Meinigen. *) Ich finde unter diesen guten Bordelesen, eine offne herzlich wohlwollende Gastfreiheit, wie bis jezt nirgend in Frankreich. — Ich habe das Tempe von Frankreich, die Thäler und Ufer der Loire gesehen, und schwelge in dieser Erinnerung.

Das eigentliche Reisen, das Fortbewegen von einem Meilenstein zum andern mit den Reisegeräthen und allen Erfordernissen, zu beschreiben, ist sonst meine Sache nicht. Diese Reise hierher aber hatte eine so originelle Form, einen so eigenthümlichen Anstrich, daß ich ohne Besorgniß zu langweilen, davon einen Umriss geben darf.

Ich zog mit der Diligence. Nach langem Kampf zum erstenmal in meinem Leben mit einer solchen Staatsfuhr zu reisen, überwand ich meinen Widerwillen dagegen; entschlossen, eher allenfalls das Unbequeme, als das trostlose Alleinreisen zu ertragen. — „Wohl dem, der nichts erwartet; nie wird er sich getäuscht finden.“ Goldene Regel! Meine Wahl war die beste, welche ich hätte treffen können. Die Art, wie ich diese hundert und sechs und fünfzig französische Meilen gemacht habe, läßt angenehme Erinnerungen bei mir zurück, und ich würde unter ähnlichen Umständen, jedesmal die Dili-

*) In dem Hause meines Bruders, Hamburgischen General-Kommissarius der Handlungsverhältnisse.

gencereise wählen. Freylich, war der Zufall dabei günstig, indem er mir eine unterhaltende und fröhliche Reisegesellschaft zuwarf. — Doch, zur Ordnung der Erzählung!

Das Fuhrwerk der Pariser Diligence ist, seiner Form nach, ein Monstrum in der Kutschenbauart. Eine grössere Karrikatur kann die Parlamentskutsche nicht seyn, worin, mit Krone und Scepter geziert, der König von England fährt. Dieser viereckte Kutschen-Kolos, mit den Magazinen auf dem Dekel und auf der Hinteraxe, hat inwendig auf zwei breiten Sitzen sechs bequeme Plätze und sechs Fenster. Glücklich, wer eine der vier Ecken erhält, und sich früh genug dazu in dem Bureau der Diligence meldet. Er gewinnt auf diesem wöhnlichen Platz doppelt, frische Luft und freie Aussicht durch das Fensterchen in der Seitenwand, und bettet sich sanft, beim Schlafen in die Ecke gedrückt. Die Kutsche hängt in Riemen, so bequem auf ebenen Wegen, als hänge sie in Stahlfedern. Ihr Untergestell und Räderwerk, sind Massen von Holz und Eisen; ein Gebäude von Bäumen und Balken, Beschlägen, Stangen und Schrauben, als für die Ewigkeit zusammengefügt. Acht und vierzigmal im Jahr muß sie die weite Reise nach Bordeaux machen. Die zweite Hauptregion des Wagens ist das ungeheure Magazin auf der Hinteraxe, nach der Regel des Diligence-Instituts nur für die Koffer der Reisenden und für kleines Gepäck bestimmt, durch Misbrauch und Gewinnsucht der Unternehmer aber auch zum Transport großer Waaren-Ballen benutzt, und mit eisernen Bäumen, mit Ketten und Lattenwerk hoch aufgethürmt, und befestigt. Auf dem Dekel der Kutsche ist ein Korbbehälter für Kleinigkeiten, und zu-

gleich der Sitz der zweiten und dritten Klasse des Reisevolks. — Alle zwei Tage geht aus dem Magazin vieler gleich geformten Kutschen des Diligence-Büreaus, ein solcher Wagen ab, fährt in fünf und einem halben Tag nach Bordeaux, und eben so oft von dort zurück. Es ist, wie die vielen ähnlichen Diligence-Fuhren nach allen Gegenden Frankreichs, ein Privatunternehmen, wovon dem Staat eine Abgabe entrichtet, und mit den Postmeistern der Stationen, wegen der Vorspanne, die den Unternehmern gehören, Vergleiche getroffen werden. Mit ihren fünf auf gewöhnlichen ebenen Wegen vorgespannten Pferden, macht die Diligence von Morgens drei Uhr bis neun Uhr Abends zwölf, grösstentheils aber fünfzehn Posten (etwa achtzehn deutsche Meilen). Nur eine Nacht wird ganz durchgefahren; für die übrigen Nächte gewinnt man einige Stunden Schlaf im Bette. Die Ruheplätze zum Frühstück, Mittagessen und Nachtlager sind bestimmt. Allenthalben ist man darauf vorbereitet; der Tisch ist gedeckt, das Bette gemacht, und allenthalben bleibt dem Reisenden noch etwas Zeit sich in dem Ort umzusehen, wiewohl er nicht die Wahl hat, zu bleiben, so lange es ihm gefällt. Ihr müsst euch dem Despotismus des Gesezes unterwerfen und gehorchen, wenn die Stimme des Oberregenten zur Abfahrt ruft. Dies ist der Conducteur; nicht etwa ein schwerfälliger deutscher Wagenmeister: es ist ein Franzose, und schon dadurch mehr abgeschliffen in seiner äussern Form, noch mehr gebildet durch den täglichen Umgang mit anständigen Fremden, gewöhnlich ein höflicher, unterhaltender, zuvorkommend dienstfertiger Mensch, der von den Unternehmern sorgsam zu dem Geschäfte gewählt wird. Auf

ihm beruht der öffentliche Kredit und die Empfehlung der Diligence. Seine Residenz ist das Kabriolett, ein an der vordern Kutschwand fester bedekter Sitz, oder, wenn er diesen durch unter Wegs eingenommene anständige Passagiere besezt, der Dekelkorb der Kutsche. Dieser Reisemarschall richtet die Tagesordnung ein, bestimmt Ankunft und Abfahrt auf den Stationen, führt das Rechnungswesen, ist verantwortlich für das Gepäck, der Tischgesellschaft der Reisenden und ihre Stütze beim Aus- und Einsteigen. Sein Trinkgeld ist für die ganze Reise ein sechs Livresthaler; eben so viel beträgt das Trinkgeld für die sämmtlichen Postillionen. Die Zahlung für die Fahrt, ist hundert und zehn Livres, eine Summe die mit dem jährlichen Preise der Fütterung fällt und steigt. Der konventionelle Preis des Mittagessens ist 45 Sous, des Frühstuks 15 Sous, und des Abendessens mit dem Nachtlager 3 Livres. Für hundert Pfund Gepäck wird 40 Livres bezahlt und an dem Gewicht fünfzehn Pfund vergütet. Wenn man sich den einmal getroffenen Einrichtungen mit der Bewirthung fügt, und nicht mehr fordert, als diese leisten, kostet die ganze Reise von Paris nach Bordeaux acht-
halb Carolinen. Die für verwöhnte Krittler minder empfehlende Kehrseite dieser Diligencereise, ist, abgesehen von dem ungepolsterten, ungekämmtten, unsibarytischen Anstrich des Ganzen, die Abhängigkeit von dem Willen des Conducteurs oder seiner Oberherrn in Absicht der Wahl der Gasthöfe, die an manchen Orten, wo eingekehrt wird, besser seyn mögen, als gerade der, wo man hausen, und sich das stillschweigende Einverständniß des Eigennuzes mit den Wirthen selbst gefallen lassen muß. Ferner die ungesezliche Ueberladung des Wagenmagazins,

die jedoch die bestimmte Schnelligkeit der Fahrt nicht hindert. — Die innere Verfassung des Reichs der Diligence, ist ächt republikanisch. Unter den Reisenden, welche sich für die Zeit der Reise, und gewöhnlich im Leben zum ersten und zum letztenmal erst dann sehen, wenn sie sich einander gegenüber in den Wagen setzen, formirt sich bald eine kleine freie Republik. Jeder handelt nach eigenem Geschmack und eigener Willkühr, trägt das seinige zum Gemeinwohl des kleinen Staates bei, und gehorcht übrigens seinen Gesezen. Das Incognito, das Zugeknöpfe der Individuen gegen einander, hört bald auf. Die Zwanglosigkeit bringt die Leute zusammen, man lernt sich mit allen Eigenheiten bald kennen; die Begegnisse auf jeder Stunde Weges stimmen zur Fröhlichkeit — lachend und scherzend wird das Band der guten Bekanntschaft geknüpft. Freiheit und Gleichheit ist das gebietende Gesez für alle, und gegenseitige Gefälligkeit der harmonisch stimmende Ton in dieser ambulanten Republik. — Manchmal führt der Zufall alte Freunde zusammen, die sich früh verlohren hatten, und sich unvermuthet hier am Kutschenschlage wieder begegnen. Einen minder sentimentalen, aber doch einen Fund von guter Vorbedeutung für die Reise, machte ich gleich beim Einsteigen, in zwei braven Männern, angesehenen Einwohnern von Bordeaux, welche mehrere Jahre in Hamburg, ihrem selbstgewählten Exil, gewohnt hatten, und jetzt in ihr beruhigtes Vaterland zurückkehrten. Ein junger Gelehrter von Kopf und Kenntnissen, war unser vierter Mann, der über Bordeaux, die ihm von dem französischen Ministerium aufgetragene Reise nach Amerika machen wollte, um dort für die Wissenschaften zu sammeln,

Der fünfte war ein Güterbesitzer aus der Gegend von Bordeaux; und der sechste ein französischer Pri-
senkapitain. Er ward von den Engländern gefan-
gen, hatte fünf Monate in dem feindlichen Marinege-
fängniß gelebt, und war jetzt auf sein Ehrenwort
entlassen worden. Ein origineller Mensch, Gasco-
gner von Geburt und Karakter, im Sinn der landes-
fittlichen Bedeutung mit dem sprudelnden Witz, dem
alles nekenden Frohsinn, der rastlosen Geschäftigkeit,
dem unterhaltenden Erzählungsgeist, der trosani-
schen Pralerei und dabei der unendlich gutherzigen
Dienstfertigkeit, wovon seine Landsleute wenig-
stens den Ruf tragen. Er war der privilegierte Buf-
fo der Reisegesellschaft, dessen Schwänke den Ka-
rakter und die Wirkung des ächt Komischen hat-
ten, und dessen dekorirte Erzählungen von seinen
Kreuzzügen selbst die finstre Stirn eines Cato wür-
den entrunzelt haben. Noch ein siebenter Mann war
Gefährte des Conducteur im Kabriolette, für welchen
Platz ein Drittheil weniger bezahlt wird. Ein jun-
ger französischer Soldat von Bonaparte's Reserve-
Armee, der bei Marengo focht; still, bescheiden,
wortkarg, sehr liebenswürdig und gut. Um die
Schultern trug er einen schönen Säbel, mit dem kai-
serlichen Adler auf dem Gehänge. Wo er ging und
blieb, hütete er diese Waffen sorgsam, nahm sie mit
zu Tisch und Bett. „Der Säbel“, sagte er, als ich
ihn einst betrachtete, „ist mir sehr lieb. Ein feindli-
cher Hauptmann gab ihn mir, als ich auf dem Fel-
de von Marengo ihn zum Gefangenen machte, und
dann auf den Frieden meine Flasche mit ihm leer-
te.“ —

Zum Höllenthor von Paris (*barriere d'Enfer*)
bewegte sich unser kolossale Reisewagen endlich hin-

aus, nachdem er sich durch die beengten Straßen langsam durchgearbeitet hatte — und der Weg in das Innre Frankreichs war angetreten. Die Ansicht des Strichs von Paris bis nach Estampes, dem ersten Halt auf dieser Tagereise, ist flach und hat wenig Abwechslung. Das ganze Departement der Seine und Oire, scheint nur für Paris da zu sein. Alles wendet sich um diese ungeheure Axe, ist der immer verschlingenden Stadt, für den täglichen Bedarf dienstbar. Das Feld ist ein Gemüse- und Obstgarten, mit Wiesenland abwechselnd. Die Landstraßen sind bedeckt mit zuführenden Karren groß und klein, beladen mit Gemüse, mit Früchten, mit Brennholz, mit aus- und eingebrachter Wäsche. Ganze Züge der gegitterten Wäschkarren, mit aufgestapelten Bündeln und den Bleicherinnen oben darauf, ziehen zu und ab. Keine, selbst die kleinste Haushaltung in Paris, hält ihre Wäsche im Hause. Das Zeug wird wöchentlich einmal abgeholt, und eben so oft gereinigt, zwar aber auch durch die abscheuliche Operation die Wäsche zu klopfen, zu bürsten oder wohl gar zwischen Steinen zu reiben, abgenutzt, zurückgebracht. Sehr theuer erkauft man in Paris die blendende Weisse der Wäsche, und die zierliche Art, sie zu falten, mit ihrem frühen Verderb durch diese abscheuliche Methode, und durch die scharfen Laugen. — Hinter Estampes, einem heitern Städtchen, ändert sich die Gegend nur für einen Blick: denn bis Orleans bleibt sie flach und sich gleich. Rechts disseits der Stadt, öffnet sich schräg zwischen zwei mässigen Anhöhen hinein, ein kleines arkadisches Thal, aus dessen Tiefe Rebenhügel hervorsteigen. Ein frischer Wiesengrund mit gestreuten Pappelgruppen und einzelnen Buschklumps. Gerade an der

Stelle des Weges, wo man dieses reizende Thal hinabsieht, steht links, um den Kontrast noch schöner zu machen, eine nackte hohe Felsenwand von weißem Kalkstein. — Hier, Bürger von Estampes, hättet ihr euren edlen Maire Henri Simoneau, der als ein Opfer seiner Menschlichkeit fiel, begraben, ihm hier einen einfachen Denkstein errichten sollen mit der Inschrift: „Hier liegt Henri Simoneau. Er fiel in der Vertheidigung eines unglücklichen Bürgers.“ — Dieser in den Annalen der neuern Geschichte Frankreichs unvergeßliche Mann, war ein Gärber in Estampes, und im Anfang der Revolution Maire der Stadt. Der wilde Pöbel bestürmte im Jahr 1792 das Haus eines Bäckers. Simoneau nahm sich seiner an, redete zum Volk, stellte sich den Keulen der Angreiffer entgegen, und ward mit dem Unglücklichen, den er retten wollte, erschlagen. Die Nationalversammlung beschloß, ihm ein Denkmal errichten zu lassen. Der Wittwe und den Kindern hatte sie ein jährliches Gehalt ausgesetzt. „Meine Kinder,“ antwortete das edle Weib, „wären eines solchen Vaters unwürdig, wenn ihnen das Denkmal, welches das Vaterland ihm errichten will, nicht mehr als alle Geschenke gälte.“ — Das Denkmal ward ihm nie errichtet, und die undankbaren Zeitgenossen haben ihn vergessen. Umsonst fragte ich in Estampes nach Simoneau. Endlich fand ich einen verschämten Bettler an der Gasse, der mir das Haus zeigte, wo der Maire wohnte, und die Stelle, wo er fiel.

In der Nacht fuhr ich in Orleans herein, und verlies es zwei Stunden darauf, ohne in dieser Stadt, welche ihrer Gröfse ungeachtet nichts hat, was einen längern Aufenthalt wünschenswerth macht, et-

was anders als nächtliche Stille und Leere der breiten Gassen und großen Plätze gefunden zu haben. Das Mondlicht gab diesem Gemälde noch einen melancholischen Ton. Hinter der Stadt lag das lachende Thal der Loire, noch in seinem gesenkten Schleier eines leichten bläulichen Nebels. Das Land umher ist mit vielen Pappeln besetzt, und mit der schönsten Art Weiden von starkem geradem Stamm, aus deren hohen ovalgeformten Kronen, kein träger Zweig wie an unsern verkrüppelten Weiden, niederhängt. — Um Mittag, sah ich Blois in einem Lichtgefilde vor mir liegen. Der Weg senkt sich vor der Stadt in das Thal der Loire herab. Romantischer ist keine Lage, als diese. Die sich das Thal herabschlängelnde Loire, fließt unter einer stattlichen Brücke von elf Bogen hin, welche die beiden Theile der Stadt verbindet. Diesseits stehen auf einer Höhe die dunkeln Mauern eines gothischen Schlosses, die bekannte Königsburg, wo die alten Generalstaaten des Reichs sich versammelten, und der elende Heinrich III die beiden Guisen in seinem eignen Zimmer erschlagen lies. — Die Loirebrücke trägt Merkmale des letzten Bürgerkrieges der Vendee. Einer der größten Bogen ist zerstört. Die Insurgenten Armee näherte sich Blois noch in weiter Ferne. Aber ein solcher Schrecken gieng vor ihr her, daß man schon bei der noch entfernten Gefahr eines Ueberfalls die schöne Brücke sprengte. Muth und Entschlossenheit waren die Waffen dieses grösstentheils in Holzschuhen gehenden und nur mit Sicheln und Keulen kämpfenden Heers. So bewafnet warfen sich die durch die Eingebungen ihrer Priester erhitzten, kühnen Krieger, den republikanischen Armeen, selbst ihrer Artillerie entgegen, und thaten Wunder der Tapferkeit. Die

Priester hatten die Streitenden für die Sache der Bourbons bis zu einem Grade fanatisirt, wovon man nur in den finstersten Zeiten des Mittelalters ähnliche Beispiele kennt. Sie hielten sich selbst für unverwundbar, oder doch keinen von den Streichen der Waffen, dieser von Gott und der Jungfrau verlassenen Republikaner, für tödlich. Dagegen wähten sie, daß selbst die leichteste Verwundung durch ihre geweihten Waffen unfehlbar tödte. Ein Mann, der in Blois mit uns speisete, kam den Tag nach einem Siege der Republikaner durch eine verlassene Gegend der Vendee. Ein kleines Wirthshaus am Wege war von unerträglichem Verwesungsgeruch verpestet. Er fragte die Wirthin nach der Ursache dieses Gestanks. „Es ist, antwortete sie ihm mit gleichgültiger Miene, mein Mann, welcher erschlagen, dort im Zimmer liegt, und morgen als am dritten Tage, wieder aufleben wird.“ Die Geschichte dieses Vendeekrieges, von einem philosophisch beobachtenden, parteilosen Augenzeugen beschrieben, würde äußerst wichtig für die Geschichte der Menschheit überhaupt sein. Am folgenden Tage streifte ich an den Grenzen des Schauplatzes dieses traurig denkwürdigen Bürgerkampfes vorbei. Ich würde, wäre ich frei gewesen, mich überwunden haben, tiefer in das Land einzudringen, um die schrecklichen Spuren des Kampfes, in welchem Partheihafs und Fanatismus das Schwerdt des Bürgers gegen den Bürger zog, und die frischen Grabhügel so mancher Edlen zu sehen, die mit freiwilliger Hingebung für die vermeinte Sache der Religion und des Vaterlandes fielen.

Von Blois ab zieht sich der Weg längs dem romantischen berühmten Loirethal auf einem fünfzehn

franz. Meilen langen Damm hin bis Tours. Dieser Damm schützt das innre Land gegen die Ueberströmungen des Flusses, der jetzt still und friedlich in einem feichten Kieselbette schleicht, und nicht das Ansehen des Grimmes hat, mit welchem er oft im Winter anschwellt und stürmend seine Wellen selbst über den Damm hinauswirft. In dieser drohenden Gestalt sah ich die Loire einst im December. Seine Wellen schlugen mit großer Heftigkeit gegen den Deich an, der wegen seines schlechten steilen Baus an der Stromseite, dem Lande doch nur einen sehr unsichern Schutz geben kann.

Von dieser Seite wird man gleichsam Stufenweise in die herrliche Gegend des Loirethals eingeführt. Seine Schönheit vermehrt sich mit jeder kleinen Streke; auf jeder wechselt die Landschaft. Bis Veuves, einem Fleken an dem Damm, hat sie eine weite Ausdehnung über die zwischen breiten und flachen Ufern fließende Loire. Die Ebene dort und hier ist frei und heiter, aber nicht reich an malerischen Ansichten und Gegenständen, die sich zwischen Veuves und Amboise in jeder Viertelstunde mehren und heben. Hier ist zuerst ein weit gedehnt längliches Amphitheater, offen gegen Süden, wo es sich an dem Horizont verliert. Rechts breiten sich Reben und Saatengefilde zwischen Landhäusern und Dörfern bis an die Höhenkette aus. Dort aber ragt das verlassne Schloß Chaumont einer Generalpächter-Familie Lerait, mit seinen öden Mauern und gothischen Thürmen aus dem Walde hervor. In der Ebne hier liegt das Schloß Foulon, dessen Namen im Anfang der Revolution an Blutschenen erinnert, welche politische Schwärmer Gerechtigkeit des Volks nannten. Der Sohn des unglückli-

chen Foulon bewohnt es noch jezt mit dem verän-
 derten Namen Cotier. Ueber die Loire hinaus,
 schweift der Blick am Ufer, bald über blumigte Flu-
 ren, mit Pappelgruppen, lichten Wäldchen, und
 Fischerhütten; bald steigt aus dem Schoos des Thals
 ein dichter Wald die Hügel hinan, die sich bei Am-
 boise mehr gegen das Ufer hin ziehen und die an-
 malerischen Gegenständen dort reichern Lagen dem
 Auge näher rücken. Ein großes, fort und fort mit
 neuen Schönheiten wechselndes Gemälde. Einsam
 ruhet hier ein kleines Dorf im Schoos des Thals;
 über ihm auf dem waldigten Hügel beherrscht ein
 gothisches Schloß, die Thürme eines verlassnen
 Klosters die Landschaft. Weiter hinab öffnet sich der
 Wald gegen das prächtige Lustschloß der Choiseule,
 Chanteloupe genannt; Spitzsäulen, Kioske, Tempel,
 ragen aus seinem Park hervor. Die Stadt Amboise,
 mit ihrem Felsenschloß, liegt halb am Hügel; die
 untre Stadt bespühlt die Loire, ihre Häuser und
 Thürme spiegeln sich in dem glatten Strom; weiße
 Steinbrüche liegen von hier ab eine Streke längs
 der Loire hin. — Ein immer heiter Horizont wölbt
 sich über diese Landschaften, welche allenthalben
 die stille Loire zum Vorgrund haben. Sie allein ent-
 spricht in dieser Jahrszeit dem Reichthum der Na-
 tur nicht, die sie umgiebt. In einem feichten von
 Sandinseln belegten breiten Bette, rieselt sie mehr
 über dem weißen Kies hin, als daß eine fließende
 Bewegung der Oberfläche sichtbar wäre. — Leichte,
 flache Fischerkähne schwimmen hie und da, und
 nur an wenig Stellen ist der Strom so tief, daß die
 sich badenden Hirtenknaben nicht von einem Ufer
 zum andern hinüber giengen, — Der mannigfaltige
 Genuß dieses heitern Nachmittags und Abends in

der reizendsten Gegend, ward allein durch die abscheulichen Wege auf dem Damm gestört. Die Landstrasse ist grösstentheils ganz verfallen, oder doch so ausgefahren, daß an einigen Stellen unser schwerer Reisewagen bis zum Umschlagen schwangte. Die Wahl, entweder in die Loire, oder auf der andern Seite in das Blachfeld hinabgeworfen zu werden, war mir zu bedenklich: ich wählte freiwillig den Weg zu Fuß über die grössre Hälfte des Damms, und genoß die Gegend desto ungestörter, wenn nicht manchmal das Geschrei der armen Kärner (*rouliers*) mich schreckte, welche in den Sandtiefen des Nebenweges, oder zwischen den Steinklüften der Landstrasse stekten, der Diligence Stundenlang den Weg versperrten, und unsre Ankunft in Tours sehr verspäteten. Die Klage über den Verfall der Landstraßen, würde ich auf diesem ganzen Wege stündlich wiederholen müssen. Mit geringen Ausnahmen sind sie alle schlecht, und nur in dem Grade des Verfalls verschieden. Noch sind die Arbeiten zu ihrer Wiederherstellung unbedeutend. Die Regierung schickt zwar Befehle, aber noch kein Geld dazu. Das sind aber auf diesem ganzen Wege bis Bordeaux, nur noch die einzigen sichtbaren Spuren des verfloßnen landverderblichen Jahrzehnds. Man bemerkt keine verbrannte Schlösser, keine verwüstete Klöster, keine zerstörte Kirchen; keine Klagen über innre Noth und Armuth werden laut. So wie ich mich weiter und weiter von der Hauptstadt Frankreichs, dem Tummelplatz alles Haders und Widerspruchs, entfernte, verminderten sich diese Klagen und statt Unzufriedenheit der Landleute und der Städter fand ich Resignation und Hoffnung für eine glückliche Zukunft. Besonders rühmt man mir die

kräftige, wirksame Mafsregeln der KonsularRegierung, um die Räuberbanden auszurotten, welche seit der Verwilderung Frankreichs, in dem Innern des Landes die Landstraßen unsicher machten, die kleinen Städte und Fleken bestürmten, in den einsam liegenden Häusern raubten und mordeten. Sie sind jetzt in vielen Gegenden, besonders in diesem westlichen Frankreich ganz vertilgt oder zerstreut. Die Wachsamkeit der Policei, besonders aber die Errichtung der speciellen KriminalTribunale in den Departementern und deren prompte Justiz, hat diese erwünschte Folge. Diese letzte wichtige Anstalt Bonaparte's fand, als die Regierung sie dem Tribunat und der Legislatur vorschlug, eine starke Opposition bei mehrern noch in alten Ideen der Revolution sich wiegenden Köpfen. Man hielt diese Tribunale der Freiheit der Bürger für nachtheilig, man ahnete, eine aristokratische terroristische Mafsregel sei darunter verborgen. Nun segnet das Land diese starke und weise Mafsregel des Konsuls, wodurch die gerechteste Forderung des Bürgers an den Staat, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, befriedigt, das Verbrechen entdeckt und gestraft, und Frankreich von den traurigen Spuren revolutionärer Zerrüttung immer mehr gereinigt wird.

Eine halbe Stunde vor Tours erhebt sich unmittelbar am Wege eine Felsenwand. In ihren eingesprengten Höhlen, wohnt seit Jahrhunderten ein traglodytisches Völkchen von Winzern und Gärtnern. Schon in der Gegend von Blois sind solche einzelne Felsenhöhlen an der Wegseite; hier bei Tours, wo die Felswand höher ist, liegen sie Reihenweise neben und über einander, und sollen sich an dem hohen Loireufer bis nach Angers hinab erstre-

ken. Eine schmale Treppe führt zu der niedrigen Thür jeder dieser kleinen Felsenwohnungen, mit einer Kammer und einer ärmlichen Wirthschaft darin. Es ist nur ein Raum für ein Bett mit Tisch und Stuhl; der Rauchfang des kleinen Heerdes ist bis in den Weinberg auf den Felsrüken, durch die Masse gesprengt. Der seit undenklichen Zeiten in diesen Felsenklüften wohnende Winzerstamm, hängt mit Vorliebe an dem schmalen von den Urvätern ihm angeerbten Eigenthum, und verschmähet jede bequemere Wohnung.

In Tours fanden wir, am zweiten Tage der Reise, das erste Nachtlager. An der schon gedeckten Abendtafel war die Reisegesellschaft der von Bordeaux kommenden Diligence, welche in jedem Nachtlager mit der Pariser zusammentrifft, versammelt: ein Familienvater, der mit einer Reihe von Kindern nach Paris zog. Unser Seekapitain, der jovialische Gaskogner übernahm beim vollen Glasse des sauren Landweins, seine Erzähler-Rolle. Die Felsengrotten vor Tours gaben ihm Stoff zu Ritterfabeln und Räubermärchen, davon den Kindern graute. Seine eignen Ausflüchte über die Meere malte er uns in dem Kolorit seines immer fröhlichen Humors. Kaum lagen wir dann im ersten festen Schlaf, als unser Conducteur halb drei Uhr schon wieder vor der Thür polterte, und sich auf die lange Tagereise von dreisig *lieues* bis Poitiers berief, um seine harte Forderung des Aufstehens zu unterstützen. Kein Erbarmen! der Wagen stand angespannt. Der Gaskogner sang sein *ça ira* — der Soldat von Marengo grif nach seinem lieben Säbel, und wir fuhren vom Mond vorgeleuchtet davon. Die gestrige Gegend hatte mich verwöhnt; ich fand auf der heuti-

gen Tagereise wenig erträgliche Ansichten. Das Land bis Châtellerault ist gröstentheils flach, und wo sich der Weg einen Hügel hinanwindet, überfieht man nur ärmliche Landschaften. Die Erndte war geendigt, der Acker umgepflügt, der Boden mager und steinig. In dem Fufs Erde auf den dürrn Kaltsteinschichten wurzelt die Rebe, deren fauren Saft uns die Wirthe auftischen. Selbst die sonst mit jedem Boden zufriedne Pappel schiefst hier schwach empor. Man baut diesen nutzlosen Baum wie allenthalben in Frankreich, auch in dieser Gegend stark, aber ihre die Ansicht des Feldes sonst verschönernde Pyramidalform geht bei ihren nur klein und ärmlich beblätterten Zweigen verlohren. Wo der Boden etwas mehr leistet, stehen viel Kastanien - und Wallnufsbäume in den Feldern und am Wege.

Eins der schönsten Landgüter dieser Gegenden, Ormes, liegt an der Heerstrafse, und ist eine Poststation. Es gehört als Stammgut der Familie d'Argençon, ist ihr geblieben, und wird jezt von Pomyd'Argençon bewohnt. Der grofse weitausgedehnte Park liegt im Thal, und steigt die Anhöhe hinan, hinter dem stattlichen Schlosse, zu welchem von der Heerstrafse ab eine grofse Avenüe führt. Einen Obelisk, den der vormalige stolze Gutsbesizer als Ansicht vom Schlosse mitten auf der Landstrafse hatte errichten lassen, fand das Volk denn doch der Gleichheit zu unangemessen, und warf ihn um, so gnädig die Majestät des Volks gegen die Begüterten dieses Landes auch sonst verfuhr. Eine hohe Säule ragt hoch über das Schlosdach hinaus, zu dessen höchsten Gallerie und Sternwarte eine Treppe sich spiralförmig um die Säule hinaufwindet.

Durch die Erfahrung meiner vormaligen Reise, war ich auf den Sturm, den die Fabrikanten von Châtellerault auf die Reisenden machen, vorbereitet. Die Messerschmiede dieses Orts, welcher sechshundert Familien derselben hat, legen ihre weiblichen Kommissiönnaire in Hinterhalt, um den ankommenden Fremden aufzulauren und mit vereintem Geschrei ihnen ihre Waaren anzupreisen und aufzudringen. Kaum hielt damals mein Wagen an einem Winterabend vor dem Gasthose, als er von einer unzähligen Menge Weiber umringt, mit Sturm angegriffen, erstiegen und aufgerissen ward. Mit betäubendem Geschrei, mit blinkenden Messerklingen in den Händen, drangen sie herein, setzten sich neben mich, warfen mir ihre Waaren zu. Andre standen in dem offenen Schlag, stießen sich einander fort, reichten über die Schultern des Vordergliedes ihre Messer und Scheeren mir zu. Von hundert Dolchen bedroht, drückte ich mich in die Wagenecke, bat, versprach, schalt umsonst: bis endlich ein treuer Alliirter, mein Bedienter, mit dem Postillon verbunden, sich meiner annahm, und die Furienhauffen verjagte. Bis in mein Zimmer folgten sie mir nun, wo sich endlich auch der Wirth für mich erklärte, und mit einem Machtwort das lästige Volk vertrieb. — Eben der Sturm, der Drang, das Geschrei, die Gefahr erwartete uns auch diesesmal in Châtellerault. Doch gebot ihnen der Conducteur der Diligence mehr Achtung: sie ließen uns ruhig zu Mittag speisen, und dann erst besetzten sie die Thür, erstiegen die Fensterbänke, stekten uns ihre Messer und Scheeren von allen Arten und Formen in die Hände, in die Taschen. Diese insolente Bettelei, womit die Fabrikanten den Durchreisenden ihre Waa-

ren aufdringen, beweiset schon den schlechten Absatz und die geringe Güte der Arbeit. Selbst mehrere Meilen in der Gegend umher streifen die Kommissionaire den Reisenden entgegen, und liegen an der Landstrasse in einzelnen Posten, um sich einander den Verkauf abzujaßen. Bei der Abfahrt verfolgten sie die Diligence in vollem Lauf noch eine halbe Stunde weit. Wohlfeil genug ist diese Waare: für zehn Livres habe ich eben so viel elegant gearbeitete Messer und Scheeren erhandelt, nachdem mir weit über das Doppelte dafür abgefordert ward.

Der noch vor einem Jahr gefährliche Wald hinter Chatellerault ward glücklich zurückgelegt. Eine starke Räuberbande hauste hier, und bot selbst der Regierung Fehde. Eben diese Diligence, worin damals unsre Bekannte G. und W. in Bordeaux reisten, ward von dieser antikonsularischen Horde angegriffen, auf einen Abweg tief in den Wald geführt, und nun dem Conducteur despotisch befohlen, ihnen alle Baarschaften, die der Regierung gehörten, anzugeben und auszuliefern. Dieser versicherte, indem er dem Räuberhauptmann die Schlüssel übergab, die Diligence habe kein Geld für die Regierung. Er ward schwer bedrohet, wenn er etwas verheimliche, und sich das Geld nachher fände. Der Conducteur beharrte, und nun fingen die Räuber selbst die Untersuchung an. Das Magazin, die Kasten wurden geöffnet, ausgeleert, und dann wieder eingepackt. Während dieser für die Reisenden ängstlichen Verhandlung wurde ihnen mit aller französischen Höflichkeit begegnet. Die Räuber baten sie ruhig zu sein, versicherten, daß ihr Gepäck, das sie bei der Untersuchung einzeln angaben, nicht berührt

würde, und man blos an die Baarschaften der Regierung wolle. Als das Suchen nach diesem Schatz vergebens war, wünschten sie der Diligence eine glückliche Reise, und zogen ab.

Für die Nacht bezogen wir ein schmuziges Quartier in dem uralten, grossen, gothisch finstern Poitiers. Mitten im Ueberflusse der Natur, an allem, was ein fetter Boden zeugt, und nährt, liegt die Stadt öde, leer und arm. Sie rühmt sich der Reste römischer Ruinen, eines Triumphbogens, Amphitheatere u. dgl. Die Nacht verbarg uns diese ehrwürdigen Zeugen des alten Glanzes der Stadt, welche bei ihrer innern finstern Ansicht von romantischen Gegenden umgeben ist. Nahe vor den Thoren erheben sich unmittelbar am Wege starre hohe Felsen von sonderbaren phantastischen Gestalten, und gerade jetzt durch die Mondbeleuchtung noch auffallender und täuschender. Ungeheure Massen scheinen in Trümmern übereinander geworfen, zwischen welchen sich hier die Form eines Thurms, eines hohen Doms, dort die eines Triumphbogens, eines Tempels, einer Bastion erhebt. Felsen sind auf Felsen gethürmt, überhangende Blöcke drohen herabzustürzen. Die schwarzen Schatten dieser malerischen Felsen bildeten mit der scharfen Beleuchtung ihrer Vorsprünge und Umrisse wunderbare, zauberhaft auf die Phantasie wirkende Kontraste.

Mit dem Tage brachen wir auch von Poitiers wieder auf: denn bis Angoulême war noch eine starke Tagereise zu bestehen. Die Ermüdungen dieser langen Tagewerke, nach sehr kurzer nächtlicher Ruhe, sind unbedeutend gegen die peinlichen und angreifenden Stöße und kurzen Schwingungen des Wagens auf diesen abscheulichen Landstraßen.

— Gestützt auf die Autorität der französischen Antiquare, brachten wir dem Merkur eine versöhnende Libation auf seinen Altar, der bei Poitiers unweit der Landstrasse steht. Diese Weihe geben sie einem ungeheuren Stein (hier *la pierre levée* genannt) zwei und zwanzig Fufs lang und sechszehn breit, welcher auf fünf kurzen Seulen oder Blöcken ruhet, und vollkommen den rohen aufgerichtet stehenden noch grössern Steinmassen im Osnabrükischen und auf den Lüneburgischen Haiden gleicht, denen dort andre Namen und Bestimmungen geliehen werden. — Ich empfehle Euch hierüber den Kommentar unsers Neapolitaners, Wilhelm Tischbein, welcher jetzt im Osnabrükischen umherstreift, um auf dem klassischen Boden selbst diese Altäre der unbekannten Götter, diese Grabmäler des Varus und seinen von Herrmann erschlagenen Römer zu zeichnen. — Unerhört blieben übrigens unsre Trankopfer von dem Gott der Wege. Diese behielten ihre vorige Natur. Hundertmal krachte unser kolossales Wagengebäude, und drohete zusammen zu brechen. Doch kamen wir noch mit dem Bruch einiger Schrauben davon.

Bei diesen unvermeidlichen Unbilden der Reise tröstete uns der lachende Gaskogner mit der Aussicht auf ein reinliches und elegantes Mittagessen in dem Städtchen Ruffée, und auf ein noch bessres Abendessen und köstliches Nachtlager in dem freundlichen Angoulême. Und so gut ward es uns auch; freundlich wie die Stadt selbst, war unsre Aufnahme bei Mad. Bertrand, weit und breit als eine der ersten Gastwirthin bekannt. Ihre Bewirthung war eben so gut als billig. Ungewekt von dem strengen Conducteur konnten wir in den schönen Betten eine

Nacht ruhig schlafen, und am Morgen in dem Garten des Hauses, mit einer treflichen Aufsicht, unser Frühstück genießen: denn diese letzte Tagereise war nur zehen Posten stark. Dieses Muster eines guten Gasthofes zu Angoulême, bei weitem des besten, den man sonst in französischen Landstädten findet, rettet allein das Diligence - *Etablissement de Saint Simon de la rue Bouloy*, von Paris, vor unsern Verfolgungen — bis zu dem öffentlichen Ankläger wegen der schmutzigen Wirthshäuser und Stallähnlichen Nachtlager, wo man die Reisenden oft ohne Noth einkehren läßt. Madame Bertrand! war das Trostwort, womit der Conducteur unsere Klagen darüber beschwichtigte. Ihm sey vergeben — auch in Ansehung der letzten elenden Herberge am folgenden Abend zu Montlieu. — Die Gegend dieses Departements der Charente hat schöne Landschaften und einen fruchtbaren Boden. Wohlthätig war mir der Anblick einiger Eichenwälder durch die Ideenverbindung mit Deutschland. Nur sind diese Eichen hier lange nicht so stämmig und ihrer Form fehlt die Kraft und der ganze Karakter der Dauer für Jahrhunderte der unsrigen.

Bordeaux lag nicht mehr fern. Ueberstanden ward bei dieser aufrichtenden Aussicht der scheußlichsten aller Wege über Chersac, Cavignac bis Cubsac. Selbst der scharfe Ton der ungewöhnlichen Namen dieser Orte, welche überhaupt in Gascogne gröstentheils auf die Stofssilbe *ac* endigen, schienen das Unbehagliche ihrer Wege vorzubedeutten. Viele Meilen lang liegen diese Landstraßen, wenn man sie so nennen mag, vollends in Ruinen und bis jezt geschieht fast nichts zu ihrer Wiederherstellung, selbst in dieser Nähe der ersten Han-

delsstadt Frankreichs. Ohne Erbarmen gerüttelt, geschüttelt und gegen einandergeworfen, erreichten wir endlich die erwünschten Ufer der Dordogne, die in einem köstlichen Thal daher fließt. — An diesem Ufer reichte ein Bruder mir die Hand entgegen. O des frohen Wiedersehens nach langer Trennung! Ich verlies meine Freunde — das waren wir einander geworden; — wir setzten über den Fluß, und flogen in einem leichten Kabriolet, auf der ebensten Landstrasse in drei Stunden bis an die Garonne. Eine kleine freundliche Schweiz bildet dieser Landstrich zwischen der Dordogne und Garonne, — *le pays entre deux mers* genannt, mit feinen lachenden Thälern im Schoos waldigter Höhen und Rebenhügel.

An dem sich in einem Halbmond schwingenden Ufer des breiten Stroms hingestreckt liegt die schöne Stadt Bordeaux. Eine Reihe prächtiger Gebäude zieht sich längs dem Quay des Chapeaurouge, und weiter hinab bis an den Chartrons. Eine Linie flaggender Kauffartheischiffe ankert, einer gerüsteten Flotte ähnlich auf dem offenen freien Strom. — Es ist eine Ansicht, die ich an Grösse und Herrlichkeit des Ganzen nur mit der von Genua und von Neapel zu vergleichen weifs. — — —

Bordeaux.

Der vorige Glanz von Bordeaux ist verschwunden. Die Verwüstung und der Verlust der Kolonien, haben den Handel und damit den Wohlstand dieser wichtigsten Stadt Frankreichs gestürzt. Das verräth alles, die Börse ist zwar auch jetzt gedrängt voll Menschen, aber die meisten gehen nur aus Gewohnheit hin; die Geschäfte sind dort geringe. Der innere Handel mit Wein ist allein noch übrig, und der mit Produkten von viel geringerem Werth, die jetzt, so armselig der Gewinn auch im Vergleich des größern Verkehrs ist, in Betracht kommen. Wer würde vordem die Kommissionen auf gedörrte Pflaumen gesucht haben? Vorzügliche Kaufleute der Börse nehmen diese Aufträge jetzt gern, und Schiffer, welche sonst die Pflaumenkisten halb als Ballast ladeten, bewerben sich als Fracht darum. — Viele der großen Geschäftshäuser sind allein durch den Staatsverlust der Kolonien gesunken. Ein anderer Theil, hat sich — sollte mans glauben? — durch das übergroße Zutrauen zu dem unseligen Papiergelde der Revolution selbst gestürzt. In der Hoffnung auf Zeiten eines höhern Werthes, behielten sie die Assignaten in den Portefeullen, und verlohren so ihr Vermögen. Nur die, welche den Fall des Zettelgeldes früh genug vorhersahen, und es in liegenden Gründen oder in neuen Gebäuden anlegten, erhielten sich einen Theil ihres Wohlstandes. Selbst die umfichtigen, spekulativen Juden verlies diesmal ihre Klugheit. Nur ein Paar jüdische Kaufleute haben sich bei der Katastrophe erhalten, die übrigen

find in dem allgemeinen Strudel zu Grunde gegangen. — Die *riviere*, wie man den Stromhafen der Garonne nennt, ist diesem Schlummer der Geschäfte ungeachtet, mit Schiffen dicht belegt. Der Anblick täuscht einen Augenblick über die wahre innere Lage. Es find aber Schiffe aus amerikanischen und aus nordischen Häfen, welche eben die Kolonial-Waaren durch die dritte Hand dem Lande zuführen, welche sie sonst von hier abholten, und dafür kleine Frachten Wein und geringere Waaren zurücknahmen. Einen wichtigen Verlust litt Bordeaux noch durch die leidige unglücklich ausgefallne Spekulationen der Kaperei. Seit dem Anfang des Seekrieges wurden hundert und zehn Kaper hier ausgerüstet. Sie alle, keinen ausgenommen, find den Engländern in die Hände gefallen, und die für die Rheden gemachten frühern Prisen, haben den Verlust der Schiffe lange nicht vergütet. — Durch alle diese Unfälle ist der innre Wohlstand und dessen äusseres Gewand, der Luxus, gesunken. Das Gewühl am Hafen ist geringe. Man lebt eingezogen. Nur zwei eigne Equipagen find in der Stadt, die des Präfekten und des Generalkommisär der Policei. Demungeachtet wird diese traurige Periode bald vorübergehen. Friede! und die Kolonien! und Bordeaux ist in wenig Jahren wieder, was es einst war, eine der reichsten Städte von Frankreich, so wie es die schönste ist. Diese letztere Eigenschaft gehört ihr, wegen der ganz einzigen Lage an dem breiten Strom, der die beladenen Schiffe aus dem Ocean bis vor die Häuser ihrer Kaufleute auf den treflich gebauten Chartrons führt, wo zugleich ihr sicherer Hafen ist; wegen der Quartiere, Chapeaurouge, des schönen Schauspielhauses, Tourny, mit den

Plätzen und großen Cours, Saint Seurin, und des größten Theils der übrigen Neustadt. Ein unsterbliches Verdienst um die Verschönerung von Bordeaux hatte der königliche Intendant de Tourny, zu dessen Andenken ein Quartier den Namen trägt. Er legte im Anfang des letzten Jahrhunderts die schönsten öffentlichen Gebäude der Stadt, Quays, Plätze und Gassen an, besonders das Zollhaus und den *place royal* (jezt *de la liberté*), die Börse und den langen Quay an dieser Flußgegend, dessen gerade Linie und Gleichförmigkeit der Häuser-Façade, Vernet, als er den Auftrag hatte, die Ansicht von Bordeaux zu malen, in Verzweiflung setzte.

Die Stadt wird noch immer vergrößert. Ganze Quartiere, neue Gassen, neue Plätze, sind seit einigen Jahren angelegt, und man führt den Plan der Vergrößerung immer weiter aus. Dahin gehören mehrere angebaute Gassen hinter den Chartrons, besonders aber der geräumte Platz der vormaligen Jakobiner- und Franciskaner Klöster, unweit Tourny's Allee. Hier entsteht ein ganz neues Quartier. Mehrere Häuser sind schon erbauet, unter diesen ein Schauspielsaal (*Théâtre françois*) im bizarren Geschmack, ein Vauxhall, und ein Lyceum der Künste und Wissenschaften. Dagegen werden andere Viertel der eng gebauten Altstadt von ihren Bewohnern verlassen. Jeder kauft und baut sich in den schönern Gegenden von Tourny und den Chartrons an. Man sagt sogar, die Eigenthümer der Häuser der innern Stadt, hätten bei dem Präfecten gegen die Erweiterung dieser Gassen und Plätze protestirt, und sie widersezten sich der Ausführung des schönen Plans, nach welchem auf dem Platz und den Umgebungen des alten Schlosses Trompette nach einem Regie-

rungsbeschluss mehrere Gassen mit einem National-Platz in der Mitte angelegt werden sollen. Eine der neuesten Verbesserungen dankt Bordeaux seinem vorigen sehr thätigen Präfekten Thibaudau, jetzigen Staatsrath zu Paris. Auf dem Platz des kleinen Karmeliter Klosters, hat er einen ansehnlichen Markt eröffnen lassen. Dieser bildet ein langes Viereck, rings mit von etwas magern Pfeilern getragenen Arkaden und Portiken umgeben, worin die Wochenmärkte gehalten werden. Jede Gattung von Waaren und Lebensmitteln hat ihre eigne Abtheilung Buden, nach den Ueberschriften an den kleinen Vorgieblen geordnet. In der Mitte des Markts sind zwei als Obeliskten geformte Brunnen von guten Verhältnissen, zugleich Denkmäler der Namen seiner Stifter und Erbauer. Man rühmt die Anlage der unterirdischen steinernen Kanäle, zur Abführung der Unreinigkeiten in die Garonne.

Der Ausführung des Plans zu einem National-Platz mit sechsfachen neuen Gassenreihen auf dem Lokal des Schlosses Trompette, stehen schwer zu hebende Hindernisse im Wege. Besonders die unbefugter Weise seit der Zeit der Anarchie von Frankreich geschehene ungeregelte, planlose Bebauung der großen schönen Wiese an der Tourny Allee, welche vordem frei und offen bis an das Schloss diesen Spaziergang in der Stadt so sehr verschönerte. Baraken, elende Häuser, Ställe und Magazine, sind eckigt und winklicht auf diese Wiese hingesezt, so wie jeder sich die usurpirte Erlaubniss dazu nahm oder erschlich. Die schöne heitre Allee Tourny gleicht sich nicht mehr. Die einfache Lindenreihen sterben, weil der Luftzug versperrt ist; die Aussicht ist abgeschnitten. Nur durch einen Machtspruch der Re-

gierung gegen diesen eigenmächtigen Anbau wird die Räumung der Wiese, welche der Ausführung des Plans vorangehen muß, zu erhalten sein. Ich zweifle übrigens an dieser Ausführung des großen Plans nicht, wenn die Bordeauxer nach wiedergekehrtem Wohlstand erst den Muth und die Kraft gewinnen, um die dazu ausgemessenen Häuserplätze zu kaufen, und zu bebauen. Aus dem Fond dieses Ankaufs aber, werden die großen Kosten der übrigen Einrichtungen, die Anlage von Tempeln, Denkmälern, Springbrunnen u. f. w. bei weitem noch nicht zu bestreiten sein. Es ist übrigens unstreitig gewiß, daß diese Anlage an der Garonne gerade im Mittel des innern Halbmondes ihres offenen Hafens, und der freiesten Aufsicht über den Strom hinaus, nach einem zweckmäßigen Plan angefangen und vollendet, eine der schönsten in der Welt werden wird. Unter dreißig Konkurrenten zu dem von der Regierung ausgesetzten Preise für den besten Plan dazu erhielt ein junger Baumeister Labarre in Paris den ersten, und der hiesige Departementsbaumeister Combes den zweiten Preis. Die *Jury des Arts* in der Hauptstadt, hat hierin, wie in mancher ihrer Entscheidungen wieder einen Fehlgriß gethan und offenbar ohne Kenntniß der Sache und des hiesigen Lokale abgeurtheilt. Käme es damit zur Ausführung, so würde wahrscheinlich auf nachdrückliche Vorstellungen des Gironde Departements, die Entscheidung zurückgenommen, Cambes treflichem Plan der Vorzug gegeben und mit einigen Abänderungen ausgeführt werden, die das Lokale vielleicht erfordert. Labarre arbeitete den seinigen, ohne den Ort und die Forderung einer Handelstadt zu kennen, in Paris selbst aus. Er wählte eine all-

tägliche Cirkelanlage. Die Gassen schwingen sich um einen Mittelpunkt. Der Strom müßte gerade an einer Stelle, wo die schwerbeladensten Schiffe ankern können, durch eine vierzig Fuß breite Eindämmung ohne Noth verengt werden. Der Einförmigkeit eines Sterns ungerechnet, würde dadurch noch der Nachtheil entstehen, daß die damit zu verbindende Anlage gerader, die Neustadt durchschneidender, Gassen wegfielen und um den Cirkelplan zu vollenden, sogar ein Theil der größten Häuser, nach der Chartrons Seite hin, abgetragen werden müßte. — Angemessener, und an sich selbst neu, groß und edel, mit eben so viel Geschmack als Kenntniß der alten römischen Architektur gedacht, ist Combes Plan. Das einzige, was ich daran tadeln möchte, ist, daß der Künstler dem Geist und Geschmack der Alten in solchen Anlagen hier etwas zuviel Platz aufgeopfert hat, welches er mit dem sehr großen Umfang des Raums vertheidigt. Diesem Plan nach, erhält das Ganze die Form eines langen gegen den Strom geöffneten Vierecks. In der Mitte liegt ein großer Circus, wie die Rennbahnen der Alten, an den beiden langen Seiten mit Peristilen und einem Sitzamphitheater umgeben. Er soll zu öffentlichen Spielen, Pferde- und Wagenrennen dienen. Zweckmäßiger für die Stadt könnte dieser Platz, wie der des *palais royal* in Paris benutzt, in der Mitte ein Garten und rings um Warenladen in den Portiken angelegt werden. Eine National-Säule erhebt sich in der Mitte des Platzes. Er hat eine freie Aussicht auf die Garonne. Die Seite gegen über schließt die reiche Fassade eines dem Frieden geweihten Tempels mit einem Obelisk vor seiner Säulenhalle, dessen Fußgestelle einen vierfachen Springbrunnen formirt. Die

Länge des Platzes beträgt tausend und fünfzig, die Breite vier hundert und fünfzig Fuß. Ihm schlossen sich an jeder Seite drei Gassen an, welche alle sechs gegen den Strom auslaufen, von fünf Quergassen durchschnitten werden, und zwei Plätze mit großen Springbrunnen erhalten. Hinter diesen Gassen bleibt noch ein leerer Raum zur Anpflanzung eines englischen Gartens, welcher mit der Tourny Allee und dem schönen *jardin public* (jezt *Champs de Mars*) verbunden wird; und auf der andern Seite, zur Anlage von zwei großen öffentlichen Bädern für beide Geschlechter, mit Einrichtungen von Baisins zu einer Schwimmschule u. dgl. — Zugleich mit der Preisaufforderung an die Künstler ward von der Regierung die Abtragung der alten großen Veste Trompette verordnet. Ein Befehl, der den Karakter so vieler andern der Regierung des neuen Frankreichs, den der Präcipation ohne Erfolg hatte. Man fieng die schwere und kostbare Arbeit mit Wegsprengung einiger dieser ungeheuren Quadermassen zwar an; sie ruhet aber schon seit mehreren Jahren, und nur ein kleiner Theil des Schlosses ist demolirt.

Eins der schönsten Denkmale der französischen Baukunst, ist das vor fünf und zwanzig Jahren von dem Architekten Louis erbaute Schauspielhaus von Bordeaux. Seine freie Lage, sein Umfang, der große Geschmack in seiner äußern Form und innern Einrichtung; kurz das Ganze dieser schönen Masse ist vortreflich. Die Vorderseite hat ein Peristil von zwölf korinthischen Säulen; an beiden Seiten laufen Arkaden mit Boutiken und Kaffeehäusern herab; die Hinterfaçade dekorirt eine große Doppeltreppe. Imposant ist die Vestibüle mit ihren breiten Trep-

pen, Kolonnaden und Gallerien, welche von oben herab durch eine große Kuppel beleuchtet werden. In der Mitte der ersten Treppenruhe, wo sie sich seitwärts in zwei Arme theilt, ist der Eingang in den Schauspielsaal. *Aux Muses françaises* (den französischen Musen) ist seine Ueberschrift — als ob Frankreich seine Landesmusen hätte! Der Kaiser Joseph, dem man vorwarf, ihm habe auf seiner Reise durch Frankreich nichts gefallen, sagte, als er in das Amphitheater dieses Saals trat: „wo find denn die Logen? ich sehe nur ausgezogene Schieb-laden!“ Es liegt etwas Wahres in diesem Spott. Zwischen den Säulen, die an der Saalwand umher die gewölbte Deke tragen, springen die Logen, wie einzelne Balkons isolirt hervor. Die ovale Form und das Ganze des Saals ist übrigens von leichtem, gefälligem Karakter, und der Anblick dieser mit Damen angefüllten Balkonlogen überaus angenehm. Die erst neugemalten Dekorationen des Innern, sind mittelmässig in Geschmack und Ausführung. — Bei der Besichtigung dieses unermesslichen Gebäudes, verliert man sich in den vielen Sälen und Wohnungen; besonders in den fünf Stockwerken an und über dem Theater und in der mit diesem gleichen Tiefe unter demselben, wo allenthalben Maschinen, Walz- und Räderwerke zu den Dekorationen und ihren Veränderungen stehen. Sechs große ausgemauerte, beständig mit Wasser angefüllte Behältnisse sind auf den Theaterböden zur Sicherung gegen Brandgefahr angelegt.

Hinter dem Schauspielhause, an der Garonne liegen die Badehäuser mit der freiesten Aufsicht auf den Fluß und Hafen. Das neueste dieser Bäder, ist in jenem gemischten, orientalisches - römisches -

chinesisch - gothischen Geschmack gebauet, der die jetzige französische Architektur charakterifirt, und aller Regeln und Konvenienz spottet. In Rücksicht der inneren Einrichtung und grossen Reinlichkeit hat dieses Badehaus Vorzüge vor den besten Anlagen dieser Art in Paris.

Ein grosses Monument aus der Römer Zeit, steht noch in dem Amphitheater *le Palais Galien* genannt, welches Kaiser Galienus dem alten Burgundala erbauen liess. In den letzten Jahren Frankreichs, wo der anarchische Pöbel sich gegen alles verschwor, was der Kunst und dem Geschmak heilig ist, wollte man auch diese ehrwürdigen Ruinen zerstören. Man verdankt ihre Erhaltung dem vorigen Präfekt von Thibaudeau. Als er vor zwei Jahren hier ankam, fand er einzelne Theile der römischen Mauren abgebrochen und die Arena halb mit Baraken bebauet. Durch einen Regierungsbefehl ward diese Zerstörung für immer untersagt. Der Kampfplatz des alten Amphitheaters hält 238 Fufs in der Länge des Ovals, und 168 in der Breite. Er hatte fünf Mauren zum Unterbau der Sitze, der Korridore und der Vomitorien; die grösste Ringmauer hat 62 Fufs Höhe. Diese letztere ist allein grösstentheils mit ihren Bogenöffnungen und dem gewölbten westlichen Eingangsthor erhalten. Die Pilasterdekoration des letztern zeigt den Verfall des Geschmacks der Zeiten dieses Baues. Die Mauer ist kein netzförmiges Werk (*opus reticulatum*), flach liegen die mit Mörtel zusammengefügtten vierzölligen Mauersteine auf einander, und sind von Querschnitten durchschnitten. Die Dike der einzelnen Mauern beträgt fünf Fufs; von sechs stehen am Eingangsthor noch fünf starke Grund- und Bruchstücke;

die vordre Grundmauer und die Sitze sind verschwunden. — Ein zweiter Nachlaß aus dem Alterthum, ist die *porte basse* in der finstern Altstadt, von großen geschliffnen und mit Mörtel nicht verbundnen Quadern. Sie liegt in einem engen Gäßchen von beiden Seiten mit Häusern bebauet und war offenbar ein altes Stadtthor. — Als das Schauspielhaus errichtet ward, räumte man auf diesem Platz eine dritte Ruine weg, die *Piliers de Tuttele* genannt wurde. Es waren, nach antiquarischer Auslegung der Tradition, Mauren und Säulen eines den Schutzgöttern des alten Burdegala geweihten Tempels.

Wir haben einmal die Runde zu den merkwürdigsten Ansichten in der Stadt angefangen, und wollen sie vollenden.

Ich sah heute den öffentlichen Garten, mit dem neuen militairischen Nahmen *champs de Mars*, welcher schlecht für ihn paßt, in vollem Sonntagsglanz. Alles, was schön ist und elegant und von Ton, gieng in der großen Seitenallee spazieren. Der Garten verräth *le Nostre's* Geschmack in allen feinen Theilen; aber die Gegend ist sumpfig. Man scheut ihn daher als Spaziergang und er ist an Werkeltagen leer oder nur von den niedern Volksklassen besucht, welche durch ihre Formen, Gesichtsbildung und Farbe so wenig, als durch die häßliche Kleidertracht anziehen. Die elegante Welt geht lieber in der Tourny Allee. Mit der großen Wiese zur Seite war dieser Spaziergang einer der schönsten, die ich kenne: jezt hat der beengte Luftzug, die widrige Ansicht der Baraken und der absterbenden Bäume ihn verdorben.

Die Einöde des vormaligen Karthäuser Klosters

in der Vorstadt St. Seurin, dieser uralten Stiftung des bekannten Kardinalerzbischofs von Bordeaux, de Sourdis im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, war immer dem Schweigen gewidmet, und den lebendigtodten Opfern der misverstandnen Andacht. Die jezige Bestimmung des grossen Gebäudes giebt eine nicht minder traurige, zurückschreckende Ansicht. Es ist von Opfern der Revolution, von sechshundert Vertriebenen und Flüchtlingen aus St. Domingo bewohnt. Diesen Unglücklichen, welche hier in ganzen Schiffsladungen ankamen, hat man die leeren Klostermauren zum Zufluchtsort angewiesen. Sie werden auf Staatskosten erhalten. Hier in den finstern mit Koth bedeckten Klausen, deren Hauptthor noch den terroristischen Denkspruch zur Ueberschrift hat: *Vivre libre ou mourir!* liegen diese armen Menschen, wie das Vieh; — Männer, Weiber, Kinder, Neger und Weisse, wühlen durch einander. Einige reinlicher gehaltne Zellen sind von weissen Insulannern mit ihren Frauen bewohnt, die sich als Tagelöhner selbst nähren. Sie bauen ihren kleinen Kohlhof, und bekleben ihre Wände mit Heiligenbildern. Der bei weitem grössre Haufe dieser Vertriebenen fristet kärglich das Leben, und die humane Absicht der Regierung, sie nicht Hungers sterben zu lassen, wird kaum in dem Sinn des Wortes ausgeführt. Sie klagten über viertägigen Brodtmangel. Nie werde ich des erschütternden Anbliks dieser Nothleidenden in ihren mephitischen Löchern, nie des peinlichen Gefühls, hier nicht helfen und retten zu können, vergessen. Ich erzählte einem Regierungsbeamten, was ich gesehen und gehört hatte. Er lehnte, wie das in der Regel geschieht, die Sache von sich ab, weil sie nicht zu seinem Departement gehöre. — Die Klo-

sterkirche der vormaligen Karthäuser ist ein einfacher gewölbter Saal von treflicher Stimmen-Resonanz. Unter den übrig gelassenen Dekorationen verräth nur eine Engelsfigur am Altar den italienischen Meißel. Die aufgerissnen Gräber und zerschlagenen Kapellen sind Ueberbleibsel der Schreckenszeit von Bordeaux — so wie es der enge Todtenacker der altgothischen Kirche St. Seurin ist, wo die unglücklichen Opfer der Guillottine aus den Jahren 1793 und 1794 ruhen.

Die Protestanten haben das allgemeine Toleranzgesetz, welches ihnen ein öffentliches Bethaus gestattet, ich weiß nicht, ob aus Kälte gegen die Religion, oder aus Sparsamkeit wegen der damit verbundenen Kosten, noch nicht benutzt. Aelter ist die Einrichtung eines schlechten Begräbnisplatzes in einer traurigen morastigen Gegend vor der Stadt. Ein Lübek'scher Kaufmann, Weltner, dessen Andenken in Bordeaux werth gehalten wird, kaufte den Platz, und lies ihn mit einer Mauer umziehen. Er selbst liegt dort in einer Kapelle begraben, der schon der Einsturz drohet, weil man den sumpfigen Grund nicht befestigte. Seine Freunde errichteten ihm ein Denkmal mit einem marmornen Sarkophag. Der Name Klopstok unter der folgenden Inschrift, ist ein Gedächtnisfehler der Stifter. „Gesäet von „Gott reift einst die irdische Saat. — — Durch die „Nacht des Grabes wirft diese Hoffnung des ewigen „Seins ein himmlisches Licht.“ —

Nicht weit von diesem Totenanger liegt ein Denkmal des Bürgersinns, unbenutzt, und verfallen. Es verdient wegen der guten Absicht des Stifters einiger Erwähnung. Thaynac, ein hiesiger Einwohner und Zimmermeister, welcher sich in Westindien ein großes Vermögen erworben hatte, faßte während

einer Sommerdürre, die wegen Stillstand der Mehlmühlen am Wasser, der Stadt mit Brodtmangel drohete, den Gedanken, einen Theil seines Reichthums zum Nutzen seiner Mitbürger an die Anlage eines grossen Mühlenwerks zu verwenden. Fünf und zwanzig Mahlgänge dieses selbstständigen Werks sollten vermittelst eines Kanals, durch das Ein- und Ausströmen der Fluth und Ebbe der Garonne, in beständiger Arbeit erhalten werden. Mit grossen Kosten ward das solide Mühlengebäude, und der Kanal von Quadern, gegen die Flussseite, angelegt, welcher hinter dem Gebäude bis zu einem grossen gleichfalls ausgemauerten Teich fortgeführt ist. In diesem Bassin sollte das einströmende Fluthwasser gehalten, und vermittelst einer geöffneten Schleuse bei der Ebbe wieder abgelassen werden, um auch bei dem Ausströmen das Mühlenwerk zu treiben. Der Unternehmer hatte aber in seinem Plan die Verschlämmung des Stromkanals zu wenig in Anschlag gebracht. Nachdem das grosse Werk mit Unterstützung vieler Aktionisten fertig, und im Gange war, fand sich dieser Hauptfehler bald. Der Kanal ward durch den anspühlenden Schlamm der Garonne verstopft; die Mühle stokte; es gab kein hinreichendes Mittel, sie im Gange zu erhalten. Die Gesellschaft der Interessenten ermüdete über die beständigen Zuschüsse, der Unternehmer starb, und dieses grosse Werk, welches vier Millionen gekostet haben soll, verfällt nun seit zehn Jahren.

Ich lenkte auf meiner Wanderung durch jene Stadtgegend bei diesem des gemeinnützigen Plans wegen immer merkwürdigen Mühlenwerk, nach den Chartrons herein, an dessen äusserster Spitze es liegt. Diese Gegend ist die schönste, an grossen Aufsich-

ten die reichste von Bordeaux. An der Garonne zieht sich eine gerade Linie von grossen Häusern, Wein- und Waarenlagern (*Chays*) eine Stunde weit hinab. Man beherrscht eine freie, grosse Uebersicht des trefflichen Hafens — wegen seiner Halbmondsform von den Römern *portus lunae* genannt, — von dem entfernten Horizont des Stroms, gegen die Meerseite bis an die innre Stadt, wo der grosse Pallast der Douane die Gränze macht. Weit und frei neben und hinter einander liegen auf dem breiten Strom die Schiffe. Das stete Leben der grössern und kleinern Fahrzeuge, das Ein- und Aussegeln der grossen Schiffe, der Verkehr des Ab- und Aufladens am Ufer, das Treiben und Lärmen der Matrosen auf dem Strom — — es ist ein herrliches, immer neues, und selbst durch die verschiedene Beleuchtung in den Tageszeiten wechselndes Gemälde! — Dann, über den Strom hinaus, die Aufsicht auf einen frischen Wiesengrund, mit Wald; gegen die Hügel, Landhäuser und Dörfer des *pays entre deux mers*. — Man sagt, die Newa bei Petersburg soll mit dieser Stromansicht von Bordeaux Aehnlichkeit haben, nur fehlt der erstern das schöne jenseitige Ufer der Garonne. — In einem der frappantesten Augenblicke sah ich heute diese treffliche Gegend. Am Abend eines erstikend heissen Tages von 28° Reaumur, verfinsterte sich der weite Horizont. Von der Seeseite wälzten, thürmten sich schwere, schwarze Wolkenmassen herauf, immer dichter lagerten sie sich übereinander, senckten ihren düstern Saum auf die Hügel nieder. An der schwarzen Folie des Himmels schimmerten im Hintergrunde die weissen Gebäudegruppen der Dörfer und Landhäuser auf den Hügeln. Still und hehr feierte die Natur den Rasttag. Wie unbe-

weglich standen die Donnerwolken. Die Schiffe lagen ruhig auf der glatten selbst von keinem Lüftchen gekräuselten Stromfläche. — Lange blieb der Ausbruch dieses nur furchtbar drohenden Gewitters unentschieden. Die elektrische Wolkenmasse zog dann still an den Hügeln vorüber, und deckte die ganze Gegend, und die Stadt mit tiefem nächtlichen Dunkel. Nur auf Augenblicke ward die Finsterniß von starken fernen Blitzen gebrochen. — — —

Bordeaux.

Wenn das System der Departemental-Verwaltung überhaupt nach dem der Gironde — einem Departement, das in der neuen Staatskette Frankreichs doch unstreitig eins der Hauptglieder ist — beurtheilet werden soll; so ist es noch kränkelnd zu nennen. Es kommt bei der Verfassung des französischen Konfular - Staates, in den Departementern, auf die Wahl ihrer Untergeordneten, den Präfekten, und auf den guten Willen, auf die Thätigkeit dieses Organs der Regierung, allerdings sehr viel an. Doch ist damit für die Departementer noch nicht alles geschehen. Wird der Präfekt nicht von der Regierung nachdrücklich unterstützt, bleiben seine Vorstellungen über wichtige Gegenstände der innern Verwaltung von dem Minister des Innern lange unbeantwortet, oder werden sie halbbeantwortet, werden halbe Massregeln da genommen, wo nur eine volle mit Nachdruck unterstützte Entscheidung wirken, helfen und ausrichten kann, so erschlaft die Kraft auch des thätigsten Mannes an der Spitze der Departemental-Verwaltung. Die große Anzahl der Präfekturen erschwert die Korrespondenz in dem Bureau des sonst sehr thätigen Ministers des Innern, bei der unendlichen Menge der Geschäfte, in einem so großen nach langer Zerrüttung neu organisirten Lande. Man vermuthet, dies werde die Ursache einer nahen Reform der Organisation sein, nach welcher die Zahl der Präfekturen vermindert, und mehrere kleine Departementer unter einem Präfekt vereint werden sollen. Die Gehalte dieser Regierungsverwalter sind zwar bedeutend für ihre Person, doch reicht zum

Beispiel in Bordeaux das Gehalt von 24,000 Livres für den Representanten der Regierung nicht hin, wenn er in der zweiten Stadt des Reichs mit Anstand und Würde representiren soll. Man weis es nicht, ob dies die Ursache war, oder eine geheime Unzufriedenheit mit der eben angeführten Langsamkeit der Ministerial-Verwaltung des Innern in Paris, warum der achtungswürdige Thibaudau, der vorige erste Präfekt der Gironde, um seine Zurückberufung anhielt, nachdem er diese Stelle etwa ein Jahr bekleidet hatte. Dafs er von hier zurückberufen ward, ist ein wesentlicher Verlust für Bordeaux, der bei der Verwaltung seines an sich selbst moralisch guten, aber schläfrigen, unentschlossnen, schwerfälligen und furchtsamen Nachfolgers, des jezigen Präfekt Dubois, eines vormaligen Priesters aus den Voghesen, empfunden wird. Seine negativ guten Eigenschaften scheinen für manches andre Verhältnifs zu passen, aber den Forderungen eines so wichtigen Platzes, wie dieser ist, entspricht sein Karakter nicht, der mit dem Karakter seines Vorgängers in sehr vielen Zügen kontrastirt. Thibaudeau *) zeigte sich in seinem Betragen als Privatmann und als Staatsbeamter, thätig, scharfsichtig in dem Entwurf, festentschlossen und kraftvoll in der Ausführung eines Plans zum Besten des Landes. Er representirte, wie er es der zweiten Stadt in Frankreich schuldig zu sein glaubte, mit Glanz; die Gesellschaften und Feste, welche er in seinem Hause gab, wurden mit der Liberalität und dem äufsern Anstand eines Mannes von Welt, und mit der Fürsorge für die Unterhal-

*) In den Fragmenten aus Paris, 1ster Th. S. 204 u. f. habe ich einige charakteristische Züge, aus frühern Zeiten von diesem trefflichen Mann angeführt.

tung aller, eines angenehmen Wirthes gegeben. — In seiner Verwaltung zeigte er sich manchmal fast zu entscheidend, — man nennt es durchgreiffend, — welches aber mit der Lage und neuen Gestalt der Dinge vielleicht entschuldigt werden konnte. Ein Zug, worin er die Festigkeit feines Willens und seines einmal genommenen Beschlusses gleich in den ersten Tagen des Antritts seiner Stelle zeigte, war folgende an sich selbst unbedeutend scheinende häusliche Anordnung, welches aber einen deutlichen *avis au lecteur* für seine künftige Verwaltung abgab. Der vor- malige erzbischöfliche Pallast war dem Präfekten zur Wohnung angewiesen. Der damit vermittels Eines Eingangs zusammenhängende Hintertheil ist der Justiz-Pallast, worin die sämtlichen Tribunale find. Alle, die hier Geschäfte machen, Richter, Advokaten, Partheien, Volk, kurz die ganze Masse der Leute, mußte, durch den Haupteingang und den Hof des Präfektur-Pallastes gehen. Thibaudeau fand diese Einrichtung, wie sie es war, für sich sehr un- bequem und lästig. „Dem Präfekten, sagte er, wird es doch erlaubt werden, in seinem eignen Hause allein zu sein.“ — Sogleich gab er den Befehl, die Thür des Justiz-Pallastes im Hofe zuzumauern, und einen andern Eingang von der Strafe her, an welcher die Hinterfaçade eben dieses Pallastes stößt, zu öffnen. Arbeiter wurden sogleich zu dieser neuen Einrichtung bestellt. Den Präsidenten und Richtern der Tribunale misfiel sie, besonders aber die einseitige Verfügung des Präfekten. Sie protestirten dagegen. Demungeachtet wurden die Arbeiten fortgesetzt. Sie verboten den Maurern keinen Eingang zuzumauern, keinen andern zu öffnen. — Gegenbefehl des Präfekten, fortzufahren, bei Strafe des Gefängnis-

ses der Arbeiter, deren Zahl verdoppelt ward. Nun appellirten die Tribunalrätthe nach Paris. Sie erhielten keine Antwort. — Die Thür des Hofes ward zugemauert, und die nach der Gasse geöffnet.

Nach dem Präfekten ist der Generalkommissair der Policei der erste Verwalter in den Departementen. Der hiesige heisst Pierre-Pierre, eines Wurstmachers Sohn aus Marseille, anfänglich Kommissair in Rochelle, nachher in St. Domingo. Im vormaligen Marseiller Klub und im *Comité de surveillance* seiner Vaterstadt spielte er eine Hauptrolle, und machte sich die Familie Bonaparte's während ihres Aufenthalts daselbst verbindlich. Vielleicht hat ihm das diese Stelle verschafft. Er ist ein Mann ohne besondere Kultur; aber die Policei verwaltet er mit Nachdruck und Umsicht. In einzelnen Zweigen z. B. in Absicht der öffentlichen Spielhäuser wirft man ihm zu große Nachsicht vor. Das schärfste Hazardspiel wird in diesen Häusern zum Verderb vieler jungen Leute, und ihrer Moralität getrieben. *) Ein Vorfall dieser Tage zeichnet seinen entschlossnen Charakter als erster Policeibeamter, aber auch zugleich das Verhältniß, worin er sich gegen seinen ersten Kollegen den Präfekten setzt, und mit welcher barocken Undelikatesse er darin verfährt. Dubois hatte, nach vorher eingezogener Bewilligung von Paris, einer Schauspieltruppe die Erlaubniß zur Eröffnung eines kleinen Theaters gegeben, welches eigentlich nur dem Policeikommissair zustund. Die Ankündigungszettel des neuen Schauspiels wurden an den gewöhn-

*) Im Januar des jezigen Jahrs ist ein von dem Präfekten gegebener Befehl gegen diesen Unfug ergangen, welcher in einer Handelsstadt noch verderblicher ist, als irgendwo sonst.

lichen Orten angeschlagen. Sogleich schickt Pierre-Pierre seine Policeiknechte hin, läßt die Zettel öffentlich abreißen, und die Eröffnung des Theaters verbieten. — Ein Beitrag zur Beförderung der Volksachtung gegen seine ersten Regierungsbeamte!

In Hinsicht der Besezung und Verwaltung der übrigen öffentlichen Aemter in der Hauptstadt der Regierung und in den Departementern, finde ich die in meinem lezten Briefe aus Paris mitgetheilte Ansicht der Dinge, welche mit der Ansicht ruhiger Beobachter des Innern einstimmt, auch hier aufs neue bestätigt. Die Wahl dieser öffentlichen Beamten geschieht noch nicht jedesmal mit der Vorsicht und Unpartheilichkeit, welche erfordert wird, um den Gewählten ohne Ausnahme die allgemeine Achtung der Bürger zu geben und zu erhalten. Man nimmt nicht die schonende Rücksicht gegen Meinungen, die seit dem lezten Jahrzehnd angegriffen, und tief gekränkt find. Die Tribunale der ersten Instanzen find mit ganz guten, aber zum Theil noch mit schwachen Männern besezt. Der Bürger darf zwar nicht mehr für seinen Richter erröthen: aber noch bei weiten nicht alle flößen das volle Gefühl der Achtung ein, welche den Nimbus um das Haupt des Richters webt, der dem großen Hauffen Ehrfurcht gebietet. Am schlechtesten organisirt in Ansehung der Besoldungen, find noch die Gerichtsverwaltungen der Distrikte und Arrondissements. Jeder dieser Unterrichter hat tausend Livres Gehalt. Davon muß er mit seiner Familie bestehen; dafür sein Leben dem Staat opfern! Wie sollen sich rechtliche, aber unvermögende Männer dazu finden? wie sollen sich andre rechtlich in ihrer Amtsverwaltung erhalten? Wie viele Klippen für die Moralität der Richter; wie vie-

len Reitz zu Bestechungen der Partheien! — Die Richter der höhern Instanz zu Bordeaux haben zwei tausend und fünfhundert Livres Gehalt, die des Kassations-Tribunals viertausend. — Mit großem Verlangen wird allgemein die Vollendung des neuen Civil-Kodex und die in einer Stadt wie Bordeaux so wichtige Anordnung noch ganz fehlender Handels- und Seerechte erwartet. Tausend unvermeidliche Verwirrungen entstehen noch aus den ins unendlich vervielfältigten einzelnen Verordnungen und ihrem Widerspruch mit vormaligen Gesetzen und Gerichtsgebräuchen, wozu man bei der Unvollständigkeit der erstern noch so oft Zuflucht nehmen muß.

Die Garantie der jetzigen Verfassung und die Erhaltung ihres ersten Magistrats wünscht man fehnlichst. Bonaparte wird allgemein bewundert, und gewis in den Departementern allgemeiner geliebt, als in Paris. Man erkennt, was durch ihn für Frankreich schon geschah, man hofft alles von seinem großen und guten Willen, in dem Vielen was zu thun noch übrig ist.

Der Druk der sich noch immer mehrenden Abgaben, wird schwer empfunden, und ist eine natürliche Folge der vorigen Zerrüttungen des Staates. Die ungeheuren Staatsausgaben zu den Besoldungen der unzähligen öffentlichen Beamten ist eine Hauptquelle dieser Vermehrung der Lasten des Bürgers. Und selbst durch ihre Verdopplung würde der Fond zur Bestreitung dieser Staatskosten noch nicht zureichen. Daher denn der beständige Rückstand der Besoldungen. Es heißt, daß in dieser Hinsicht heilsame Reformen bevorstehen. So soll z. B. die Zahl von sechstausend besoldeten Frie-

denrichtern auf die Hälfte herabgesetzt werden, welches dem Staat Millionen ersparen wird. — Jetzt sind die Abgaben von liegenden Gründen, von Vermögen und von Lebensbedürfnissen (*droits fonciers, mobiliers, somptuaires*) nebst den Steuern, Zöllen, Taxen u. dgl. noch ohne Vergleich stärker, als sie jemals waren. Der Städter bezahlt über das Doppelte im Vergleich der Zeiten vor der Revolution und der Landmann hat statt des ihm abgenommenen Jochs seiner Gutsherrschaft andre Lasten, wiewohl minder drückende erhalten. — Der Verlust der öffentlichen Fonds der Wohlthätigkeit, die Armuth aller Staatskassen fordern Ersatz, damit in den Städten die wohlthätige Stiftungen erhalten, und die Kosten der öffentlichen Arbeiten, der Bedürfnisse der Gassen und Sicherheitspolizei u. s. w. bestritten werden können. Die Herbeischaffung aller dieser Ausgaben hat den schweren Druk der Steuern, Zölle und Taxen zur Folge; bei welchem nothwendigen Uebel noch manches ungeordnet und der Willkühr der Unterbeamten überlassen ist. Die Stadtzölle gehören besonders zu diesen den Misbräuchen der Officianten unterworfenen Abgaben. Die Gutsbesitzer der Gegend werden damit bei der Einführung ihrer eignen Landesprodukte auf allerlei Art geneckt und übersezt. Sie müssen 12 bis 15 Procent erlegen. Eine Heufuhr etwa 24 Liv. am Werth, zahlt 3, auch 4 Liv. an Zoll. — Die eingeführten Mastochsen müssen wie billig verzollt werden. Nun ereignet es sich, daß ein Bauer, um der Abgabe zu entgehen, seinen Karren mit Ochsen bespannt in die Stadt führt, und mit Pferden zurückkommt, nachdem er jene in der Stadt verkauft hat. Statt nun jene Zolldiebe aufzusuchen, zu bestrafen, und andere Vor-

kehrungen zur Abwendung des Betrugs zu machen, zwingt man die namhaftesten und bekanntesten Städter, wenn sie als Gutsbesitzer ihre Wagen mit Ochsesgespanne hereinfahren lassen, 36 Liv. an der Zollbude zu erlegen. Dieses Geld erhalten sie zwar zurück, wenn das Paar Ochsen zurück geht, doch ist die Wiederbezahlung immer mit Schwierigkeit verknüpft, und die Maafsregel selbst eben so unbehülflich als dem Misbrauch der Beamten Preis gegeben, deren viele, jetzt wie vordem, hier wie allenthalben, eben so unwissende und grobe, als zweideutige Menschen sind. Es ist ihnen eine leichte Sünde, den Bürger zu vervortheilen und den Staat zu betrügen.

Obgleich mein Stern auch in Bordeaux mir keine *causes illustres* zuführt, so habe ich hier doch auch in Sachen von geringerer Bedeutung ohne Vergleich besser plaidiren hören, als vor den Tribunalen der Hauptstadt. Mit Geist, Klarheit und Kraft des Ausdrucks redete vorzüglich der junge Advocat Ravez und sein Gegner Lainé in einer Afsekuranzsache. Die gerichtliche Beredsamkeit des erstern machte, als er zur Führung einer Sache nach Paris gereiset war, dort ein so grosses Aufsehen, dass man ihm die vortheilhaftesten Bedingungen eines grossen Jahrgehalts bot, wenn er bleiben und die Sache der Kaper vertheidigen wollte. Er weigerte sich dieses Geschäftes, und ich schätze Ravez doppelt dafür. — Die beiden Tribunalssäle des bürgerlichen und peinlichen Gerichtshofes, sind von dem Architekten Combes in einem sehr edeln Stil eingerichtet und verziert. Der Sitz des Rathes formirt ein erhöhtes Hohlgewölbe oder eine grosse Nische, mit dunkelblauen Gewändern in antikem Geschmack dekorirt. Nur ist

diese Form dem Redner nicht günstig, dessen Stimme an dem Gewölbe verhallt und kaum verstanden wird. Die Richter tragen eine schwarze Toga mit hellblauen Ueberschlägen. Die Advocaten sitzen ihnen in täglicher Kleidung in einem Halbcirkel gegen über.

Ich komme zu einem Gegenstande, dessen Erforschung in dem Innern Frankreichs mir sehr am Herzen lag — zu der öffentlichen Erziehung, ohne deren Beförderung von Seiten des Staats jede Hoffnung des Bürgers von der Dauer seines Glückes täuscht und trügt. — Alles aber, was ich bis jetzt über diesen wichtigen Gegenstand gesehen und von Männern erfahren habe, welche nicht mit leeren Wünschen, sondern mit Selbstthätigkeit für das Gemeinwohl, ihr Vaterland lieben, ist noch sehr traurig. Das öffentliche Erziehungswesen ist noch lange nicht so organisirt, daß davon für die Nation ein glücklicher Erfolg erwartet werden könnte. Mit Ernst, mit Plan, mit befördernder Thätigkeit geschieht von der Regierung noch wenig, um diesen Chaos zu ordnen, die Organisation auf bestimmtere Grundsätze zu bringen, und das noch so unvollkommene Ganze der bisherigen Einrichtungen zu vervollkommen. Die Primairschulen in den Departementen, die zum Lesen und Schreibenlernen und zum Unterricht in andern Elementarkenntnissen bestimmt sind, um die Kinder, freilich durch einen starken Sprung, zu den Centralschulen vorzubereiten, diese ersten Pflanzschulen des Unterrichts, existiren mit geringen Ausnahmen noch gar nicht. Den Schulmeistern ist vom Gouvernement die Alternative einer freien Wohnung nebst Garten, oder eines bestimmten Gehaltes versprochen. Keins von beiden wird ihnen gege-

ben. Es fehlt also denen, die ihr Leben mühselig mit dem ersten Unterricht der Kinder hinbringen sollen, an dem ersten Erforderniß, an Brodt, und folglich finden sich für einen solchen Dienst keine Arbeiter. Dieser schlechte Zustand der Elementarschulen und der gänzliche Mangel jeder andern öffentlichen Erziehung der Kinder seit dem Jahrzehnd der Revolution, eröffnet eine traurige Aufsicht für die heranwachsende Generation, und wird schon jezt allenthalben tief empfunden. Die Unterbeamten klagen über die Schwierigkeiten, junge Leute, welche lesen und schreiben können, zu Büreauburschen und Schreibern zu finden: denn gerade das Alter dieser Knaben von 14 bis 16 Jahren fällt in die Zeit der Revolution, des anarchischen Systems und seiner Folgen. Frankreich wird schon jezt, bei dieser Vernachlässigung der ersten und nothwendigsten Bildung seiner jungen Bürger, mit einem Zustand der Barbarei bedrohet. Die Zeit ist nahe, wo es an wahlfähigen tüchtigen jungen Männern zu den Stellen der Unterbeamten, der Maire, Friedensrichter u. f. w. in vielen Distrikten fehlen wird. Stufenweise muß dieser Nachtheil durch alle Zweige des Staatsdienstes empfunden werden. — Jünglinge von 16 bis 20 Jahren aus den niedern Bürgerklassen treibt das Selbstgefühl ihrer vernachlässigten Erziehung, daß sie sich selbst bei Privatlehrern mit der Bitte um Unterricht in der Rechtschreibung und in andern Anfangskenntnissen melden. — Welch eine Aufsicht in die Zukunft, wenn hierin nicht schnell, nicht ernst und nachdrücklich geholfen, und einem Unheil gesteuert wird, das krebsartig die innere Kräfte des Staates angreift, und die Grundlage des Gemeinwohls untergräbt. *)

*) Die Regierung selbst verheelt sich diesen schlimmen Zu-

Die Centralschulen sind in den Hauptstädten der Departementer eröffnet, Lehrer mit dem Professorettitel dabei angestellt und diese, von einer engen Jury jedes Departements im Ganzen gut gewählt. Ihr Gehalt ist auf dreitausend Livres bestimmt, es wird aber langsam bezahlt. Da die Fonds der alten Klöster und Stiftungen zu den Besoldungen der Lehrer nicht mehr existiren, werden diese aus gewissen dazu bestimmten Abgaben gehoben, wie hier aus den Abgaben von der Weinerndte. Diese gehen nur langsam ein; folglich bleibt der Gehalt der Lehrer oft lange rückständig und unbezahlt. Die Centralschulen werden im Verhältniß der Bevölkerung der Departemente nicht stark besucht. Die Zahl der Schüler in der Centralschule des großen Departements der Gironde ist eine der bedeutendsten, und beträgt gegen vier hundert Jünglinge. Zum Nachtheil des Staa-

stand der öffentlichen Erziehung nicht mehr, sie gesieht ihn vielmehr aufrichtig und öffentlich: und deswegen ist eine endliche Aenderung um so mehr zu hoffen. In der Darstellung, welche der Staatsrath Thibaudeau am 23ten November v. J. der Gesetzgebenden Versammlung über die jetzige Lage der Republik vorlegte, sagt er selbst. „Der öffentliche Unterricht hat zwar in Paris und in einzelnen Departementen einige Fortschritte gemacht; in allen übrigen aber, wird noch wenig oder gar nichts geleistet. Wenn wir auf diesem Wege fortschreiten, so werden Kenntnisse und Aufklärung nur in einzelnen wenigen Theilen der Republik herrschen; Unwissenheit und Barbarei wird das Loos der übrigen sein.“ — Dann spricht Thibaudeau noch im allgemeinen von einem Plan zur Verbesserung der Erziehung, durch Errichtung von Primair- und Secondairschulen, von Lyceen und Specialschulen in den Departementen, wodurch eine bessere Stufenfolge des Unterrichts, als in dem bisherigen Plan eingerichtet werden wird. —

tes, ist das System der Freiheit und Gleichheit in das System des öffentlichen Unterrichts und der Aemterbesetzungen eingedrungen. Man sieht bei diesen Besetzungen nur gar zu oft nicht auf solche Männer, welche ihren Schulunterricht und ihre akademischen Studien beweisen. Fürsprache, Verbindungen, und andre Mittel führen oft zum Amt. Der Jüngling glaubt sich der Anstrengung überheben zu können, da ihnen leichtere Wege zur Beförderung offen stehen. — Es sind dem Minister des Innern hierüber Vorstellungen von der Kommission der hiesigen Centralschule geschehen. Man hat, um einen Ausweg aus diesem Labyrinth zu finden, um den Besuch der Centralschule zu befördern, und den Unterricht zu unterstützen, die Herstellung der vormaligen akademischen Graden vorgeschlagen, ohne welche und ohne die damit verbundene Prüfung keiner zu dem öffentlichen Amt des Richters, des Sachwalters, des Arztes u. f. w. zuzulassen wäre. Der Vorschlag ward wahrscheinlich nicht annehmlich gefunden und unbeantwortet gelassen. — Noch immer, wie i. J. 1796 *) vermiſſe ich auf der Liste der Lehrer der höhern Wissenschaften in den Centralschulen einen Lehrer der Moral. Längst empfand man in Bordeaux diesen wesentlichen Mangel. Guilhe, Professor der Logik bei der hiesigen Centralschule, ein Mann von lebenswürdigem Charakter, von aufgeklärtem, denkendem Kopf, der als ein solcher und als Vorsteher einer Privaterziehungsanstalt hier sehr geachtet wird, kündigte deswegen vor einigen Jahren aus eignem Triebe Vorlesungen über die Moral an. Er fand allgemeinen Beifall, und hatte beständig einen vollen Hörsaal. Das schöne, gemeinnützi-

*) Fragmente II. 112.

ge Unternehmen dauerte aber nicht lange. Professor Guilhe, den man in Paris beschuldigte, er wolle unrepublikanische Weichlinge und Kopfhänger ziehen, erhielt ein Schreiben von dem damaligen Minister François de Neufchateau, der ihm mit vorangeschikter Belobung seines Eifers für das öffentliche Wohl, die Weisung gab, seine Vorlesungen über die Moral einzustellen, und sie dem Professor der Gesetzgebungslehre an der Centralschule zu überlassen, zu dessen Fach sie gehöre. War nun dieser Gesetzgebungslehrer ein schlechter Morallehrer, oder fehlte ihm das allgemeine Zutrauen, — genug, an die Morallehre ward bald nicht weiter gedacht. Dem Präfekten sind neuerlich wieder Vorstellungen über diese, den redlichen Bürgern am Herzen liegende Angelegenheit gemacht worden, aber es geschieht noch nichts darin, und man beschwichtigt die Klagen mit der Vertröstung auf eine neue bessere Organisation des Erziehungssystems. — Zu dieser vorzunehmenden Revision des öffentlichen Erziehungswesens gehört vornehmlich eine bessere Unterstützung der Central Schulen mit den nothwendigsten Hilfsmitteln des Unterrichts. Den Lehrern der Physik, der Naturlehre, der mathematischen Wissenschaften, der Künste, fehlt es bis jezt an Apparaten, an Sammlungen, an antiquarischen und artistischen Werken. Paris hat einen so großen Ueberfluß an diesem allem, daß man dort kaum achtet, was in den Departementern als Schätze gelten würde. Man versagt den Lehrern diese Hilfsmittel, auch wenn sie darum anhalten. „Was wollt ihr“ — so lautete die erbauliche mündliche Antwort eines der Administratoren des Museums in Paris, an einen hiesigen Professor — „was wollt ihr in Bordeaux mit Kunstwerken machen! —

bleibt bei eurem Zucker und Kaffee!" *) — diese Antwort wäre ja —, nur in etwas gelinderem Ton — beinahe ein Gegenstück zu jener, welche dem unglücklichen Lavoisier von dem Revolutionstribunal gegeben ward, als er, um noch eine wichtige Erfindung zu vollenden, um einige Tage Lebensfrist bat: die Republik braucht Kanonen, und keine Wissenschaften mehr. Wenigstens ist jene Antwort ein redender Beweis der Eifersucht der Pariser, gegen die Departementer. Noch ein Zug dieser Art ist der Vorschlag, die bisherige gute und lokal zweckmäßige Einrichtung, nach welcher die Lehrer der Centralschulen von einer Kommission oder Jury in jedem Departement, aus dem Innern desselben gewählt werden, auszuheben, und von Paris aus — diesem Brennpunkt aller Erleuchtung und Kultur — diese Lehrer in die Departementer zu senden. Man muß hoffen, daß bessere und liberalere Einsichten die Männer am Ruder des Staates von diesem zweideutigen Plan ableiten werden. — Bei großen persönlichen Verdiensten der zu Ministern des Innern erwählten Privatgelehrten liegt der Fehler, woraus so manche Misgriffe entstehen, unverkennbar darin, daß es diesen Männern an der großen Uebersicht des Ganzen, und an den Lokalkenntnissen des Innern Frankreichs fehlt, welche zu einer solchen höchst wichtigen und vielumfassenden Verwaltung unumgänglich gehören, daß ferner die Menge der Geschäfte und der Umfang der Korrespondenz des Ministeriums des In-

*) Seitdem das geschrieben ward, ist ein Konsular-Beschluß ergangen, daß in mehreren großen Städten Frankreichs Kunstmusäen angelegt werden sollen, wozu man den Ueberfluß an Gemälden in Paris benutzen, und sie unter diesen Städten vertheilen will.

nern, zu groß ist, und von Einer Verwaltung unmöglich mit Ordnung und Zweckmäßigkeit bestritten werden kann. Bei den Centralschulen zum Beispiel ist der Geschäftsgang folgender. Die Cirkulare und Verordnungen des Ministers werden eingesandt, und die Lehrer aufgefordert, ihre näheren Vorschläge zur Verbesserung des Instituts zu machen. Eine Specialkommission entwirft, und schickt die geforderten Vorschläge, Berichte, Bemerkungen über die einzelnen Punkte der Verordnung nach Paris ein: — sie bleiben unbeantwortet, verlieren sich vielleicht in den Büreaus des Ministers; oder wenn, nach langem Zwischenraum, eine flüchtige Antwort auf flüchtige Berichte der Bureauarbeiter erfolgt, so sind es oft bloß wiederholte Fragen, welche durch vorige Berichte der Kommission schon beantwortet, neue Anforderungen, welche durch eingesandte Erklärungen der Kommission schon erledigt waren, und worauf diese sich dann in ihrer Gegenantwort nur bloß beziehen kann. In diesem Cirkel geht es in den Departementen fort, und für die verhandelten Sachen selbst geschieht nur selten etwas.

Doch macht der Plan zur Errichtung eines wichtigen Lehrinstituts in Bordeaux, welcher von hieraus mit vielem Eifer betrieben wird, hierin eine sehr rühmliche Ausnahme. Das ist die Errichtung einer Handlungs-Akademie (*chaire de theorie commerciale*), wozu eine aus Professoren der Central-Schule und aus einsichtsvollen hiesigen Kaufleuten bestehende Kommission den Plan und die innre Organisation entworfen hat, und deren Eröffnung nächstens geschehen wird. *) In diesen Tagen ist ein

*) Im December des vorigen Jahrs ist diese trefflich eingerichtete Handlungsschule von Bordeaux, wirklich eröffnet,

Beschluß des Präfekten der Gironde darüber erschienen, den ich, weil er in einer konzentrirten Uebersicht den Plan des Instituts enthält, hier mittheile. Ich muß aber, um dieses Aktenstück genießbar zu machen, mit der Sprache, zugleich den eckigten und weitschweifigen Stil des Beschlusses übersetzen, welcher vollkommen den Karakter unsers widrigen altdeutschen Kanzleistils hat.

„Der Staatsrath, Präfekt des Departements der Gironde.

„In einer Verordnung der Konsuln der Republik vom 7ten Thermidor des 9ten Jahrs ist bei der Errichtung einer Handlungsbörse in der Stadt Bordeaux, das ganze Gebäude der alten Börse der Bestimmung des Kommerzes überlassen.

„In einem Bericht des Handlungstribunals, wird hierauf die Gründung einer Lehranstalt vorgeschlagen, in welcher die Theorie der Handlung und aller Hilfswissenschaften derselben gelehrt werden sollen.

„Hiebei ist unumgänglich nöthig, daß die Administration mit den Einkünften der Börse *) verfahren, und demnach die Autorität festgesetzt werde, welche die Einnahme derselben sichert, und ihre Verwendung anordnet.

„Da nun sich findet, daß diese Einkünfte der und der oben erwähnte Professor der Centralschule Guille auch zum Professor dieses Instituts ernannt worden. Schon die Ernennung dieses einsichtsvollen und thätigen Mannes ist eine gute Vorbedeutung für das Gelingen dieses gemeinnützigen Instituts.

*) Dieser reiche Fond der Börseneinkünfte von Bordeaux beträgt jährlich an 40,000 Livres, aus den zu der Börse gehörigen Gebäuden, Buden u. dgl.

Börse offenbar ihre nothwendigen Ausgaben übersteigen; so kann ein Theil des Ueberschusses nicht besser benutzt werden, als wenn er einer Stiftung gewidmet wird, welche von den einsichtvollsten Kaufleuten dieser Stadt bisher vergeblich nachgesucht ward, nemlich der Gründung einer Lehranstalt, worin die jungen Leute in den Elementarkenntnissen der Handlung unterrichtet werden können, wie auch solche ähnliche Anstalten zu dem Glanz einiger europäischen Städte nicht wenig beigetragen haben.

„Die, durch eine glückliche Veränderung der Grundsätze, zur Wohlfahrt berufne französische Republik kann ihrer Seits nicht genug eilen, eine solche als sehr nützliche, hinreichend verbürgte Stiftung auch bei sich einheimisch zu machen, und es kommt der Stadt Bordeaux zu, sie einzuleiten.

„Die Schritte der Jünglinge müssen geleitet werden auf einer Bahn, wo jeder Fehltritt unglückliche Folgen nach sich zieht; es ist nicht minder wesentlich nöthig, ihnen für ihre künftigen Geschäften das Gefühl der Ehre einzuflößen, ihnen die ganze Würde dieses von ihnen gewählten Geschäftes kennen zu lehren. Auf diesen doppelten Zweck gerichtet, kann das Handlungsinstitut von Bordeaux das Muster einer Einrichtung werden, die ähnliche ausländische Anstalten vielleicht noch übertreffen wird.

In Hinsicht aller dieser Erwägungen beschließt der Präfekt:

1. Die Administration der Börseneinkünfte wird einer Kommission anvertraut, die aus drei Richtern des Handlungstribunals und aus drei Mitgliedern des Handlungsrathes besteht, welche aus denselben nach

Stimmenmehrheit erwählt, jährlich erneuert, oder auch wieder gewählt werden können.

2. Die Verwendung der Fonds kann nur nach vorhergegangner ordentlicher Deliberation dieser Kommission geschehen.

3. Eine Lehranstalt der Handlungstheorien wird in dem Gebäude der Börse errichtet.

4. Der Unterricht in dieser Anstalt wird umfassen: Die Handlungsgeographie, die Grundsätze der Gesetzgebung überhaupt, und der Handlungsgesetze der französischen Republik, und der vornehmsten fremden Nationen insbesondere, die Moral in Anwendung auf die Handlung. *)

5. Dieser Unterricht wird einem Professor und einem Suppleanten anvertrauet.

6. Für den Professor wird ein Gehalt von 4000 Livres, dem Suppleanten 1000 Livres festgesetzt.

7. Er wird nach Maßgabe der Bestimmung der

*) Hier hat denn der edle Guilhe Gelegenheit, seinen gemeinnützigen Plan der Vorlesungen über die Moral auszuführen: und sie, ohne neue ministerielle Weisungen befürchten zu dürfen, auch über dieses Institut hinaus auszudehnen. Man sieht es diesem Theil des Planes an, daß es sein Werk ist. Handlungsmoral ist theoretisch und praktisch nur zu sehr und allgemein vernachlässigt, und zertreten. Möchte die Lehre, welche das neue Institut von Bordeaux hierin giebt, zum Muster für ähnliche Anstalten der Kaufmannschaft genommen werden! — Uebrigens ist diese officiële Angabe des Unterrichtsplans unvollständig. Der Unterricht wird noch umfassen: die Geschichte der Handlung mit ihrer Geographie verbunden, die Arithmetik und Geometrie in Bezug auf die Handlung, die Sprachen südlicher und nördlicher Länder, nemlich die italienische, spanische, portugiesische, englische und deutsche Sprache.

Administrations - Commission aus den BörsenEinkünften bezahlt.

8. Der Präfekt ernennt den Professor und den Suppleanten, nachdem er den Handlungsrath und das Handlungstribunal über die Fähigkeiten der Kandidaten befragt hat.

9. Der Lehrkursus wird mit dem nächsten 20sten Brumaire, und künftig jedes Jahr an diesem Termin anfangen, und bis zum 20sten Fructidor dauern.

10. In jeder Dekade werden zehn Vorlesungen, eine jede von zwei Stunden wenigstens, gehalten.

11. Mit Vertheilung von Prämien wird jeder Lehrkursus geschlossen.

12. Die übrigen innern Einrichtungen sollen durch eine künftige Verordnung näher bestimmt werden.

Gegeben zu Bordeaux im Pallast der Präfektur, am 4ten Fructidor des 9ten Jahrs.

D u b o i s.

Eine Anstalt der wohlthätigsten Menschlichkeit ist die hiesige Taubstummenschule in jeder Hinsicht wenigstens von gleichem Verdienst der Lehrer, und von eben so glücklichem Erfolg, als die zu Paris. Sie ist von dem vormaligen Erzbischof de Cicée gestiftet, und von Sicard, der selbst nach Bordeaux kam, eingerichtet. Nachdem sie schon einige Jahre bestanden hatte, ward von der National-Versammlung verordnet, daß in Frankreich nur die zwei Taubstummen - Institute, zu Paris und zu Bordeaux, bestehen sollten. Die Schule wird von fünf hiesigen Bürgern administirt, und die Zahl der Zöglinge ist auf sechszig festgesetzt. Jetzt sind fünfzig hier, und — ich bitte die Damen, es zu bemer-

ken! — nur acht weibliche Stumme unter dieser Zahl. Ein Oberlehrer mit einem Gehülfen, zwei Unterlehrer und zwei Lehrerinnen ertheilen Unterricht; alle verwalten ihr schweres aber unendlich belohnendes Geschäft, mit vieler Humanität, mit Liebe und Anhänglichkeit an ihre Zöglinge, welche nach dem Plan fünf Jahre in dem Institut bleiben. Ausser dem allgemeinen Schulunterricht, und der mechanischen Abrichtung zur Zeichensprache werden, um den Taub- und Stummgeborenen ihr künftiges Fortkommen zu erleichtern, sechs Handwerke in dem Institut gelehrt, die, der Tischler, Zimmerer, Schlosser, Drechsler, Schuster und Schneider. Einige ausgezeichnete vormalige Zöglinge sind in Handelshäusern angestellt, unter welchen einer, in dem hiesigen Komtoir seines Vaters die dreifache, französische, englische und deutsche Korrespondenz führt. Unter den fünf Administratoren des Instituts ist der vormalige Parlamentsadvokat Martignac, einer der achtungswerthesten und geachtetsten Männer in Bordeaux. Ich ward vom ihm in eine der wöchentlichen Prüfungen des Instituts geführt, wo der edle Mann wie in seiner Familie lebt, und von seinen nun nicht mehr ganz unglücklichen Pflegekindern geliebt und gekoset wird. *Hic amat dici pater!* *) — Man muß selbst eine solche Lehranstalt gesehen haben, um das Gefühl der Rührung und der herzlichen Theilnahme an dem durch Pflege und Unterricht gelinderten harten Schicksal dieser interessanten Unglücklichen zu empfinden, das mich während der beiden

*) „Hier will er mit dem süßen Vaternamen genannt seyn.“

Diese Unterschrift der Statue des königlichen Richters der Militair-Schule in Paris, welche vordem in ihrem Hofe stand, war mir bei diesem rührenden Schauspiel oft gegenwärtig.

Stunden in ihrer Mitte erfüllte. So wenig wie dieses Gefühl, vermag ich hier den Plan, und die Methode des mühsamen Unterrichts mitzutheilen, und dem geheimen Gang der nach den Individuen unter einander sehr verschiedenen Entwicklung der innern Kräfte dieser Menschen zu folgen. Nur von der sichtbaren Wirkung des Unterrichts auf einzelne derselben in den Fortschritten ihrer Begriffe und Empfindungen und in den erlangten Fertigkeiten, wovon ich Zeuge war, hebe ich hier ein Paar Züge aus. Merkwürdig ist besonders ein zehnjähriger Knabe, Namens Salcede, welcher erst siebenzehn Monate den Unterricht genießt. Mit all der Lebendigkeit eines aufs beste organisirten Kindes, faßte dieser Taubstumme die ihm durch Zeichen und Gebärden oder durch Schriftsprache mitgetheilten Ideen, und gab dem Lehrer mit Pünktlichkeit und Klarheit seine Antworten eben so richtig, als kallegraphisch an eine Tafel geschrieben. Ich legte einem ältern Zögling selbst eine geschriebene Frage vor. Durch Auslassung eines Buchstabens hatte ich einem Wort einen zweideutigen Sinn gegeben. Er sah mich an, zeigte zweifelhaft auf das Wort, supplirte den Buchstaben, und fragte bescheiden: ob er den rechten Sinn so getroffen habe? Und dann folgte die Antwort ausführlich, gedacht, und vollkommen richtig. Scheinbare Neugier ist ein Hauptzug des Charakters der Taubstummen, da sie bei dem Mangel des Gehörs ihre Wisbegierde auch in den geringsten und gewöhnlichsten Kleinigkeiten des Gesprächs sich nur durch den einzigen Weg schriftlicher Mittheilungen befriedigen können. — Mein Taubstummer fieng nun seiner Seits an zu fragen: wer sind Sie? woher kommen Sie? u. s. w. Ich schrieb: *de*

Hambourg - homme de lettres. Er machte Zeichen des Erstaunens über eine so weite Landreise, von der „*ville commercante sur l'Elbe, en basse Saxe, Allemagne.*“ Worte die er unter meine Antwort schrieb. Das: *homme de lettres* verstand er nicht. Er fann, schüttelte misvergnügt den Kopf. Ich nahm die Kreide, und mußte mich entschließen, ihm das erklärende Wort, *savant* darunter zu setzen. Er schlug sich vor die Stirn, daß er den Ausdruck nicht verstanden hatte. „Woher kommen Sie jetzt? fragte er weiter.“ Aus Paris. „Sein Gesicht erheiterte sich, sein Auge glänzte freudig. Ich errieth ihn nicht. Schnell schrieb er: *connoissez vous notre Bonaparte?*“ — *Je le connois et je l'admire* schrieb ich darunter. Mit sichtlichlicher Rührung drückte er mir die Hand. —

Die ganze Einrichtung dieses Instituts, die Sorgsamkeit, womit es verwaltet wird, der Fleiß der Lehrer, ist musterhaft. Unpartheiische Beurtheiler, welche diese Taubstummen-Schule mit der zu Paris verglichen haben, geben der hiesigen den Vorzug. Man beschuldigt Sicard, daß er dieses Uebergewicht der Schwesterschule in Bordeaux nicht ohne Eifersucht erkenne, und sogar durch Schleichwege, die hier gebildeten besten Lehrer und Zöglinge ihr zu entziehen suche. Mir wird es schwer, die humanen Lehrer der Taubstummen zu der Klasse engherziger Egoisten zu rechnen, und diesen neidischen Zug zu glauben *) — Der Staat hat den Unterhalt dieses öffentlichen Instituts übernommen. Die übrigen wohlthätigen Anstalten in Bordeaux bestehen, bei dem Verlust ihrer Fonds, durch Auflagen z. B. auf das

*) Mehrere ähnliche Züge, die ich von ihm in Paris nachher erfuhr, bestätigten mir die obige Beschuldigung.

Schauspiel, von dessen Einnahme 10 Procent für die Hospitäler abgegeben wird u. f. w. Diese öffentlichen Krankenanstalten liegen ausserhalb der Stadt. Das Hospital Saint André wird für das Beste gehalten.

In Absicht des öffentlichen Religionskults und seiner dissidirenden Diener ist, wie allenthalben, auch hier noch nichts bestimmt. Es wird endlich Zeit seyn, daß die Regierung auch hierin ihre Parthei nimmt, und das innre Murren und Gähren, durch Entscheidung des Haders der beeidigten und unbeeidigten Priester endigt. Die ersten Klassen der Einwohner von Bordeaux sind den unbeeidigten Priestern treu geblieben; das Volk und die Landleute der Gegend hängen den konstitutionellen beeidigten an, und jede dieser Partheien geht in die Messe ihres Korypäen. Nur in einer Stadtkirche, in der Kirche St. André, liest ein beeidigter Priester am Sonntage Messe, und seine Zuhörer sind Leute aus den niedrigsten Klassen. Schon der Name *temple décadaire* ist keine Empfehlung für diese Kirche, worin ein republikanisches *Simultaneum* gefeiert wird. Ein Drittheil des innern Raums ist nemlich durch Gitter von dem übrigen Schiffe getrennt; hinter diesem Gehege werden republikanische Feste begangen, Reden gehalten, und Geseze promulgirt. Dies Gehege ist der bescheidne *temple de la loi* von Bordeaux. In den übrigen Kirchen, wo unbeeidigte Geistlichen Messe lesen, sieht man die bemittelten Bürger beten. Auf dem Lande hingegen führen die geschwornen Priester noch das unumschränkte Regiment über die Geister der Bauren, und predigen ihnen Intoleranz gegen ihre dissidirenden Brüder, und deren Anhänger den Gutsbesizern der Gegend. Umsicht und Klug-

heit verräth es allerdings nicht bei einigen der letztern, daß sie sich von einem unbeeidigten Priester, in dessen Kammer einer Dorfhütte die Messe singen lassen, bei ihm beichten, und sich und ihren Gewissensrath dafür dem Gezische der versammelten Bauengruppen Preis geben. Dafür rächen sich die konstitutionellen Priester durch kleine Hezereien der Bauern gegen die Gutseigenthümer, zu Reklamationen von Ländereien, zu Drohungen gegen die Personen der Priester, durch allarmirende Aeufserungen am Altar und auf der Kanzel: die Zeit sey nahe, wo sie den Unbeeidigten das Feld wieder räumen müßten, man sie von Land und Leuten verjagen würde u. dgl. Es läßt sich denken, daß die einfältigen Seelen dadurch gereizt, und die Besizer beunruhigt werden. Der immer besorgliche Präfekt thut keinen Schritt, von welchem er nur entfernt fürchtet, er könne ihn bei seiner Regierung kompromittiren, und ist daher kein Rückhalt für die letztern. Er gibt denen, die ihm ihre Beforgnisse mittheilen, den Rath mit der ausweichenden zweideutigen Antwort, worin er wie das delphische Orakel, stark ist, zu thun, was ihre Klugheit ihnen hiesse. — Mit noch größrer Kühnheit erheben sich in andern Gegenden Frankreichs die unbeeidigten Priester gegen die andern, so wie gegen jede dem Republikanismus entfernt ähnliche Einrichtung. Nur in einem Punkt, in der Beförderung des Aberglaubens unter dem Volk, scheinen beide Priesterparteien wieder eins und untheilbar zu sein. Ich sah in dem Dorf Blanquefort im Medac am Festtage des h. Rochers, Schutzpatrons der Zugochsen des Landes diese mit ihren Treibern im vollen Sonntagsputz nach der Kirche gehen, wo der konstitutionelle Priester die Ochsen segnete, mit

Weihwasser besprengte, und dann nach geendigter Weihe das Zugvieh wieder nach Hause schickte. Das kekere Stadtvolk hängt weniger an solchen Mummereien, und emancipirt sich wohl gar bis zu kräftigen Ausfällen gegen das sichtbare Oberhaupt der Kirche selbst.

In der Tourny-Allee riefen in diesen Tagen die Kollporteur-Knaben den Brief aus, welchen das Pariser Concilium an den Pabst Pius VII publicirt hat. Zwei solcher Schreier begegneten sich, der eine rief: *voila la lettre du Concile national de France à notre Saint Pere le Pape Pie VII* — „Dis donc, rief der andre ihm entgegen, *notre cher Pere*. Der erstere behauptete sein *Saint Pere* und schrie es mit doppelter Kehle. Ein Lastträger, der des Weges kam, äffte sein Geschrei nach: *Tais toi coquin*, setzte er mit einem derben Pöbelfluch hinzu, *avec ton saint Pere; c'est un*

Alle solche offne Fehden und geheime Gährungen in Sachen der Religion, hofft man bald durch Vermittlung der Regierung beigelegt zu sehen. Das Konkordat mit dem Pabst ist geschlossen, und unterrichtete Männer wollen folgende Hauptpunkte des Inhalts wissen, von welchem man glaubt, daß er vors erste noch nicht öffentlich werde bekannt gemacht werden *)

Die katholische Religion wird für die Religion des französischen Staates, die andern Religionen für die vom Staat geschätzten erklärt. (Man will hierbei die imperativen Ausdrücke *herrschende Religion*, und *geduldete Religionen* vermeiden.)

* Da dieses auch bis jezt im Februar d. J. noch nicht geschehen ist, lasse ich diese *mathematischen* Hauptpunkte des Konkordats hier stehen, deren *Detail* ihre *Aechtheit* zu unterstützen scheint.

Der erste Konsul ernennt die französischen Bischöffe; der Pabst bestätigt sie. Die Zahl derselben soll sich nach der Zahl der Präfekturen richten, (welche, wie es heisst, vermindert wird).

Die Pfarrstellen werden von den Bischöfen mit Genehmigung der Regierung besetzt.

Aufser den Bischöffen, Pfarrern und ihren Vikaren, sollen keine Geistliche in Frankreich seyn. Alle Mönchsorden bleiben also aufgehoben.

Die Priester-Ehe soll nicht Statt haben.

Der Pabst nimmt, ohne allen Unterschied, die beeidigten und unbeeidigten Priester in Frankreich in den Schoos der Kirche auf. Die konstitutionellen (beeidigten) Bischöfe und Priester, werden aus den Sprengeln, wo sie bisher standen, in andere versetzt, (um allen alten Groll und Hader beizulegen).

Der Staat besoldet seine Geistlichen: (die Bischöfe mit 6000 Livres, die Pfarrer, nach Verhältniss, bis zu 2000 Livres; keinen jedoch unter 1200 Livres (vordem mußte mancher derselben bei einer Einnahme von 3 bis 400 Livres darben). — —

Auf diesem Wege hofft man die ganze gläubige und ungläubige Heerde der Franzosen in den geheiligten Schoos der Kirche wieder zurückzuführen. — — — —

Weniger, scheint es mir, als in den meisten Handelsstädten, werden die Wissenschaften in Bordeaux zurückgesetzt; weniger wägt der merkantilsche Geist ihre Früchte nach Pfunden, misst er die Literatur nach der Elle, schätzt er ihren Werth nach dem Preis-Kourent der Waaren, sieht er Gelehrte und Künstler zu den entbehrlichen oder doch zu den wohlfeil käuflichen Dingen im Staat. Doch auch hier ward manche Klage über diese den Handelsstädten charakteristische Barbarei laut, — ob mit Grund, oder aus Krittelsucht und oft übertriebenem Ehrgeiz der Gelehrten-Klasse, vermag ich nicht zu entscheiden.

Bordeaux hat mehrere Gelehrten-Gesellschaften: Die Societät der Wissenschaften, der schönen Literatur und Künste, und die Societät der Medicin; und man ist jezt beschäftigt eine dritte literarische Gesellschaft, das Museum des öffentlichen Unterrichts zu stiften, an welchem Kaufleute durch Unterstützung mit Beiträgen theilnehmen.

Die Societät der Wissenschaften von Bordeaux, eine Tochter des National-Instituts von Paris, ist im sechsten republikanischen Jahr (1798) nach diesem Muster gestiftet. Sie hat siebenzig einheimische Mitglieder, und zwölf auswärtige Afsociirte*) welche nach den verschiedenen Fächern der Wissenschaften und Künste, in zwanzig Abtheilungen arbeiten. Sie versammelt sich einmal in jeder Dekade in dem Hotel der vormaligen Akademie der Wis-

*) Die Aufnahme zum auswärtigen Afsociirten in dieser Societät, seit meiner Abreise von Bordeaux, wovon sie mir das Diplom zugesandt hat, rechne ich mir zur Ehre.

fenschaften, um sich mit den Arbeiten ihrer Mitglieder zum Besten des Vaterlandes, mit der Beförderung der Kultur der Wissenschaften und Künste und mit Berathschlagungen über gemeinnützige Gegenstände der Stadt zu beschäftigen. Sie wird von der Regierung über Angelegenheiten des hiesigen Lokals, in soweit sie die Zwecke der Gesellschaft berühren, zu Rath gezogen. Das groſse Gebäude der Versammlung ſowohl dieser Societät, als der der Medicin, an der Tourny Allee, wo zugleich die National-Bibliothek ſteht, iſt die Schenkung eines vormaligen Parlaments-Präſidenten von Bordeaux, Jean Jacques Bel, welcher i. J. 1738 ſtarb, und dieses Haus, nebst dem Geſchenk ſeiner Bibliothek und Naturalien-Sammlung der Gründung einer naturhistorischen Geſellſchaft widmete, welche ſich mit der Societät der Wiſſenſchaften vereint hat. Als Denkmal der Liberalität dieſes Patrioten, iſt ſein Bildniß mit einer Unterſchrift in dem Saal der nicht ſehr bedeutenden Naturalienſammlung aufgeſtellt, wo auf einer kleinen Ara zugleich die von Lémoyne trefflich gearbeitete Marmorbüſte ſeines berühmten Mitbürgers des Präſidenten Montesquieu ſteht. Die Bibliothek ſoll aus 30000 Bänden beſtehen. In den groſſen Verſammlungssaal lies der Präfekt Thiбаudeau das Monument Montaigne's aus dem dunkeln Winkel einer Kloſterkirche bringen, wo es vordem vergeſſen ſtand. Es iſt im ſchlechten Geſchmak des 16ten Jahrhunderts, ohne Kunſtwerth in der Form und Bearbeitung; ein Sarkophag von Sandſtein, auf welchem die gepanzerte Figur Montaigne's ausgeſtrekt liegt. Umher ſtehen noch mehrere alte in der hiesigen Gegend gefundne Denkmäler, Inſchriften u. dgl.

Das *Musée d'instruction publique*, welches jezt in einem eigenen dazu errichteten Hause, das für den ausgebreiteten Zweck der Anstalt nur zu wenig Raum hat, geordnet wird, verspricht viel gemeinnützig Gutes, und wird in kurzem eröffnet werden. Zwei thätige Bürger von Bordeaux, Goethal und Rodrigues find als Stifter an die Spitze des Instituts getreten. Ihre Einrichtungen find von der Regierung sanktionirt aber nicht unterstützt. Eine ziemlich bedeutende Sammlung von Naturhistorischen und Kunst - Gegenständen, welche von diesen beiden Männern angeschafft ist, wird in einem zweckmäfsig eingerichteten und elegant decorirten Saal aufgestellt. Mit dem gemeinnützigen Zweck, der Versammlungsort der Freunde der Wissenschaften zu sein, wozu zugleich ein Lesezimmer angelegt ist, verbindet der Plan Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände für die zu einem jährlichen Beitrag unterschriebenen Mitglieder; ferner, die Bearbeitung mehrerer Werke, einer Naturgeschichte des Gironde - Departements, eine Literar- und Sitten - Geschichte des Vaterlandes und einer periodischen Schrift für Literatur und Künste. Das Museum wird zugleich das Bildungsinstitut für zwölf fähige junge Leute des Departements, zum unentgeltlichen Unterricht sein, und die Werke junger Künstler werden darin zur Konkurrenz von Preisen ausgestellt werden. — Der Plan des Ganzen ist gut gedacht, und verdient allgemeinere und ansehnlichere Unterstützung, als die Stifter bisher gefunden haben. Ich sah in dem Hause des Hrn. Goethal einen für das Museum gemachten guten Anfang der Naturalien - und Gemälde - Sammlungen und anderer Kunstwerke. Merkwürdig für Bordeaux, ist

besonders eine kleine Sammlung von vorzüglich gut erhaltenen goldnen römischen Münzen aus dem zweiten und dritten Jahrhundert. Eine ganze Lage dieser Münzen, deren Goldwerth hoch angegeben wird, fand man unlängst beim zufälligen Graben unter dem Fußboden des Kellers eines hiesigen Klosters. Es ist Schade, daß sich keine Gesellschaft fand, um die ganze für die vaterländische Geschichte interessante Sammlung ungetrennt anzukaufen, die nun nach dem Goldgewicht verhandelt und eingeschmolzen ist.

Die Kunst geht in Bordeaux nach Brodt. Handelsstädte haben noch selten Künstler von Verdienst und Ruhm gehegt, oder sie doch nur für kurze Zeit genährt. Nur Portraitmaler, die die Gesichter der Leute konterfeien, gewinnen da vielleicht etwas mehr wie trocknes Brodt. So auch in Bordeaux. Nur ein ausgezeichnete Maler, den ich als einen denkenden Künstler schätze, L a c o u r lebt hier, doch mehr von eignem Vermögen als vom Kunsterwerb. In alter und neuer Geschichtskunde und in Sprachen besitzt er mehr als gewöhnliche Kenntnisse; sein Fach ist Geschichts- und Landschaftsmalerei. Seine Gemälde sind zwar etwas kalt im Kolorit, haben aber auch nicht die Fehler der französischen Schule. Sie sind mit Geist und Verstand zusammengesetzt, und tragen hierin das Gepräge der römischen Schule, worin Lacour sich bildete. Sein Verdienst ist um so größer, da er auf diesem für die Kunst wenig günstigen Boden, alles aus sich selbst schöpfen muß; da er verlassen ist von fremden Kunstwerken von Werth und von Kunstgenossen und Kennern, die seine Arbeiten kritisch beurtheilen könnten; und am Ende seiner Arbeiten, die Früchte derselben nicht

genießt, weil hier sie keiner sucht und bezahlt. Niederschlagende Erfahrungen für die Kunst, welche auch wohl mancher brave deutsche Künstler gemacht hat, und noch macht. Der unglückliche Maire von Bordeaux in der Schreckenszeit, *Lesage*, ein Beförderer alles Guten und Nützlichen und Freund der Kunst, gab *Lacour* den Auftrag ihm eine Reihe großer historischer Kompositionen aus der griechischen, römischen und französischen Geschichte zu malen, und versprach ihm dafür, außer der Bezahlung noch eine jährliche Rente von 1200 Livres. So lohnt ein edler und reicher Mann den Künstler! — Täuschender Schein! Als *Lacour* eben an dem letzten Gemälde arbeitete, fiel *Lesage's* Kopf unter der Guillotine. — Diese gut komponirten Gemälde hängen in des Künstlers Hause, als traurige Denkmale seiner getäuschten Hoffnung, und jenes schrecklichen Zeitpunkts.

Des treflichen Architekten *Combes* habe ich schon einmal erwähnt. Sein Plan zu dem neuen Bau auf dem Platz des Schlosses *Trompette* ist ein redender Beweis seiner Talente in der höhern Architektur. Gleiches Verdienst hat er in dem Fach der bürgerlichen Baukunst. Mehrere größere und kleinere Wohnhäuser, die er hier baute, haben durch die glücklichste Benutzung und Vertheilung des Raums, alles das Wohnliche und Bequeme, das, in der innern Einrichtung der Häuser die neuere französische Bauart ausgezeichnet und das Wohlsein des täglichen häuslichen Lebens so sehr vermehrt — Das Bauwesen von Bordeaux und der Gegend umher, wird durch die nahen an der Garonne gelegenen treflichen Brüche einer zartkörnigen Steinart begünstigt. Frisch gebrochen, ist dieser Stein weisröthlicht,

weich und leicht zu bearbeiten. Er gewinnt mit der Zeit eine mittelgraue Farbe und verhärtet sich sehr.

Zwei hiesige Kunstsammlungen sind vorzüglich zu nennen. Die des Kaufmannes und jetzigen Senators Journa-Aubert, und des Kaufmanns Möller, eines Deutschen. Die erstere besteht in ausgesuchten Stafeleigemälden von Peter Nefs, van der Meulen, v. d. Velden, Greuze, Dietrich, Battoni u. a. Von letzterm besitzt Journa den durch Willé's Stich bekannten Tod des Antonius, und von Vernet vier unvergleichliche Gemälde mit all der Kraft des Pinsels und der täuschenden und erschütternden Darstellung dieses feltnen Künstlers, die vier Tageszeiten. Eine nächtliche Feuersbrunst, ein See-Sturm, ein Nebel und ein heitrer Tag. Vernet selbst erklärte diese Gemälde für seine besten Werke, und freute sich ihrer, so oft er sie sah, mit dem Selbstgefühl eines grossen Künstlers. Man sieht es dem kleinen aber gewählten Kabinet auch im Aeufsern der sorgsamten Aufstellung an, dafs der Besitzer es *con amore* sammelte. Eine Sammlung von naturhistorischen Gegenständen, welche in einer See-stadt durch Schifferbekanntschaften so leicht zu machen ist, und eine gewählte Bibliothek mit einem physischen Apparat sind darneben.

Gröfser, aber auch gemischter, ist die Gemäldesammlung des Kaufmanns Möller. Ich fand hier mehr meine Helden als in jener, Gemälde von grossen Italienern. Eine Kreuzigung von Bassano von feltner Gröfse und treflicher Ausführung. Die ausgeführte Original-Skizze des h. Romualds von A. Sachi, eines der berühmtesten Gemälde in Rom, jetzt in Paris. Zwei schöne Schlachten von Bourignon. Einen herrlichen Kristuskopf voll Ausdruck

erhabener Würde und Resignation, wahrscheinlich von Guido selbst, oder in der alten Schule trefflich nach ihm kopirt. Von dem verstorbenen grossen englischen Landschaftmaler Moore, meinem Zeitgenossen in Rom, traf ich hier ein vorzügliches Gemälde — und dann noch einige schöne und grosse Tenniers, Poulenburgs, Brengels u. s. w.

Unerwähnt darf ich die Gemälde eines Goldarbeiters, Bernard, nicht lassen, obgleich ihr Besitzer nur damit handelt und die Sammlung folglich ambulant ist. Eine schönere Landschaft von Tennier, zwei mit gröfserem Feuer komponirte Schlachten von Hughtenburg und von v. d. Meulen u. s. w. erinnere ich mich kaum jemals gesehen zu haben. Als Kunsthändler erzählte er mir, dafs in einer neu-lichen Gemäldeversteigerung in Paris ein Paul Potter von sehr mittler Gröfse von einem französischen Sammler mit 19,500 Livres und zwei Landschaften, ich glaube von Molinara, mit 40,000 Livres bezahlt wurden. Ein Beweis, dafs der schöne Luxus der Kunstliebhaberei in Frankreich wieder an der Tagesordnung ist.

Das Schauspiel in Bordeaux theilt das Schicksal der dramatischen Kunst in Frankreich überhaupt. Es ist im tiefen Verfall. Konversationsstücke werden zuweilen mit einiger Ründung gegeben — wenn aber die Helden den Kathurn besteigen — Grofser Apoll! welch Gebrülle, welche Fieberwuth, welche Konvulsionen! Die Oper und der Tanz ist mittelmässig, und Mlle. Casal die einzige ausgezeichnete Sängerin. Die Stimme der Guenet, die uns auf unserer hamburgischen Bühne gefiel, ist erloschen und Mde. Gafser durchsägt hier wie bei uns die Luft mit ihren langen Armen. Die Tänzerin Coustou ist brav,

so wie der erste Tänzer Titus (wie kommt der Springer zu dem ehrwürdigen Namen?) ungeachtet seines schlechtgebauten Körpers. Das Orchester ist vorzüglich gut. Aber der Geschmack — oder soll ichs die Langmuth nennen? — des Publikums haben schwerlich ihres gleichen. Einen stärkern Beweis davon kenne ich nicht, eine tollere Erscheinung, die ihn veranlafste, habe ich nie auf einer Dorfbühne gesehen, als die gestrige Oper, *Ponce de Leon*. Diese abscheuliche Karnevalsfarce ward vor acht Jahren auf einem der Pöbeltheater von Paris gespielt, und gehörte in die Klasse der Stücke, die damals auf höhern Befehl geschmiedet und gegeben wurden — *pour démoraliser le peuple!* Und hier ward es mit Genehmigung des Policeikommisfairs, Pierre, gestern zum erstenmal gespielt; ein Zug, der die Kultur dieses Mannes von Marseille charakterisirt. Ich hielt die Vorstellung nur halb aus, und kann daher das Süjet nicht zeichnen. Als Priester in der ganzen Ordenstracht verkleidete Betrüger, Hauseinschleicher und Mädchendiebe, sind die Hauptpersonen. Das Fortissimo der Farce war ein Faustkampf und Haarraufen, zwischen einigen Aerzten die ein Konsilium hielten, und dem verstellten Kranken selbst, welcher, als der Krieg allgemein ward, sich aufraffte, und mit allen seinen Bettküßen so gewaltsam dazwischen fuhr, daß alles über den Hauffen stürzte, und die zerschmetterten Lampengläser auf der Vorbühne klirrten. — — Dieser rasende Lärm verjagte mich und einige meiner rechtlichen Nachbarn im Amphitheater. Nachher hörte ich, das Publikum habe die Güte gehabt, das Stück ausspielen zu lassen, und es dann erst ausgepiffen.

Die Geschmacklosigkeit der hiesigen Schauspiel-

direktion, zeigte sich besonders bei der Gegenwart des Königs von Etrurien vor einigen Monaten. Auch hier, wie in Paris, empfing man ihn mit einem Oedipe, dem vom Schicksal verfolgten und vom Thron gestürzten Könige. Dort war es Voltairs Trauerspiel, hier Sachini's Oper. Ehe die Vorstellung begann, trat ein Schauspieler auf das Proscenium, und hielt eine Anrede mit so insolent schmeicheln- den Parabeln, worin der König, ich weiß nicht, mit welchem griechischen Helden, und die in der That nichtschöne Königin mit der Venus Medicis von Florenz verglichen ward, daß von dem Tage an beide den Tempel der feilen Musen von Bordeaux nicht wieder betraten.

Ich bin noch einmal auf die Spur dieses reisenden Königs gerathen, dessen durchaus ungeschikte Aufnahme in der zweiten Stadt Frankreichs sehr getadelt wird. Die ganze Behandlung dieses Fürsten in Bordeaux schien recht angelegt zu sein, um ihm zu beweisen, man habe in Frankreich verlernt einen König zu sehen und zu bewirthen. Und doch hatte der Präfekt Befehl ihn als König zu empfangen, und die Regierung soll für die wenigen Tage seines Aufenthalts in Bordeaux, ihm die ansehnliche Summe von 40,000 Livres angewiesen haben. Demungeachtet war nichts ärmlicher, als sein Empfang und seine Unterhaltung. Schon bei der Ankunft misfiel dem Grafen das unsinnig ausschweifende Geschrei von *Vive le Roi!* wozu sich ein Heer junger Leute auf der Gasse vereint hatte. Es macht der Bescheidenheit und Delikatesse des jungen Fürsten Ehre, daß er sich sehr misvergnügt darüber äußerte, und gefragt haben soll: ob man in Frankreich nicht bedenke, was man dem Konsul schuldig sey? — Zu seinem Empfang war eine Illumination des Präfekturpallastes, wo er wohn-

te, vorbereitet, aber nicht ausgeführt. Er kam an einem bestimmten Spätabend; das wußte doch der Präfekt vorher, und konnte, um die Stunde der Ankunft genau zu erfahren, und den Empfang vorzubereiten, sie sich durch Kouriere von den beiden letzten Stationen allenfalls ansagen lassen. Das war nicht geschehen, der König kam vielleicht eine halbe Stunde früher an, als er erwartet ward, und fuhr nur auf den finstern Hof, wo noch keine Lampe brannte, und der dabei gedrängt voll Menschen war, die ihr *vive le Roi!* schrien. Der Bürger Präfekt kam mit zwei Lichtern in der Hand, dem Könige und der Königin an der Treppe, und wahrscheinlich mit der Entschuldigung entgegen, daß seine Leute versäumt hätten, die Lampen anzuzünden, u. dgl. Das Geräthe der königlichen Wohnzimmer war schlecht gewählt, obgleich der sparsame Hauswirth sich alle Mühe gegeben hatte, es in der Stadt zusammenzuleihen, und als man ihm dieses abschlug, wahrscheinlich bei den besten Trödlern nichts eleganteres fand. Die beiden Betten waren von verschiedener Form und ungleichen Behängseln: der allzugeschäftige Leumund erzählt sogar, der Königin habe, als sie sich schlafen legen wollte, — das Geräth gefehlt, wovon die Versailler Kabriollette in Paris den Namen tragen. Der Ball des Präfekten war ganz artig. Nur hatte man versäumt, dem Könige eine gute Quadrille zu verabreden. Er selbst machte dem Bürgerstande das feine Kompliment, Mlle. A. l. B. eine der besten hiesigen Tänzerinnen, zum Tanz aufzufordern. Uebrigens aber war die Quadrille so schlecht organisirt, daß die Rokschofse der über die Gebühr muntern Mittänzer dem Könige ums Gesicht fuhren, und er von ihnen, wenn er eine Tour verfehlte, unbarmherzig

zur Ordnung gerufen, und gezogen ward. Mit etwas allzurepublikanischer Freiheit wälzte sich, während der König tanzte, ein Officier in seinem leeren Sessel neben der Königin. — Aber die Ehre der hier etwas ins Gedränge kommenden französischen Galanterie und Politesse war geborgen, schon ehe der König nach Bordeaux kam. Gleich in der kleinen Stadt Mont de Marsan, die er zum ersten Nachtlager von der spanischen Gränze ab betrat, hatte der Präfekt des Departements *des Landes*, Namens Méchin ihm wahre Zauberfeste bereitet. Mit erfindrischem Geschmak war alles aufgeboten, was glänzend und schön und überraschend heißt. Die Feste der Hauptstadt selbst waren nicht romantischer und gewählter, als die in diesem Landstädtchen. Der König verweilte hier vier und zwanzig Stunden, in welchen eine freundliche Scene, ein ländliches Fest, eine neue Unterhaltung der andern folgte. — Wäre in Bordeaux einem Ausschufs von Bürgern aufgetragen worden, für die Unterhaltung des Prinzen und seiner Gemalin zu sorgen, so zweifle ich nicht, dafs er sich besser dabei gestanden hätte: denn die Bordeauxer würden gewußt haben, Anstand mit Eleganz, Luxus mit Geschmak zu verbinden. —

Diese gelegentliche Bemerkung führt mich zu dem Versuch einer Skizze zu einem Sittengemälde dieser interessanten Stadt, so weit ich sie, während der Zeit eines zweimaligen Aufenthalts, habe beobachten können.

Geselligkeit ist der Ton des hiesigen Umgangs: Gastfreiheit, die liberalste Aufnahme, die freundlichste Begegnung des Fremden, und ein gewisses treuherziges Interesse für seine Unterhaltung, findet man in den meisten Häusern. Französische Politur

ist da mit deutscher Gutmüthigkeit gemischt, leicht gestimmte Unterhaltung der Gesellschaft mit ungewungener Annäherung und freier Mittheilung. Man lebt unter Freunden, der Cirkel bildet eine Familie. Der Kontrast dieses Tons mit dem der Pariser Gesellschaften, ist auffallend. Ueberhaupt giebt es wenig Vergleichungspunkte zwischen diesen beiden Städten in ihrem Aeufsern und Innern. Paris hat die Physiognomie und den scharfgezeichneten Karakter der Metropolitan - Stadt des ausschweifenden Luxus, und der täglich wechselnden Thorheiten. Genieflust und Ueppigkeit, Freude und Unmoralität sind unzertrennlich gepaart. Bordeaux hingegen, ist zwar eine grofse Stadt, aber sie hat in der Parallele mit Paris, die Merkzeichen einer Landstadt. Wohlhabenheit, die noch immer das Loos vieler Häuser ist, erfindet auch hier Genufs und Bequemlichkeit des Lebens, überverfeinert sie aber nicht; man hascht nicht so gierig nach dem Ton und der Mode des Tages; Genieflust hat hier nicht, wie dort, den Karakter der Schwelgerei; nicht ausgelassen, und unersättlich ist die Freude; die Ausschweifung selbst verhüllt sich in ein minder anstössiges Gewand, und ärgert wenigstens nicht, durch öffentliche Schaustellung des Lasters. — In der äufsern Ansicht der Stadt, herrscht mehr Reinlichkeit der grofsen und kleinen Gassen, die aber dagegen grötentheils sehr schlecht gepflastert sind. Man findet hier den Lärm, das Gewirre, die Sperrungen der Pariser Gassen nicht. Das Gewühl der Handlung konzentriert sich auf dem Chartrons und in der Börsengegend. Kutschen und Kabriollette giebt es wenig. Die Zahl der Fiakres ist im Verhältnifs der Gröfse der Stadt nicht grofs, ihr Preis ist willkührlich und hoch. Un-

gestört ist die Ruhe der Nacht. Schon um elf Uhr werden die Häuser und die wenigen Kaffeeschenken geschlossen. Selbst am Tage sind diese Kaffeehäuser nur in einigen Stunden besucht. In Paris herrscht frivoler Müßiggang allenthalben und unter allen Gestalten; in Bordeaux hingegen emsige Geschäftsthätigkeit einer Handelsstadt, in ihrem Innern und Aeuffern. Um die Handlung wendet sich die ganze Maschine des täglichen Lebens. Die Masse von Menschen, welche sich in Paris nur zu den Lustorten drängt, das Zuströmen zu allen öffentlichen Häusern und zu allen Zeiten des Tages und der Nacht findet man hier in ganz andrer Form und bei sehr verschiednen Treiben, nur um zwei Uhr auf der Börse. Der öffentlichen Lustorte sind wenige, und diese werden nicht einmal stark besucht. Den Unternehmern fehlt die Industrie der Pariser - Wirthe solcher Häuser, um sie für die höhern Klassen immer anlokend und neu zu erhalten. Selbst das Theater ist nur selten voll. Das neu erbaute Schauspielhaus zieht noch, wegen dieser Neuheit, die Leute an, der gewaltigen Hitze ungeachtet, denn Reaumur zeigt noch immer zwischen 26 und 28 Grad. Ich fürchte die Stikluft am schwülen Abend in dem kleinen beengten Schauspielsaal. Hierin hat das große Schauspielhaus den Vorzug. Es liegt ringsum isolirt, und wegen des dadurch beförderten Luftzuges würde die Hitze erträglich sein, wenn nur die *Ponce de Leon* und ähnliche Auswüchse der dramatischen Kunst, rechtliche Leute nicht verjagten.

Die Verschiedenheit zwischen Paris und Bordeaux zeigt sich auch in der innern Lebensweise, in dem Haushalt, in der täglichen Art zu sein. Man

speiset nach Endigung der Börse um 3 Uhr. Die Besezung der Gesellschaftstafel ist zwar nicht frugal zu nennen; die Schüsseln sind zahlreich, und ihre Zubereitung ausgesucht. Man liebt die *bonne chere*. Doch ist die Form des Ganzen dieser Gastmale etwas verschieden von den Parisern, und es geht bei dem gleichzeitigen Serviren der Schüsselgänge nicht mit der schlingenden, tumultuarischen Schnelligkeit zu. Die Zubereitung der Speisen selbst ist solider für den an lose Speisen minder gewöhnten deutschen Gaumen. Die meisten Schmäuse im eigentlichen Verstande, bestehen aus Männern, denen wie fast allen isolirten Cirkeln dieser Art, die Würze der gemischten, anziehenden, geistigen Unterhaltung mangelt. In diesen Männergesellschaften herrscht noch besonders das hohe Spiel, wovon Bordeaux vordem den Namen hatte. Die Damen von Bordeaux leben häuslich, und sehen gewöhnlich ihre eignen Abendcirkel bei sich zu Hause. Eine Frau von Ton setzt einen Ehrgeitz darin — „*de recevoir du monde chez soi*.“ Diese für Bordeaux gewissermaßen charakteristischen Cirkel der Damen, in den wohlhabendern Häusern, werden zwischen 7 und 10 Uhr gehalten, bestehen aus Freunden und Freundinnen des Hauses, und sind doch viel unterhaltender und ungezwungener als jene Abendgesellschaften in Paris, die ich ein andermal skizzirt habe. Man kommt und geht ohne Zwang, setzt sich zu den Damen oder konversirt mit den Männern; — der Fremde wird vorgezogen, man läßt sich angelegen sein, ihn zu unterhalten. Gewöhnlich wird zur Erfrischung Bier gereicht, ein sehr beliebtes Getränk, das man, erst seit einigen Jahren hier vorzüglich gut brauet. Am Sonntag Abend, ist dieser Cirkel

der Dame vom Hause gröfser. Auch entferntere Bekannte kommen dann hie zu begrüßen. Die Staatszimmer werden geöffnet; die Erleuchtung ist brillanter; mehrerlei Erfrischungen werden beim Spiel und bei der Konversation gereicht. — Auch in den Kleidermoden ist die Verschiedenheit der Hauptstadt sichtbar. Nicht als ob die Damen sich hier nicht mit französischer Eleganz und mit Geschmack kleiden: aber ihre Moden schweifen nicht ins Excentrische aus. Das weibliche Gewand hat den griechischen Schnitt und Wurf; doch ist es weniger gesucht in der Form und Farbe, die Bekleidung ist anständiger, bescheidner. Die empörenden Entblöfungen und durchsichtigen Roben trifft man kaum bei der feilen Mädchenzunft; das fittsame Weib spricht mit Ekel und Abscheu von dieser leichtsinnigen Kleidung, welche die Gesundheit zerrüttet, und den zartesten Zug der Weiblichkeit erstikt. — In den meisten Häusern von Bordeaux herrscht in Dekorationen der Säle und Zimmer und in ihren Geräthen kein ausgezeichneter Luxus und keine besondere Wahl, sondern noch der altfranzösische Geschmack. Hiervon unterscheiden sich nur einige neue von Combes erbaute Häuser. Diese sind mit geschmackvoller Eleganz dekorirt und meublirt. — In dem Aufwande der Familien, so wie in der Lebensweise überhaupt, fand ich bei meinem ersten Aufenthalt in Bordeaux vor der Revolution, eine auffallende Verschiedenheit, zwischen der innern Stadt (*cite*) und der Vorstadt des Chartrons. Hier wohnten und wohnen noch die reichen Kaufleute, dort machten die Regierungspersonen und Parlamentsräthe — *hommes de robe* oder *de Palais* die vornehmsten Häuser. In den Gesellschaften auf dem Chartrons herrsch-

te Geschmack, Eleganz und Ungezwungenheit, in denen der *Cité* steife Hofsitte und Adelsstolz. In beiden ward leidenschaftlich und hoch gespielt. — Die Kaste der Parlamentsräthe, des Adels und ihr Anhang ist verschwunden, und die zurückgebliebenen oder nun zurückgekehrten sind genöthigt, von dem alten hohen Ton abzustimmen. Das gemeinschaftliche Unglück, und der Druk vieler Jahre hat die vordem sich nur selten einander nähernden Häuser der *Cité* und des Chartrons mehr vereint. Dort wird nicht mehr feierlich geschmauset, hier wird niedriger gespielt. — —

— — — — — Noch einmal werde ich Dir aus dieser Gegend schreiben. Meinen hiesigen Aufenthalt, der sich leider zu Ende neigt, will ich mit einem Ausfluge aufs Land beschließen. Diesen Eindruck ländlicher Ruhe und zufriednen Selbstgenusses in dem Cirkel meiner Verwandten, nehme ich dann, als den wohlthätigsten von hier mit zu Euch hinüber in unser stilles Familien-Plätzchen an der Alfter, wo ich Euch ganz sagen werde, wie wohl mir in dem Kreise der Meinigen an der Garonne war.

Bordeaux.

Zum letztenmal meinen Gruß von der Garonne, meinen Freunden an der Weser und Elbe. — —

Ich kämpfe mit mir, ob ich meine Schwüre brechen soll, die ich Euch gab, nichts von den blutigen Spuren der Revolutionsjahre in Frankreich zu schreiben. In Paris habe ich mein Versprechen gehalten, und konnte es. Die gräßlichsten dieser Bilder der Vergangenheit sind dort verloschen. Eine besse Gegenwart und die Hoffnung einer glücklichen Zukunft macht sie vergessen. Ihr Andenken gleicht nur noch den fürchterlichen Traumgestalten unruhiger Nächte des Fieberkranken, die der Sonnenblick der Genesung wieder verscheuchte. Oefter aber, als in Paris, schweben mir hier noch diese dunkeln Bilder der kaum verfloßnen Jahre vor; ihre Züge sind dem ernstern ruhigern Charakter dieser Menschen tiefer, als dem der leichtsinnigen Pariser eingegraben. — Man hat in Paris mit vieler Nachsicht und Liberalität, meine fragmentarischen Darstellungen der Hauptstadt vom Jahr 1796 beurtheilt; nur daß ich darin zu oft auf die Greuel der Revolution zurückgekommen sei, und die Franzosen an Scenen erinnert hätte, woran sie nicht erinnert sein wollten — diesen Vorwurf konnten einige mir nicht verschweigen. Wie also? Wer auf den noch wankenden Trümmern einer vom Erdbeben erschütterten Stadt, wer auf noch rauchenden Brandstätten der Hütten der Unglücklichen wandelt — soll der nicht an die kaum vorübergegangene Katastrophe denken? wer vermag das Auge davor zu verschließen, auch wenn es zwischen den Ruinen und

Schutthaufen, Plätze sieht, wo aus dem Tode, Leben wiederkeimt, wo an der Wiederherstellung des Guten und Schönen und Nützlichen mit Kraft und Erfolg gearbeitet wird? Diese bessern Ansichten habe ich redlich hervorgehoben — mich trifft jener Vorwurf in der That nicht: aber er beweiset mir dagegen, daß man sich in dem Brennpunkte der vielversprechenden Revolution ihrer Spurenschämt, die nur zu kränkend an den Erfolg erinnern. — Die Wunden sind mehrentheils verharrscht. Ich habe nicht gesucht, sie bei meinen Freunden in Bordeaux wieder aufzureissen, sie nicht zu einer ausführlichen Erzählung ihrer vergangenen Leiden aufgefordert, um den Vorwurf: *nefandum jubes renovare dolorem* zu hören. Doch begegnete mir mancher Zeuge, den eine noch zu lebhafte Erinnerung an jene Schreckensscenen in Bordeaux, zur Mittheilung einzelner Züge hinriß. Ich sah noch manches unzerstörte Denkmal jener Zeit, manchen noch unbewachsenen Grabhügel; mein Blick fiel noch auf die Leichenkammern der unglücklichen Schlachtopfer anarischer Wuth. — — Warum sollte ich Euch diese Ansichten verheelen? Ihr seid Männer. Und unter diesen ausgehobnen Zügen sind einige, die Eurem Gefühl wohlthun werden. Nur erwartet hier nichts mehr als einzelne Züge der Geschichte jener schrecklichen zwei Jahre, in welchen Bordeaux blutete, weil es nicht niederträchtig gelassen zusehen wollte, daß man seine Representanten, die Girondisten, in Paris mordete, weil die Stadt, als die prokonfularischen Plünderer mit ihren Satelliten heranrückten, einen kurzen Widerstand wagte.

„Hier wurden“ — sagte mir ein Bürger von Bordeaux, als ich das erstemal mit ihm über den schö-

nen Platz Dauphine gieng — „hier wurden meine unglücklichen Mitbürger erwürgt! Hier, wo Ihr die gepflasterte Erhöhung seht, floss ihr Blut, das die Erde trank, vom Schaffot.“ — Ich sah die Erhöhung des Pflasters in der Mitte des Platzes, wo die Guillottine stand. Davor ward eine Grube gegraben, um den Strom des Bluts darin aufzufangen. — Dieser regelmässige schöne Platz ist mit grossen Häusern umgeben. Sie werden aber noch jetzt wenig, oder nur von niedern Klassen bewohnt. Umsonst bietet man die Häuser zu ungewöhnlich niedrigen Kauf- und Miethspreisen aus: jeder scheut sich, der blutigen Erinnerung wegen, sie zu bewohnen.

In einem Zeitraum von vierzehn Monaten fielen hier fünfhundert und achtzig Köpfe; Greise, Männer, Weiber und Jünglinge, grösstentheils aus den wohlhabenden Klassen, wenn sie nicht früh genug der Privatrache und dem Geldgeitz des Revolutionstribunalrichters Lacombe, dieses Robespierres der Gironde, durch grosses Lösegeld zu begegnen wußten. — Aus den Armen ihrer Familie, von der Gasse, selbst von der Börse weg, wurden die angesehensten Kaufleute vor das mörderische Tribunal, und unmittelbar von da auf das Blutgerüst gerissen. Eine kurze halbe Stunde schied Leben und Tod. Indem die Familie den Hausvater zum Mittagessen von der Börse erwartete, erfuhr sie seinen Tod unter der Guillottine. Wenn die Gattin, die Tochter, von der Verhaftung ihres Mannes, ihres Vaters benachrichtigt wurden, und nun nach dem Blutgericht eilten, um sich den Richtern zu Füßen zu werfen, begegnete ihnen der Henkerskarren mit dem gebundenen Gatten, dem Vater im Blutgewande, der ihr das letzte Lebewohl zuwinkte, oder aufschreiend bei ihrem

Anblik Fluch über seine Mörder rief. Männer, die ihren Geschäften nachgingen, oder mit den Ihrigen auf einem Spaziergang vor der Stadt nach langer Verborgenheit einmal wieder frische Luft schöpfen wollten, hörten in den Gassen dieser Gegend das Jammergeschrei derer, die ihren Familien entrissen, und unvorbereitet zum Tode geschleppt wurden, und eilten wieder zurück, um sich vor dem Licht dieser Gräueltage zu verbergen. — Jeder auf das Handels- oder Wechselgeschäft eines Kaufmannes mit dem Auslande geworfne Verdacht, jeder aufgefangne Brief, der vertrauliche Aeußerungen eines auswärtigen Verwandten und Freundes enthielt, war für den Vater, den Bruder, den Freund, das Signal zum Tode. — Die Mörder drangen selbst in das Innre der Wohnungen der Andacht, des Wohlthuns, und der Abgeschiedenheit von der Welt. Scharenweise wurden die Nonnen aus ihren Zellen gerissen, und zum Tode geführt. Keiner erinnert sich noch jetzt ohne Thränen, einer solchen Scene. Es war dem Tirannen Lacombe verrathen, ein unbeeidigter Priester halte sich in einem Kloster der *Soeurs grises*, dieses wohlthätigen Ordens der Pflegerinnen in Krankheiten, und im hohen Alter, verborgen. Die Henkersknechte suchten, fanden, schleppten ihn mit den Nonnen vor das Revolutionstribunal. Alle wurden zum Tode verurtheilt. „Noch sehe ich,” sagte mir ein Augenzeuge dieser erschütternden Scene, „noch sehe ich den Zug Paarweise, dort die Strafe herabkommen. Es war mehr eine Proceßion von Andächtigen, als ein Gang zur Guillotine. Die Nonnen waren alle gleich in ihrer reinlichen Klostertracht gekleidet; Ein Ausdruck sanfter weiblicher Würde und Unschuld, ruhiger Heiterkeit und Er-

gebung schwebte auf allen diesen Gesichtern. Hier blickte eine mit Andacht auf ein kleines Krucefix an ihrer Brust; neben ihr schlug eine andre das schöne offene Auge hinauf, wo ihr Glaube war. Diese weinte eine stille Thräne dem jugendlichen Traum des Lebens; jenem Blick der andern war die Erde nichts mehr, die Unsterblichkeit umstralte ihn." — Die, welche dem ehrwürdigen Zug begegneten, zogen sich in ihre Häuser zurück, um im Verborgnen zu weinen: denn auch die Thräne des Mitleids war Verbrechen. — Unter mehrern Zügen der Großherzigkeit, der Geistesruhe, der Ergebung und Entschlossenheit im Tode, ist der folgende der frappanteste und denkwürdigste. *Vigneron*, ein junger Mann von fünf und dreißig Jahren, vordem *Trésorier de France*, ward, als verdächtig, zum Tode verurtheilt. Er war sehr reich; Ursache genug für einen Lacombe ihn zu morden. Mit mehrern Unglücksgefährten wird er zum Tode geführt; sein Kopf soll zuletzt fallen. Vier werden vor ihm hingerichtet. *Vigneron* sieht, mit unverwandtem Blick, sie sterben. Indem das Beil auf den Kopf des vierten niederfällt, bricht der Haken, woran es zwischen den Pfählen der Guillottine aufgezogen wird. Sie war für den Augenblick unbrauchbar. Der bei der Hinrichtung gegenwärtige Polizeibeamte, befiehlt, jenen fünften Verbrecher wieder ins Gefängniß zurückzuführen, und die Vollziehung des Urtheils bis den andern Tag zu verschieben. „Halt," ruft *Vigneron* mit fester Stimme, „ich weiche nicht von diesem Platz; ich will sterben." Man bedeutet ihm die Ursache des nothwendigen Aufschubs. „Das ist eine Kleinigkeit," antwortet er, „wozu die Umstände? dort in jener Straße wohnt ein Schloßer; laßt ihn rufen, er wird den

fehlenden Hacken gleich wieder ersetzen. Ich warte hier, bis das geschehen ist." Keiner wagt dem entschlossnen jungen Mann zu widersprechen. Der Schlofser wird geholt; während seiner Arbeit geht Vigneron ruhig neben dem Gerüst in dem Kreise der Soldaten auf und ab. Der Schlofser ist fertig; man macht die Probe; das Beil fällt gut. Vigneron besteigt nun das Schaffot. „Seid ihr sicher?“ fragt er, „dafs das Beil nicht fehle?“ Man bejahet es. „Ich will es selbst sehen; macht die Probe.“ Es geschieht; das Beil fällt. „So ist's gut," sagt Vigneron. — Das Beil fliegt in die Höhe; er legt sein Haupt auf den Block, und stirbt.

Lacombé, dieser blutdürstigste aller Mörder, — der, wenn seine Privatrache und sein Geldgeitz durch Hinrichtungen und Konfiskationen des Vermögens der Reichen gesättigt war, wie der Tiger, blofs aus Muthwillen würgte, aus Wollust, Blut fließen zu sehen, mordete, — hatte sich vor der Revolution vieler groben Betrügereien schuldig gemacht. Dann ward er Schulmeister, blieb aber immer ein Gauner. Im Anfang der Revolution lies ihn der damalige Municipalbeamte Martignac wegen eines Uhrdiebstals verhaften, und den Procefs machen. Während der darauf folgenden Anarchie, welche viele Buben der Gerechtigkeit entzog, entkam auch er, warf sich zum Enragé auf, gewann die Gunst der Tallien, Isabeau und Julien, und ward zum voritzenden Blutrichter des Revolutionstribunals ernannt. Dadurch erhielt er Gewalt, an allen rechtlichen Leuten, die seine Feinde waren, Rache zu üben. Unter dieser mußten seine ehemaligen Gläubiger, und die Verfolger seiner Schandthaten, so viel er ihrer nur habhaft werden konnte, zuerst bluten. Der Bube

besaß in einem seltenen Grade das Talent der Beredsamkeit, von einem vortreflichen Organ unterstützt, viel Gegenwart des Geistes, Gewandheit im Ausdruck, und Schlaueit in der Lenkung des Ganges des abscheulichen gerichtlichen Verfahrens. Seinem ehemaligen Richter, dem edlen Martignac, hatte er vor allen den Tod geschworen. Dieser, als der erste Redner und Sachwalter des vormaligen Parlaments, als Vertheidiger vieler Unglücklichen, und als einer der biedersten, rechtschaffensten Bürger von Bordeaux allgemein verehrte Mann, sah die ihm drohende Gefahr gleich bei der Ernennung dieses Lacombe zum RevolutionstribunalPräsidenten voraus. Seine Freunde und Familie nöthigten ihn zur Flucht. Er lebte ein Jahr lang in mehrern Landhäusern der Gegend von Bordeaux verborgen. Alle Nachforschungen Lacombe's wurden vereitelt. Endlich brachte ihn die Sehnsucht nach seiner Familie und die Furcht, seine Freunde, die ihn verbargen, in Gefahr zu setzen, nach Bordeaux zurück, wo er noch einige Monate versteckt blieb, und endlich von der eisernen Faust des Wüthenden erreicht ward. Martignac überlieferte, als er die Henkersknechte kommen hörte, sich selbst ihren Händen. Sein Tod war beschlossen. Er forderte den damaligen Representative Garnier de Saintes, Nachfolger der Tallien und Isabeau, zu sprechen, protestirte bei ihm feierlichst gegen Lacombe, als seinen Richter, stellte ihm sein vormaliges Verhältniß mit diesem verworfnen Menschen vor, klagte ihn des Diebstals und vieler andern Betrügereien an, und erbot sich öffentlich gegen ihn mit dieser Anklage aufzutreten. Garnier, der doch einiges Ehrgefühl hatte, hörte ihn aufmerksam an, und versprach das Verfahren des Gerichts gegen ihn

möglichst zu verzögern, bis eine Schrift, welche Martignac gegen Lacombe schon aufgesetzt hatte, gedruckt wäre, wozu er einen Buchdrucker autorisiren wollte. Während dieser Unterhandlung und Martignac's Gefangenschaft, schlug die Stunde des Mörders. Dem Fall Robespierre's folgte unmittelbar die Arretirung und gleich darauf die Hinrichtung Lacombe's. Sein Todestag war zugleich der der Freilassung Martignac's und, aus dieser doppelten Ursache, ein Tag des Jubels für Bordeaux.

Unter den Beschützern der unglücklichen Stadt in dieser Schreckensperiode, nennt man besonders Mdme. Cabarrus-Tallien und den General Brune. Tallien, dieser berühmte Septemberheld von Paris war als Volksrepresentant an der Spitze der Konventstruppen eingezogen, und bedrohte die Stadt mit dem Schicksal von Lyon. Er sah, liebte, und heirathete die schöne Spanierin Cabarrus. Eine Heirath, die ich von ihrer Seite nicht begreife. — Genug, sie allein war es, welche ihren Mann sanfter stimmte, ihn zur Milderung der revolutionären Strenge vermogte, und die Retterin vieler schwer angeklagten Bürger von Bordeaux ward. — Eines schönen Augenblicks werde ich nie vergessen, dessen Zeuge ich i. J. 1796 in Paris war. Ich speiste damals in einer Gesellschaft mit Mdme. Tallien und saß ihr gegen über. Ein in Paris eben angekommener Kaufmann aus Bordeaux, welcher später zu der Gesellschaft kam, setzte sich auf den neben mir noch offenen Platz. Als er Mdme. Tallien unvermuthet erblickte, stand er plötzlich wieder auf, um sie, nicht mit gewöhnlicher Höflichkeit, sondern mit einer Ehrfurcht, wie man Personen von hohem Range zu bezeugen pflegt, zu begrüßen. Er schien bewegt;

das machte mich aufmerksam. „Ihr kennt wie es scheint diese schöne Frau?“ fragte ich ihn. „Ja wohl,“ antwortete er mit dem sichtbarsten Ausdruck der Rührung, „kenne ich sie, unsre Retterin, unsern Schutzengel! Ohne sie, wäre ich, wären viele meiner Mitbürger nicht mehr. Sie hat Bordeaux vom Untergange und tausende von uns vom Verderben gerettet.“ — Diese Huldigung war doch schön. Dann erzählte er mir vieles, was ich jetzt in Bordeaux selbst von ihr bestätigen höre. Das Andenken des General Brune wird deswegen in Bordeaux sehr geachtet, weil er sich der höllischen Maßregel des Anarchisten Lacombe und seines Anhangs, das schöne Quartier des Chapeaurouge, welches sie das Aristokraten Nest nannten, zu plündern und zu verbrennen, mit eigener Gefahr öffentlich wider setzte, und einigemal, im edlen Zorn und mit martialischen Kraftworten, die Wuth des wilden Volks-Raths bändigte.

Ueberbleibsel der Zeiten der Anarchie sind in mehreren Gegenden der Stadt noch sichtbar. Dahin gehören, die auf allen Plätzen, und Quays gepflanzten, jetzt ohne Ausnahme verdorreten Freiheitsbäume. Die widrige Ansicht aller dieser dürren Baumstumpfe ist eine schreckende Erinnerung an jene Zeit. Die fehlenden eisernen Gittern und Thore in mehreren Stadtgegenden, sind von revolutionairen Püßber Händen entwandt. Man drang sogar in die Häuser und Landgüter ein, und entwandte alles Eisenwerk, unter dem Vorwand Waffen daraus schmieden zu müssen. Zertrümmert ist die königliche Statue von Lemoyne's Arbeit auf dem vormaligen *Place royal* (jetzt, *de la liberté*) an der Garonne. Eine Gesellschaft von Kunstfreunden, bot für die mar-

mornen Basreliefs an dem Fußgestelle der Statue eine ansehnliche Summe. Umsonst; sie wurden zer-
 schlagen, und jene Männer des Aristokratismus ver-
 dächtig. — Am meisten vergegenwärtigt sich in der
 Vorstadt S. Seurin das Andenken an die Schrekens-
 zeit, bei dem Anblick der Gassennamen, die noch an
 allen Ecken als Erfindungen der ärgsten Sansculotte-
 rie angeschlagen find. Hier, der Seltenheit wegen,
 ein kleines Register dieser Inschriften, die ich selbst
 gelesen habe — wer würde es sonst glauben? Also:
Rue ça ira — Rue ça va — Rue ça tiendra —
Rue de l'arbre chéri — Rue de la régénération —
Rue haine aux tyrans — Rue plus de rois — Rue vi-
vre libre au mourir — Rue j'adore l'égalité u. f. w.
 Diese Freiheit und Gleichheit proklamirenden Gassen-
 schilder bezeichnen zugleich den Karakter der Be-
 wohner dieser Vorstadt, die der Geist der Antoine-
 Vorstädter von Paris beseelt. Größtentheils find es
 Handwerker. Sie hängen, wie man sagt, noch jetzt
 so sehr an dem selbsterfundenen Lieblingsnamen ih-
 rer Gassen, daß sich die Policei nicht getraut, die-
 se monströsen Inschriften wegzunehmen. Daß in
 dem Sinn dieser Vorstädter noch immer etwas bor-
 stiger und widerhaariger Nachlaß der Revolution zu-
 rückgeblieben ist, erfahren die höhern Klassen der
 Städter bei jeder Gelegenheit. Liefert einer dieser
 Handwerker von S. Seurin eine übersezte Rechnung,
 und wagt es der Städter ihm dagegen Vorstellungen
 zu machen oder etwas davon abziehen zu wollen,
 so antwortet er kek und trozig: „wir andere“ *nous*
autres, (das find die rechtlichen Leute der Revolu-
 tion) „wir andere wissen es gar wohl, daß die Rei-
 chen es gern fähen, wenn wir alle verhungerten“
 u. f. w. Selbst der Titel *Citoyen*, womit man sie

beehrt, ist ihnen, so wie den Landleuten der hiesigen Gegend verdächtig. „Vordem sagen sie, waren wir ihre Freunde (*leurs amis*, mit welchem Wort man diese Leute anzureden pflegt) nun sind wir ihre *Citoyens* geworden! — — Die Hafensprache des Schiffsvolks und der Arbeiter, die sich in grossen Handelsstädten immer sehr merklich von dem der innern Stadt zu unterscheiden pflegt, hat in Bordeaux nicht den gewöhnlichen rauhen Ton. Die Kaufleute selbst, von welchen diese Klasse lebt, wohnen am Hafen des Chartrons; das, und die französische Sitte und Sprache stimmt den Ton höflicher und das Betragen gefälliger als beide an unsern hamburgischen Kayen sind. Dagegen ist im Vergleich mit Paris die Sprache des hiesigen Volks minder höflich und viel einsilbiger. — — — — —

Blanquefort

in Medoc.

— — Hier unterbrach mich vor einigen Tagen die Einladung meiner Freunde zu einer Fahrt aufs Land, wo ich jezt lebe, und von hier nur auf kurze Zeit nach Bordeaux zurückkehren werde, um dann meine Reise in das südliche Frankreich fortzusetzen. Ich bin hier schon innerhalb der Gränze des schönen Weinlandes Medoc, in dem wöhnlichen Landhause meines Bruders. Wir machen eine Ausnahme von der Regel, denn eigentlich hat jezt, am Ende Augusts, das hiesige Landleben schon seit sechs Wochen aufgehört, fängt erst in vierzehn Tagen wieder an, und dauert dann bis im December. Die meisten Landbesitzer kehren nemlich, in der Meinung, in ihren Stadthäusern der Hitze eher entgehen zu können, im Monat Juli in die Stadt, und

kommen gegen die schöne Weinlesezeit wieder aufs Land zurück.

Die Gegenden unmittelbar um Bordeaux, sind nicht schön, sondern flach, sandig, steinig oder morastig. Desto mehr sticht die nächste Wassergegend der Garonne davon ab. Die schönste Lust-Partie in Bordeaux ist deswegen eine Wasserfahrt auf der Garonne einige Meilen stromabwärts. Ich machte sie vor einigen Tagen in einer frohen Gesellschaft. Am Ufer des Chapeaurouge bestiegen wir zur Ebbezeit eines heitern Frühmorgens einen mit Segeltuch überspannten Ever. Schnell glitt das Schiff den Mauern der alten Veste Trompette vorbei, hinab an dem langen Quay des Chartrons und seinen stattlichen Häusern an der einen Seite, und an der andern zwischen der Linie von Schiffen und ihren größern und kleinen Böten. Malerisch erheben sich an dem rechten Ufer des Flusses abwärts von dem Stadt-Ende, die Reihe Hügel des Landes zwischen beiden Meeren (*pays entre deux mers*) besonders in der Gegend des in einem Einschnitt der Berge liegenden Dorfes Lormont. Aus freundlichen Thälern steigen sie hervor, an ihren Seiten lehnen sich Weinberge; ihre mit Pappelgruppen und Ulmen bewachsenen Rücken, bilden eine Wellenlinie an dem Horizont hinab. Diese Ansichten wechseln fast mit jeder Minute der schnellen Stromfahrt. Bald zeigt sich ein Park mit feinen Kiosks und Pavillons, welche zu einem modernen Landhause dort an der Höhe gehören, bald ein gothisches Schloß vormaliger geistlicher Herren, ein Dorf im Thal, mit seiner Kirche. — Nach anderthalb Stunden der Fahrt, landeten wir an dem gastfreundlichen Ufer von Montferrant in dem Landhause unsers biedern Freundes F.

Die schönen hügelichten Ufer haben sich hier in ein weites Rebengefilde gesenkt; die Gegend ist flach, sumpfig und nur durch den Strom, der unter den Fenstern des Hauses vorbei fließt, anziehend. Aber herzliches Wohlwollen und Fröhlichkeit beseelte unsern Cirkel: ich lasse in diesem Montferrant das dankbare Andenken eines der schönsten Tage dieser Reise zurück. — Sechs Stunden nachher brachte uns die flutende Garonne noch schneller, — und nur zu schnell für den Genuß des treflichen Abends — an den Chartrons zurück.

Den Namen des Ländchens, worin ich jetzt lebe kennt und ehrt jeder europäische Trinker: Medoc, das Vaterland des edelsten aller Weine. Von hier erstreckt es sich bis an die Garonne — deren Schiffswimpel ich aus meinem Kabinet fernhin wehen sehe — und stromabwärts, bis an das Meer, etwa zwanzig französische Meilen im Umkreise. Die Hauptdistrikte des schönsten Weins von Medoc werden von den Schlössern ehemaliger Besitzer benannt, Chateau Margot, Chateau la Fite und Chateau Latour. Der zartere Gaum unserer Weinkenner unterscheidet noch mehrere kleinere Distrikte, wo feine Weine (*vins de dessert*) gekeltert werden als: Hautbrion, Saint Julien, Gruau la Rose u. f. w.

Von vielen dieser schönen Gewächse kennen wir vielleicht bald nur noch die wohlklingenden Namen. Die Engländer akaperiren diese Distrikte, soviel sie können, einen nach dem andern. Schon ist das Gut Chateau Margot, welches ein Holländer von der Nation kaufte, den englischen Erztrinkern verpachtet, sein schöner Wein kommt also nur in ihre Hände — und keine Rettung ist aus dieser Hölle! — Blutige Erinnerungen kleben den Namen einiger dieser Di-

strikte an. De Fumel, vordem Gouverneur der Provinz Gaskogne, Besitzer von Chateau Margot, fiel unter der Guillotine; de Segur, Eigenthümer von Chateau la Fite ward mit einem Theil seiner Familie in Paris hingerichtet. Auch das leztere Gut, geht seitdem von einer Hand in die andere, und wird am Ende auch noch die Beute der Britten werden.

Ich habe mich umsonst auf den Anblick dieser Gefilde mit Trauben belasteter Reben gefreut. Der Frühlingsfrost hat die Hoffnung eines ergiebigen Weinjahrs vernichtet. Seit lange war keins so unfruchtbar. Kaum der zehnte Stok trägt einige kleine noch faure Trauben. Der Vendemiaire, diese so schöne Weinlesezeit und zugleich das Fest des Landes, das unter fröhlicher Gastfreiheit aller gegen alle auf den Gütern gefeiert wird, verspricht diesmal wenig Freude.

Von der freien offenen Terrasse unsers Landhauses übersehe ich einen weiten, von der Garonne weit begrenzten Distrikt. Diesen Vorthail einer freien Umficht haben die hoch liegenden Güter, übrigens aber einen steinigten, wenig ergiebigen Boden. Frischer ist die Ansicht, aber minder gesund die Luft der Güter in den Gründen, mit schönen Wiesen, und üppiger Vegetation ihres etwas sumpfigen Bodens. Das milde Klima zeugt und hegt hier in freier Luft die zartesten Blumen bis an den Spätherbst. Balsamjasminen, Heliotropium, alle Arten des Geraniums scheuen selbst die nächtliche Kühlung nicht. Ein wesentlicher Mangel des Ländlichen dieser Güter, ist die Entfernung ihrer Meiereien und Viehtriften. Sie liegen oft eine halbe Stunde und weiter, von dem Hauptgut abgesondert in den tiefern Gründen

des Landes. — — Seitdem in Frankreich das Begräbnis entehrt, und die Ruhe der Todten der Willkühr eines schlecht interpretirten Gesetzes der Gleichheit Preis gegeben ist, hat das *Memento mori* seines Grabhügels in seinen kleinen Park verlegt. Von Eichen, Platanen und Akacien beschattet steht über dem ausgemauerten Grabe, eine kleine Hütte, der Ruhe, und der Erinnerung der Geliebten geheiligt, die darunter schlummern. — Friede sei ihren Gebeinen! — Seitdem ich in Paris die offnen gemeinschaftliche Modergruft des Katharinen Platzes und das Einscharren der Todten gesehen habe, betrete ich diese stille Hütte mit noch innigerer Empfindung. —

Gestern früh fand uns die aufgehende Sonne, schon auf einer Wanderung im Lande, einige Meilen im Umkreise. Eine flache bald sandige, bald sumpfige Gegend. Das erste weit und breit umher einsame kleine Haus in einem Wiesengrund *la Bassiole* genannt, war vor einem Jahre der Schauplatz einer der Mordscenen, der *Chauffeurs* (Wärmer), die unsere Zeitungen uns oft erzählten, und wir, wegen der Gräßlichkeit des Verbrechens, kaum glaubten.

Der unglückliche Wirth dieser einsamen Landherberge, verrieth bei einem Trinkgelage seinen ersparten kleinen Schatz von hundert Livres. Wenig Tage darauf erschienen bei Nacht vier Kerle in dieser Herberge, forderten zu trinken und dann das verborgene Geld. Wie es geweigert ward, banden sie die Frau an die Bettstelle, knebelten den Mann und legten ihn, auf der Erde ausgestreckt, mit den Füßen in die glühende Asche des Heerdes. Lange ertrug er standhaft die langsame Feuerfolter, bis der Schmerz seiner bis auf die Knochen dörrenden Füße ihm das

Geständniß, wo das Geld liege, entriß. Der Unglückliche starb einige Tage darauf. Drei dieser Mörder, Matrosen von der Meerküste des nahen Saintonge, wurden ergriffen, und zu Saintes hingerichtet.

Nicht weit von dieser verlassnen, wenig bebauten Gegend, liegt das große Landgut der Witwe und der Söhne des durch seine herausgegebenen Briefe über Italien und Schicksale bekannten Präsidenten Dupaty. Seine Familie ist reich und besitzt große Güter in S. Domingo. Seit dem Tode ihres Mannes, der wenig Jahre vor der Revolution in Paris starb, ist die Witwe nicht wieder hierher zurückgekehrt; zwei seiner Söhne leben in ihren Besitzungen jenseits des Meers, ein dritter ist Vaudevillendichter. Dupaty war General-Advocat des Parlaments von Bordeaux, schon damals, als dessen feierliche Wiedereinsetzung von dem letzten König geschah. Bei dieser Gelegenheit machte er sich berühmt, durch eine feurige Rede, worin er, gleichsam als ein Seher der nicht lange nachher folgenden Revolution, diese Zurückberufung des Parlaments als einen der bisher merkwürdigsten Züge in der Geschichte Frankreichs, bis zu den Wolken erhob. „Seefahrer dieser Küsten! rief er in schwärmerischer Begeisterung aus, „die ihr die Meere mit euren Schiffen meist, eilt, verkündigt den entfernten Völkern und Ländern des Oceans, diesen herrlichen Tag, diese That, einzig in der Geschichte des Jahrhunderts“ u. f. w. Als Dupaty in der Folge zum *Président à mortier* dieses Parlaments erwählt ward, machten ihm die Parlamentsräthe von der altadlichen Kaste den Krieg, wegen seiner Abstammung von einem Großvater, der ein Tuchhändler war. Durch ihre Nekereien

gekränkt, gieng Dupaty nach Paris, und starb bald darauf.

Auf einer niedern Stufe steht in der Gegend von Bordeaux die Gartenkunst und der Geschmack in ländlichen Anlagen überhaupt. Man übertreibt in den meisten der hiesigen Gärten die kindischen Spielereien der geschnitzelten Heken, der Fächerähnlichen Bäume, und Büsche, der buntgewundenen Blumenparterren, der geschlungenen Grasbeeten u. dgl. Das stärkste in dieser holländischen Kunst, und eine wahre Musterkarte von Karrikaturen, liefert das Landgut der drei reichen jüdischen Brüder Rabat. Sie haben, wie es scheint, die bekannten monströsen Anlagen des tollen Fürsten Palagonia bei Palermo hier im Kleinlichen nachahmen, oder selbst noch grössere Originale in diesem Fach fein wollen. Ueerraschungen auf jeden Schritt! Ein Eichenwäldchen ist hier ein Revier für vierfüßige Thiere aller Arten und Gattungen. Tiger in Katzensgröße, Löwen wie Pudel, leben mit den übrigen Ungeheuren des Waldes, und neben Hasen und Rehen, hinter kleinen um die Bäume gezogenen Gehegen in Frieden. Alle diese Thiere sind klein und plump von Holz geschnitten und werden jährlich frisch und zierlich angemalt und gefirnist. Eine andere Gartengegend ist Arkadien selbst. Auf Blumenwiesen grasen hier hölzerne Esel, Kühe nicht viel unter Lebensgröße, Schaaf mit ihren Schäferinnen schäkern hinten im Grase. In der Mitte dieser Scene steht eine holländische Windmühle klein und zierlich, auf einem Schnekenberge. Müller und Müllerin gucken zum Fenster heraus, und sind von dem Holzschnitzer zum immerwährenden grinzen den Lächeln verdammt. An Fasanerien und Volieren mangelt es so wenig, als an Tempelchen mit ihren

Götterbildern und drunter geschriebenen Namen, an Einsiedeleien mit ihren Anachoreten beim hölzernen Mahl an Inschriften in allen Zungen, welche diese Kunst - und Naturschönheiten, da wo noch ein Zweifel übrig bleibt, in Versen und in Prosa erklären. Alles das wird mit mehr als holländischer Ordnung und Pünktlichkeit erhalten, gesäubert, gekämmt, und wo möglich gepudert, wie der Kopf des ältesten dieser Besitzer selbst, der einem Haarkünstler seine dreifache Tagesarbeit mit einem jährlichen Gehalt von 500 Livres belohnt, und unter seinen Mitbürgern dafür mit dem Titel *le Marquis* ausgezeichnet wird. — —

Blanquefort.

in Medoc.

Klagen, nichts als Klagen, würde dieser Brief enthalten, wenn ich mich meinen Empfindungen überlassen wollte: denn meine schöne Hoffnung, die milde Luft des Südens von Frankreich noch einmal zu athmen, ist für mich verschwunden, und in einigen Tagen gehe ich, durch Umstände genöthigt, nach Paris zurück. Meine Zeit war zu kurz berechnet, um den Plan der Reise durch das südliche Frankreich auszuführen. Aber es schmerzt mich ihn aufgeben zu müssen. Der Gedanke, das schöne Languedok, Provence und alle die herrlichen südlichen Gegenden Frankreichs, welche ich einige Jahre vor der Revolution durchreiste, wieder zu sehen, war das Fest meiner Phantasie.

Ich habe in dem Schreibtisch meines Bruders einen Fund gemacht, der das Bild dieser Reise nur lebendiger noch in mir weckt. Es sind skizzirte Blätter, leichte Umrisse meines Zuges durch das südliche Frankreich, von dem Mont Cenis ab, durch Savoyen über Lyon, Avignon, Marseille, Toulon, Nismes, Montpellier, nach Bordeaux, die ich unter Weges entwarf, und hier zurücklies. Hier schike ich Euch diese Skizzen, schlecht und recht. Gern möchte ich die flüchtigen Umrisse auszeichnen: aber die Tafel meines Gedächtnisses, seitdem mit fremdartigen Ideen beschrieben, versagt mir ihren Dienst dazu. — Lieber also will ich nichts daran ändern. So wie sie da sind, haben sie vielleicht einige frische Farben der Jugend, die ich doch nicht verwischen möchte; — vielleicht haben sie noch ihrer Fehler mehrere. Gleichviel. — Seht Ihr zu, was sie Euch gelten.

Fragmente einer Reise über die Alpen,
durch das südliche und westliche
Frankreich.

Auf dem Mont Cenis.

— — — *Sono pittore anch'io.* — Was kümmert mich Hannibal und Carolus Magnus. Auch ich gehe über die Alpen! Ist dort auf der mit ewigem Schnee bedekten Scheitel des steilen Rochemelon wirklich der Wolkensteg, auf welchem der stolze Karthager sein Heer in Italiens Ebne hinab führte, und den fast verzweifelnden Soldaten zurief: „seht Italien! ihr habt die Alpen, seine Schutzmauer, erstiegen; ersteigen sollt ihr nun bald die Mauern Roms!“? Wo sind die Spuren von Karls kühnem Zuge? Ich weiß es nicht. — Knisternd sprühen um mich her die Funken des brennenden Rosmarienholzes auf dem Heerd der kleinen Herberge, zum großen Kreuz (*la grande croix*) genannt, vor welchem ich mich hier auf dem Gipfel des Cenis wärme, und meinen Suppentopf brodeln sehe. Neben mir mein ehrlicher Sancho, und mein Vetturin Antonio von Turin; um uns her, die geschäftigen Philemon und Baucis dieser Hütte, deren Kröpfe ihre Abstammung aus den favoyschen Thälern verrathen. Arme Alpenschäferin! dientest du gleich Marmontel nicht zum Modell seiner *bergere des Alpes*, der schönen Adelaide; so bist du doch gut; giebst für geringes Geld das wenige, was du hast, und umsonst, viel aus dem reichen Schatz deiner Erinnerung. Verstände ich nur die fatale Sprache der guten Frau! Die täglich über diesen Scheideberg nach Italien ziehenden Reisenden, von dem Fürsten und König an, bis zum bettelnden Pilgrim, sind ihre Hausfreunde. Ihr Mund überströmt von Historien und Anekdoten aller Art; — und auch

zu meinem Aerger vom Lobe der sechszehnpfündigen Forellen des nahen Bergsees, welche viele Reisende hier verzehren — und ich sitze, weil heute keine gefangen sind, bei meiner ärmlichen Weinsuppe! Verfolgt mich nicht ein böses Schicksal? Keine Forellen! vom Mont Cenis, im Wirthshause *à la grande Croix*; und keine Schneefahrt *à la ramasse* nach Laneburg hinab! Das letztere verdriest mich am meisten. Aber der September hat noch keinen Schnee für die Cenis Alpe. Im Eselsschritt, wie ich jenseits von Novalesse heraufgekommen bin, muß ich nun nach Laneburg hinab, und nicht auf dem fliegenden Schlitten, der zur Schneezeit in wenig Minuten hinabgleitet. Doch aber hat dieser Eselzug über den Berg auch etwas originelles.

Ermüdet von einer heißen Tagreise, warf ich mich bei der Ankunft in Novalesse gestern Abend aufs Bett. Mich unsanft aus dem Schlaf rüttelnd, stand heute Antonio mit einem rauhen: „*Si alza cellenza e tempo di partir,*“ *) vor mir. Grausamer Antonio, rief ich noch halb schlafend, was wekst du mich so früh! Er verlor seine Mühe an mir Müden. Der Schlaue! „*che disgrazia,*“ rief er, an das Fenster nach der Gasse tretend „seht, euer Reisewagen ist zerstückt, zerbrochen, spolirt.“ Unglücklicher, was sagst du? schrie ich erwachend, und flog ihm nach ans Fenster. — Antonio hatte mich betrogen, und doch hatte er wahr geredet. Auseinandergenommen, Stück vor Stück, war mein Wagen, aber alles sorgsam auf Maulesel gepakt. Zwei trugen den Koffer zwischen Tragstangen; zwei andre den Wagenkasten, eben so;

*) „Aufgestanden! es ist Zeit abzureisen.“ Bekanntlich nennt der gemeine Italiener jeden Fremden, *Eccellenza!* und verschluckt dabei die erste Silbe.

andre die Räder, den Unterwagen, das kleine Gepäck. Noch andre standen gesattelt für die Reisenden. Das ist die Methode, um über den Mont Cenis zu gehen. Aus zwölf Menschen, und mit dem Postzuge des Vetturins, aus neunzehn Mauleseln, bestand der Zug. Voran Antonio, Befehlshaber der Karavane, mit seinem Gespann, dann das Hauptgepäck, dann die Reisenden auf stattlich geschirrten Thieren, und hinter her der Rest des Gepäkes mit den Eseltreibern. — So gieng es im Schritt aus Novalesse bis zum Fuß des Cenis, und etwa zwei Stunden seinen steilen im Zikzak geschlungenen Pfad hinan, umgeben von starren Felsen mit ihren Schneescheiteln, von stürzenden Bergströmen, von armseligen Dörfern, die über Abgründen schwebend, an den Abhang geklebt sind. Hier die wilde Dora, in der Tiefe fortrauschend, dort oben das hängende Dorf la Ferrière, weiter hin Lavinentrümmer, herabgerollte Felsenmassen. Im Hintergrunde der stolze Rochemelon. Schneelavinen donnerten auch heute herab. Wo der Weg durch sie am gefährlichsten, und am abhängigsten ist, schützt ein langes aufgemauertes Gewölbe den Durchzug der Reisenden. Die Sonne schien stark, doch war die Luft schneidend und rauh auf diesen Höhen, der Scheidewand des milden Klima's, der Vegetation, der Sprache und Menschen. Zitternd vor Kälte, und ungeschützt dagegen durch leichte Sommerkleider, kam ich in der Herberge auf der Ebne des Cenis an, wo uns ein helles Rosmarienfeuer auf dem Heerd erwartete. — —

Ich gieng vor die Hütte, um noch einmal umzublicken nach dem schönen Horizont meines Italiens. Ein dichter Nebelschein hatte ihn umzogen. Latium! Kampanien! Ich werde euch nicht wieder-

sehen. Du aber Erinnerung des Anschauens jenes klassischen Bodens, wirst mich noch lange beglücken. — „Auch ich war in Arkadien!“

Aiguebelles.

Ich wandle in den romantischen Thälern Savoyens, zwischen den Urbildern von Rousseau's Schilderungen, von Marmontels Schäferscenen. Sie haben die herrlich schöne Natur getroffen; aber die Menschenideale lebten nur in ihrer Phantasie. Ein liebliches Bild verdrängt in diesem Schoos der Alpen das andre, ein Landschaftsgemälde immer neu und schöner, folgt dem andern. Nicht die Schönheit dieser von der übrigen Welt durch ihre Felswände abgeschnittnen Thalbewohner, aber Sitteneinfalt, Gutmüthigkeit, Emsigkeit, habe ich gefunden. Jeden Fußbreit Landes gewinnen sie dem kargen Boden ab, bauen ihr Gemüse an den schroffen Felsenhöhen, in den engen Thälern ihr Getraide zur Nothdurft, sind glücklich und froh bei der kleinen Wirthschaft. Auffallend ist die Verschiedenheit dieser ehrlichen, unverdrossnen, gutherzigen, liberalen Menschenrace, von der, unter welcher ich noch vor zwei Tagen jenseits der Alpen wohnte. Noch habe ich ein Stück davon in diesem schlauen, versteckten, eigennützigem Antonio bei mir. Ich mögte ihn nach Hause schicken; sein Gesicht und sein Wesen sind mir widrig geworden, seitdem ich unter bessern Menschen hause. — — Wie sollte ich hier zeichnen wollen, wo die Herrlichkeit der Natur, die Kunst des größten Malers demüthigt, wo die Mannigfaltigkeit, der stete Wechsel von Gröfse und Schönheit dem Auge kaum einen Ruhepunkt läßt. Nur ein Paar Striche, um meiner Erinnerung zu Hülfe zu kom-

men. Von Laneburg, — wo in einem Nu der Reisewagen von hundert geschäftigen Händen zusammengefügt wieder fertig dastand, — steigt man einen halben Tag immer noch bergab. Zwischen nackten Felsenmassen bald, bald an beholzten Bergen windet sich der Weg durch die engen Thäler. Katarakte stürzen von den Höhen. Wild und schaumend stürmt die Ark hier, dort rieselt sie sanft über den Kieselgrund hin. Dörfer hängen an den steilsten Bergseiten. In den Tiefen weiden Heerden: Wälder von Obstbäumen schliessen sich um die niedern Hütten. — Das ist der Umriss dieser savoyschen Thäler, so weit ich sie bis jetzt sah. — Modane ein kleines freundliches Dorf war unser Nachtlager gestern; heute ist ein schlechtes Städtchen, mit einem romantischen Namen: *Aqua e - bella e*.

A n e c y.

Als ich vor wenig Monaten in die Lavahöle des versunkenen Herkulanum hinabstieg, und an der halbgeöffneten Aschengruft von Pompeja stand, fühlte ich die Schrecken der Idee, mit einer ganzen Stadt, in einem Aufruhr der Natur plötzlich begraben zu werden, kaum halb so stark, als bei Randan dem von einem Felsensturz verschütteten Dorf unweit Aiguebelles. Die beiden römischen Städte ruhen schon Jahrtausende in ihrem Grabe: Randan gieng in dem Mitteljahr unsers Jahrhunderts unter. Dieser Eindruck der nahe liegenden Katastrophe ist um desto erschütternder. Am 12ten Juni im Jahr 1750, stürzte von der Alpenwand hinter dem Dorf eine furchtbare Lavine herab, riss in ihrem Fall ungeheure Felsenblöcke und Erdmassen mit sich fort, welche Randan bedekten. In einem Moment war das Dorf mit

allen feinen Bewohnern von der Erde vertilgt, und eine Fläche von zwei hundert Morgen umher, mit Aekern, Wiesen und Viehheerden verschlungen. Ein Denkmal dieses Tages des Schreckens, ragt die äußerste Thurmspitze noch aus dem Grabe von Randan hervor. — Die Morgensonne beleuchtete die schwarzen Todestrümmer, welche hoch über Randan aufgetürmt liegen, der Eindruck dieses Bildes ward dadurch um so trauriger: die heitere Landschaft um Montmelian verscheuchte ihn erst wieder. Obstbäume aller Art, bekränzen hier die wellenförmigen Höhen; das Thal verbreitet sich mehr, und sein fruchtbarer Schoos, begünstigt den Fleiß des Bauern. Die schönen Landstraßen sind durch Nufsbäume beschattet. Jezt ist die Zeit ihrer Erndte. Gröfsre und wohlschmekendere Nüfse giebt es nicht, als diese. Der Weg war damit übersäet. Das reizte zum Genuß; aber die Unmäßigkeit wird bestraft. Ich war von dem Uebergenuß eine Nacht in Chambery recht krank. Kaum schleppte ich mich aus dieser finstern Hauptstadt Savoyens gestern Abend noch nach dem schönen Spaziergange vor dem Thor. Er war voll eleganter Einwohner des Orts, von französischer Form und Schnitt. Doch vermochte ich nicht nach dem Hause zu walfahrten, wo Rousseau die wenigen glüklichen Jahre seines Lebens mit seiner Warena verlebte. — Auch hier an dem freundlichen See von Anecy finde ich noch Spuren der glüklichen Jugendtage des armen Jean Jaques.

Chamouny.

Unter welcher Gestalt du erscheinst, Natur! sei es im Blumengewande des ewigen Frühlings in Kampanien, oder mit der unvergänglichen Eisdecke

dieser Thäler bekleidet, immer bist du wunderbar, und groß und schön. Eben komme ich herab von den Eisgebirgen, alt, wie ihr Fußgestelle, die Urmassen dieser Felsen, dauernd wie die Alpenpyramiden an dem Eismeer des Montanvert.

Nur wenig Stunden lies uns die Begierde die Naturwunder der Thäler von Chamouny zu sehen in Genf. Von feinen Thoren an bis hierher, werden die Umsichten immer malerischer und größer. Der Anfang bis Bonneville ist traurig. Die Gegend ist flach und leer, die Dörfer sind ärmlich, die Felder schlecht bebauet. Dann wird die Ansicht freundlicher. Ein weites Thal von der Arve durchströmt, umher steigen die Berge langsam auf, ziehen sich enger und enger zusammen. Plötzlich lenckt man bei Cluses in eine Felsenschlucht. Starre überhängende Massen, herabgestürzte Blöcke verengen den Paß von einigen tausend Schritten in ein schönes langes Thal, an beiden Seiten von Bergwänden eingeschlossen. Ihre stolzen Höhen sind bald nackte Felsen, bald sind ihre Seiten und Gipfel mit Wäldern, Aeckern, ja, noch mit Rebenfeldern bekränzt. Die Arve bewässert die frischen Wiesen im Thal, ein Obstgarten kettet sich an den andern. Von den Felsensäulen stürzen Wasserfälle nieder; Bäche rieseln in ihren Einschnitten herab. Vor allem schön ist der Katarakt eines Bergstroms nicht weit von Salenche. Er fällt erst mehrere Stufen von oben, und ergießt sich dann in einer Wasserseule, achthundert Fuß herab, in ein weites Felsenbecken, und von hier in das Thal, wo die Arve ihn schäumend verschlingt. Wolken von Wasserstaub umgeben den Fall; ein beweglicher Regenbogen spielt in sanften Nuancen über dem Becken.

Ein Bankwagen (*char à banc*) nahm uns in Salenche auf. Ich werde die schmerzhafteste Fahrt der ersten *lieue* auf diesem unbequemen Karren nie vergessen, und zog ihr bald die Wanderung zu Fuß durch die Thäler von Servoz und Chamouny vor. Wie ist der immerwährende Wechsel dieser Thäler so romantisch! Kaum faßt ihn das Auge. Hier ein schwarzer Schieferbruch, über welchen sich dunkelgefärbte Bäche ergießen; dann frische Wiesen an den Bergseiten mit bunten Heerden allerlei Viehes. Bald ist es wieder ein großes finstres Gemälde, wie Salvator's Bilder. Von den Urgebirgen abgerissene schwere Felsentrümmer, niedergestürzte große Baumstämme liegen durcheinander. Ein enger Pfad windet sich weiter hin, die steile Höhe an dem Rand eines Abgrundes hinauf. Aus dem Thal von Chamouny steigt eine Kette von Schneegebirgen hervor. Es sind die Stufen zum Montblanc dem Monarchen aller europäischen Berge. Der Eismantel, der den erhabenen Koloss deckt, breitet sich über die Alpen um ihn her; sein Saum sind die bis in das Thal von Chamouny ausgestreckten Gletscher des Bosson und Montanverts. Imposanter dachte ich mir den Anblick dieser Eisströme, selbst in der Ferne. In der Nähe gewinnt er. Es sind hundertfach gestaltete Massen, Gruppen, Pyramiden, deren von der Sonne durchleuchtete Oberfläche in sanften Farben spielt. Diese Eisgüsse krümmen sich zwischen einem Wall von schwarzen Steinklumpen, von dem Bergrücken und dem Eismeer in das Thal herab. Ihr Himmelblau wird durch die frisch grünenden Berge umher noch mehr gehoben. Unter dem Fuß des ersten Gletschers brauset aus einer Höhle ein starker Strom hervor, der sich in das Bett der Arve wirft.

Ein gutes Nachtlager nahm uns in Chamouny auf. — Bei dem ersten Sonnenblik gegen die glänzenden Schneegipfel der Berge, ward die Wanderung nach dem Montanvert angetreten. Mühfelliger Pfad! schlüpfrig, steinig, ausgespühlt; aber schön die Umsicht seitwärts in das freundliche Thal, immer grösser und weiter gedehnt bei jedem Schritt höherauf. Die Donner stürzender Lavinen und Eisfälle von den Schneebergen und Gletschern hallten aus den Schründen herauf dreifach an der Felsenwand der Gegenseite zurück. Der Gemsenjäger, unser Führer, erzählte die bestandnen Abentheuer und Gefahren seiner Jagd, die Unglücksfälle seiner in Felsenklüfte hinabgestürzten Brüder. Auf der Höhe des Montanverts lag ein Häuflein Vaterloser Kinder eines vor wenig Tagen so zerschmetterten Gemsenjägers, die, für unsre Gabe, uns ihre gesammelten Kräuter und Beeren reichten. — Nach zwei Stunden Steigens stand ich auf der Höhe von Blair's Hospital, eine kleine Ruhehütte, die dieser brave Britte den Wanderern dort mit der Ueberschrift: *utili dulci* erbauet hat. In der That, süß schmeckt hier das frugale mitgebrachte Frühstück, und wohlthätig ist die Ruhe am Feuer in dieser Hütte; neu und groß ist die Umsicht vor der Thür auf das Eismeer, und gegen die Pyramidal-Formen Dent de Dru, Tacul, Geant, welche es umgeben. Die Benennung des Meer's malt die Ansicht dieses ungeheuren Eisfeldes. Es gleicht einem schäumenden sich in Wellen hochthürmenden Meer, mitten im Sturm von der Hand der Allmacht ergriffen, und in starrende Eismassen verwandelt. Eine Eiswelle wogt gegen die andre, scheint sich hinter der andern her zu wälzen, hängt Einsturz drohend über der andern hin.

Die oft bis zu sechs- und achtzig Fuß Höhe gethürmten Pyramidal-Formen überzieht eine graue, bald heller, bald dunkler gefärbte Rinde. An einigen Stellen ist sie von der grünlich schimmernden Eismasse in breiten Streifen abgespült; in den Meilenlangen Spalten des Eises spielt diese schöne Farbe reiner, silberner, schattirt. Wir kletterten über den breiten Wall von Felsenblöken, der das Meer umschliert, auf eine Fläche hinab. Hier drohet fast jeder Tritt des ungewöhnten Fußes Gefahr und Tod. Ich glitt aus auf dem ungleichen, glatten Eisboden, fiel, und rutschte einige Schritte fort. Mein Führer ergriff mich, richtete mich wieder auf, und zeigte mir dann die unbekannte Gefahr. Nur wenig Schritte von der Stelle öffnete sich eine Bodenlose Spalte. Die Lehre war zu stark, um der Neugier weiter zu folgen. — Wir giengen zurück, und den östlichen Abhang des Montanverts neben dem herrlichen Eisgewölbe des Arveiron, hinab. Langsam mußten wir hier dem gewandten Führer folgen, der sich an dieser steinigten Höhe oft über seinen vorgestellten Eisstok wegschwang, und Sätze von mehreren Klaftern hinabthat. Die kühnen Sprünge nachmachen zu wollen, würde schwer bestraft worden sein. — Ermüdet und mit verwundeten Fußsolen kamen wir unten an, um vor einem der wundervollsten Schauspiele der Natur auszuruhen. In der Basis des Gletschers öffnet sich ein großes Gewölbe wie ein breiter und spitzer gothischer Bogen, etwa hundert Fuß hoch. Davor liegen in einem weiten Umkreise Trümmer des schönsten Granits; ungeheure Blöke, die das Eismeer von den Urgebirgen, welche es umgeben, empfieng, im langsamen Fortrücken seiner Masse fortschob, und über den Gletscher her-

abstürzte. Hinter diesem Wall von Gebirgstrümmern stürzt der Arveiron aus der Eishöhle donnernd hervor. Die Farbe des Gewölbes ist das reinste, ätherische Blau, mit Silberstreifen durchstrahlt, die in tausend Nüancen schimmern. Ein plötzlicher Sonnenblik, der aus dem Gewölk auf das Eisgewölbe schoß, verklärte es. — Die Majestät dieses Augenblikks liegt außer den Gränzen der Sprache und des Pinsels. — — Auf dem Rückwege durch das Thal linderte der moosigte Boden eines Tannenwäldchens den brennenden Schmerz der Füße, ein kühles Bad in dem Wirthshause heilte ihn vollends. Wohlwollende Gutmüthigkeit und stille Herzenseinfalt charakterisirt die Bewohner dieses durch die Gebirgemauren von der übrigen Welt gleichsam abgeschiednen Thals. Unwissend in allen Ereignissen, welche die Länder erschüttern und Nationen verderben, kennen sie keine andere Veränderung der Dinge, keine Revolution sonst, als die wohlthätige der Jahreszeiten ihres Thals. Es ist ein armes, genügsames Völkchen, aber peinlich ist der Anblik dieser verfallnen Hütten und die Farbe der Kränklichkeit der Kinder und Alten. Ein trauriger Kontrast mit der alles erzeugenden Fruchtbarkeit des Thals und mit der Schönheit und Grösse der Naturscenen umher. — Nur eins dieser Wunder, war zu sehen mir nicht vergönnt: die freie vom ätherischen Feuer umstralte Stirne des Montblanc in seiner vollen Glorie. Auf diesen Anblik sonder Gleichen hatten Saufsüre und Bourrit in Genf mich vorbereitet, und meine Erwartungen aufs höchste gespannt. Aber das erhabene Haupt des Berges blieb zwei Tage, wo nur sein Fuß sichtbar war, in Wolken gehüllt. Die Scheitel seiner Trabanten, von der untergehenden Sonne bestrahlt, glänzten im goldenen Schimmer.

Fernay - Voltaire.

Deo erexit — Voltaire. Ich glaube die grinzende Satyrsmaske des alten Spötters, in dieser Inschrift zu erkennen. Wie mag ihn der Einfall gekitzelt haben! Seine Bauren, heisst es, murrten einst gegen ihren Seigneur - Athée. Voltaire lies, um sich vor ihnen von dem Verdacht des Unglaubens zu reinigen die Ueberschrift dem Portal der im schlechtesten Geschmack auf seinem Schloßsvorhof erbaueten kleinen Kirche, eingraben. Und es gelang ihm sie damit zu beschwichtigen. „Da stehts, wenn ihr noch an meinem Glauben zweifelt.“ — Der Geschmackvolle Dichter der Alzire, des Mahomets, der Zaire bewohnte zu Fernay ein Haus, nach seiner äussern Struktur, wie in den innern Dekorationen, geschmacklos genug erbauet und eingerichtet. Es gehört jetzt seinem Freunde de la Villette, der es Voltaire zu ehren, unverändert lies. Sein Bild als junger Mann, im Speisesaal, hat schon ganz den Faunencharakter der in seinem Alter zur Karrikatur ward. — Die räthselhafte Ueberschrift seines Schlafzimmers: *Son esprit est partout, mais son coeur est ici* *) enträthelt sich erst, wenn man hineintrit. In einer Wandblende steht hier eine kurze Pyramidal-Form, unbehülflich plump von Holz zusammengenagelt, schwarz und grau gemalt, und mit eben solchen Gewändern von Wollenzeug und Flor behängt. Es ist das Denkmal des Herzens Voltaires, das man in einer blechernen Urne verschlossen hat, welche halb aus der Mitte des Obeliks hervorragt. Diese Versetzung seines Eingeweides, geschah auf Voltaires ausdrücklichen Wunsch. *Mes manes*, sagt die eben so hölzerne Ueberschrift dieses Mausoleums, *sont consolés*,

*) Sein Geist ist allenthalben, sein Herz ist hier.

puisque mon coeur est au milieu de vous *). An den Wänden um sein Bette her, hängen Gemälde seiner Freunde und Wohlthäter, und kleine Kupferstiche von französischen Gelehrten und Dichtern. Unter den erstern ist der auf Atlas gezeichnete Kopf Catharina II von ihr selbst mit Blumenwerk umstickt; Friedrich II; die Marquise de Chatelet und der Schauspieler Lekain. — Voltaire sprach mit kühnem Muth das erste Wort der Vertheidigung für das Andenken des unschuldigen Calas. Es rührte mich, das von Chodowieki gestochne Blatt, welches den Abschied des unglücklichen Greises von seiner Familie darstellt, neben Voltairs Bette zu finden, mit dem bekannten schönen Vers aus Racinens Athalie.

Je crains Dieu — — et n'ai point d'autre crainte **)

L y o n.

„Wie? keinen Paß?“ rief uns, vor dem Thor von Fort Ecluse am Jura, die Schildwache barsch entgegen, als wir auf ihre Forderung unsern Paß dem Kommandanten zu zeigen, antworteten: wir hätten keinen. Die Sicherheit schläfert ein. Nirgend in Italien ward mir ein Paß abgefordert; in Turin hatten meine Freunde mich versichert auch für den Eintritt in Frankreich sey keiner nöthig. Als Staatsgefangener ward ich mit meinem Freund F. zu dem Kommandanten, die finstre Wendeltreppe eines gothischen Thurms hinauf geführt. Ich sah schon unsre Bastille darin. Aber der alte jovialische Officier, fragte, fragte nochmal, und entlies uns dann mit der

*) Beruhigt ist mein abgeschiedner Geist, weil mein Herz in eurer Mitte ist.

**) Ich fürchte Gott, und habe sonst keine Furcht.

Erinnerung: unsre Freunde künftig eines bessern zu berichten. „Uebrigens, setzte er lächelnd hinzu, will ich den Herren den Weg nach der Hauptstadt nicht beengen.“ — Der Alte hat mich mit dem freundlichen Wort gleich bei meinem Eintritt in Frankreich für seine Nation bestochen: ich liebe sie in ihm.

Der Anblick der verschwindenden Rhone (*la perte du Rhone*) bei dem Dorf Coupy, hat meine Erwartung getäuscht. Ich dachte mir ihn gröfser. Ein mächtiger Strom wird von einer sich in seinem Bett öffnenden Felsenhöhle verschlungen. Das klingt imponanter als es in der Natur ist. In einem schmalen aber desto tiefern Bette von etwa fünfzehn Fufs zusammengedrängt, strömt die Rhone schäumend heran; wo sich die Ufer ganz verengen, zusammenstossen, verliert er sich unter einer Felsenbank. Brausend stürzt der Strom hier in ein enges Loch; geräuschlos fließt er eine kurze Streke von da, aus seiner Gruft wieder hervor. Der Kontrast ist das frappanteste dieses Schauspiels. Die Tiefe, worein die Rhone hinabfällt, muß ein unermessliches lokres Felsenlager sein. Auf 200 Klafter fand man noch keinen Grund. Alles was mit dem Strom hinabfährt verschwindet auf immer. Man hat, Enten, Schweine, man hat Balken, und große Massen Holzspänen mit in den Abgrund gleiten lassen. Nur von den Spänen kamen am Ausflufs einige wieder herauf. Der lockre Felsenboden dieser Gegend wird das Grab mehrerer Flüsse. Unweit von hier verschwindet ein anderer kleinerer aber wasserreicher Strom *Verceline* genannt, plötzlich, und läuft mehrere hundert Schritt unter dem Felsen fort. Dann kommt er wieder hervor, und fällt er in die Rhone.

Der Weg von da bis Lyon hat nichts anziehendes.

Aber zwei unvermuthete Erfahrungen mache ich gleich im Anfang meiner Reise durch dies Land. Arge Prellereien auf den Posten und das, *par ordre du Roi*, nach sehr strengen Postordnungen; und schlecht unterhaltne Landstraßen, wahrscheinlich *contre l'ordre du Roi*: ausgefahrne Chausseen, oder holprichte Steinpflaster. *) Die Gesetze der Posten verfahren despotisch gegen die Reisenden, denen man doch die Mühe, jährlich, wie es heißt, über dreißig Millionen allein in Paris in Umlauf zu setzen, erleichtern sollte. Mein Wiener Wagen, den man durch ganz Deutschland und Italien mit drei, bei schlechten Wegen höchstens mit vier Pferden fuhr, wird auf den besser geachteten französischen Wegen von sechs Pferden und zwei Postillionen gezogen, wenn, wozu ich mich nicht entschließen kann, ich nicht unter der Hand mit den auf ihr Recht pochenden Postmeistern handle, und ihnen nicht 5 Sous über die Taxe für jedes weniger angespannte Pferd bezahle. Schwere Strafe, — wogegen ich nichts einwende, wenn's nur nicht die Galeere wäre, steht auf jede thätliche Handlung gegen Postbediente, sey es der Meister oder der Knecht. — Gleich auf einer der ersten Stationen ward ich der Retter meines eignen Bedienten von dieser Strafsentenz. Er, sonst der kompletteste Davus vom furchtsamsten Karakter, gab, im überlaufenden Jähzorn, einem Dorfpostmeister, der wie der Stall-

*) Und dieß zu einer Zeit, von welcher man bei dem jetzigen Verfall der Landstraßen doch so viel rühmt. Also auch hierin nichts Neues unter der Sonne, die jezt das konsularische Frankreich wie damals das königliche Frankreich, bescheint. Nur so viel ist daraus zu ziehen, daß man die jetzigen schlechten Wege in Frankreich, sehr mit Unrecht der Revolution allein zur Last legt.

knecht ausfah, eine Mauschelle. Dieser hatte beim Schmieren durch den Hebebaum das Rad gelüftet, worauf mein Bursche stand, um die Kofferkette zu befestigen. Das umschwingende Rad warf ihn auf die Erde. Daher der Zorn des Unglücklichen, denn dafür hielt ich ihn in dem ersten Augenblick, als ich aus der Ferne die fliegende Mauschelle sah, und noch vor einer Stunde den Postkodex studirt hatte. Scheinbar heftig fuhr ich gegen ihn auf, apostrophirte ihn vor dem wie versteinert dastehenden Geschlagnen, unterrichtete ihn mit harten Worten von seiner Gefahr, „wenn dieser loyale Mann als Postmeister die schwere Beleidigung an ihm rächen und sein Recht ausüben wollte.“ Elektrisch wirkte diese Rede auf den Ehrpunkt des gekränkten Franzosen. „Weil Ihr“, sagte er besänftigt zwar, aber noch mit grimmigem Blick auf seinen Gegner, „weil Ihr denn Euern *homme* da, der eure *Livree* trägt, auf dem Fuß gegen mich nehmt, — *je cède*, und erlasse ihm für diese Satisfaktion die Strafe seiner Insolenz.“ *Vive*, rief ich, *la loyauté française!* und wer war froher, über die glückliche Wendung des schlimmen Handels, wovon mein Davus eben so wenig ahnete, als er meine barsche französische Standrede verstand. —

Keine festliche Erleuchtung ist so schön, als wie die zufällige am Abend, welche ich hier aus meinem Fenster an dem Saone Quay von Lyon sehe. Die Altstadt lehnt sich jenseits des Flusses an einen Hügel. Alle Häuser dieser amphitheatralisch über einander liegenden Gassen, flimmern von tausend Lichtern, die sich in dem Spiegel des Stroms vervielfältigen. So illuminirt sah ich Lyon oft als Kind, in den Zauberlaternen unsrer Savoyarden. — Schön und groß und königlich ist der Rhone Quay, mit

seinen treflichen Häusern, Rhonebrücken, breiten Fußbänken an der Stromseite und der lachenden Aufsicht darüber hinaus in eine weite mit Pappelgruppen und Alleen bepflanzte Ebne, bis an die beschneieten Alpen. Dann der Platz Terraux mit seinen Schattengängen und dem grossen Stadthause; der Platz Bellecour mit der Ritterstatue Ludwig XIV. „Der Kopf des Pferdes,” sagt der gemeine Mann in Lyon, „sieht nach London, der des Königs, nach Paris.” Das ist allzuspitz gesagt, aber doch mehr, als sich im Ganzen von dem Kunstwerth der nur halbgerathnen Statue sagen läßt. Sehenswürdig sind die Denkmäler der Wohlthätigkeit in Lyon, die Pflegehäuser für Kranke, für Alte, und Waisen; besonders das grosse Hospital mit seinem die ganze Gegend beherrschenden Dom am Rhone Quay. Die Zahl der Verpflegten ist immer zwischen 16 bis 1800: für 2000 hat es Raum. Aber die innere Einrichtung ist noch mangelhaft. Auch hier wie fast in allen Hospitälern liegen mehrere und ungleichartige Kranke in einem Bett; Sterbende bei Wiedergenesenden, Fieberkranke bei Schwerverwundeten. Man will jetzt diese inhumane Sitte verbessern. Die jährlichen Kosten der Anstalt übersteigen eine Million Livres, wozu der sonst sehr reiche Fond nicht zureicht. Vierzehn wohlhabende Bürger werden alle vier Jahre zur Verwaltung des Hospitals erwählt und decken das Deficit aus eignem Vermögen. Jeden kostet, während dieses Zeitraums sein Amt gegen 12000 Livres, und er muß es bei Strafe der Stadtverweisung annehmen. Hundert und acht graue Schwestern (*soeurs grises*) und dienende Brüder, sind Aufwärter des Hauses gegen freie Kost und Kleidung; vier Aerzte und eben so viel Wund-

ärzte theilen die Sorge für die Kranken, und haben acht junge Studirende zu Gehülfen. Mit großer Sorgsamkeit und Ordnung geschieht die Vertheilung der Arzneien und die Zubereitung der Speisen. — Ein zweites großes Hospital verpflegt Hülfbedürftige Greise, der Regel nach nur Bürger von Lyon, und kranke Waisen. Ausser den Mauern des Verpflegungshauses erhält es noch dreitausend elternlose Kinder bei Handwerkern in der Stadt. Es ist zugleich ein Werkhaus für Bettler; wovon dreihundert in einer dazu gehörenden Seidenfabrik arbeiten.

Die starke Bevölkerung von Lyon ist in dem Innern seiner Manufacturen vergraben. Diese Manufacturen und Fabriken, denen die ganze bewohnte Erde zinsbar ist, verschlingen den größten Theil der Einwohner und nur in ihren Feierstunden am Sonntage sieht man die Gassen recht belebt. Es arbeiten zwei und zwanzig tausend Weberstühle. Die fehenwürdigsten Arbeiten sind die in den Gold- und Silberfabriken, besonders die Spinnereien des Goldfadens und die hundertfältigen Operationen, um ihn bis zur Feinheit eines Haars zu ziehen und zu plätten. Man hat berechnet — eine von den kuriosen Erzählungen, die man den Laien in der Kunst in solchen Fabriken aufzutischen pflegt — daß eine Stange Silber, 16 Mark an Gewicht, mit 2 1/2 Unzen vergoldet, wenn der davon gezogene Faden seine letzte Verdünnung erhalten hat, einen neun und achtzig französische Meilen langen Faden giebt, wobei die Erscheinung merkwürdig, daß das wenige Gold sich so innig mit der starken Silbermasse amalgamirt und sich mit ihm ins unendliche ausdehnt; so, daß der haarfeine Faden wie die Oberfläche der Silberstange selbst vergoldet erscheint.

Ein wahrer aber wenig benutzter Schatz der Wissenschaften, ist die öffentliche Bibliothek, ein Nachlaß der erloschnen Jesuiten, in deren schönem, reich dekorirtem Kollegium sie noch steht. Regelmäßigkeit, Größe, gute Anordnung des Saals, entspricht dem innern Werth der aus 60000 Bänden bestehenden Sammlung. Am vollständigsten sind die Fächer der Geschichte und der Theologie; auch treffliche Ausgaben der Klassiker und gute Handschriften besitzt die Bibliothek. Es fehlt ihr aber ebenso sehr an Fond zur Vergrößerung, als dem merkantilischen Publikum von Lyon, an Trieb und Neigung, von diesem Schatz Notiz zu nehmen.

Steht der Saal der Bibliothek denn leer, so ist der des Schauspiels desto voller. Ich kann dieser französischen Bühne noch keinen Geschmack abgewinnen, obgleich ich mich in Frankreich doch wenigstens daran gewöhnen mögte. Mir ekelt noch vor diesen durch die Nase gezogenen mit schluksendem Athem unterbrochenen Tönen, vor diesem tobenden Gebrülle der Sänger in der Oper und der Schauspieler in der Tragödie, vor diesem ewigen Gurgeln der Sängerinnen, diesen konvulsivischen Gestikulationen. — Dein gedenk ich oft San Carlo zu Neapel! deines trefflichen Orchesters, deiner reinen, volltönenden Stimmen und des durch hohe Einfachheit schönen Vortrags des Gesanges. Doch fieht man es dem Ganzen der hiesigen Schauspielgesellschaft auch wohl an, daß sie keine der vorzüglichsten in Frankreich ist. — Und nun gar ihre Vaudevilles Stücke! die Impudenz habe ich auf der Bühne noch nicht gefunden, wie in einigen dieser Operetten. Es sind Gewebe von Zweideutigkeiten, und selbst platten Zoten, welche wie Voltaires schönsten Verse beklatscht werden. Es sey die Mode so, sagt man. — —

Auf der Rhone.

Edler, männlicher Rhodan, ich begrüße dich! Zum kraftvollen Jüngling frühgereift, gehst du groß und stolz aus deinem Alpenschoos hervor, durchheilst den Leman-See, ohne deine Jugendkraft zu verlieren, und deine Farben zu ändern; *) mit ungeschwächtem Feuer entreißest du dich seinen Fluthen, und verachtest den Goldstaub, den die Arve dir zuführt. Du stürzest dich in ein felsigtes Grab, um mit neuer Kraft daraus zu erstehen, und geleitest sieben Brüder, die deiner Führung sich vertrauten, in das Mittelmeer. — —

Dem Dichter bietet dieser schönste Strom Frankreichs, auf dem ich seit drei Tagen in einer leichten Barke hinabgleite, reichen Stoff zu einem Feierliede; dem Maler, stellen sich an seinen Ufern Reichen der lieblichsten Landschaften dar. Mein Unvermögen zu beidem, verbietet mir den Versuch zu machen. — Unsre Barke streift an den reizenden Ufern der Dauphiné, des Languedoks, der Provence hin. Ich bewohne das Verdek, ohne die heiße Mittagssonne, oder den Thau der einbrechenden Mondnächte zu scheuen. In unendlicher Mannigfaltigkeit wechseln die Umsichten an diesen Ufern. Bald sind es die Rebenhügel des feurigen Côterotti- und Eremitageweins; bald Waldhöhen, dann Landgüter, Dörfer, Städte, fette Viehtriften. Die Barke fährt bis in die sinkende Nacht, dann ruhet sie am Ufer. Die dicken Nebel, welche in der Herbst-

*) Die Fabel, daß die Rhone durch den Genfersee fließe, ohne sein Wasser, das sich immer durch die Farbe längst des Sees unterscheiden soll, mit dem Wasser des Sees zu vermischen, klang dem Jüngling zu romantisch, um nicht gern daran zu glauben.

zeit sich auf den Strom lagern, und seine trügerischen Klippen und Sandbänke, erlauben ihr die nächtliche Fahrt nicht. Ich bin zufrieden mit dem verlängerten Genuß, und rufe mit dem Dichter: „flüchtige Stunden verweilt!“ — Wenn man mich nur allein liefse, wenn nur lästige Schwätzer diesen Genuß nicht störten! — Zu dem Mittagessen wird man ans Land gesetzt, und muß sich mit den geschwätzigen eigennützigen Wirthsleuten und an den Gasttafeln der Passagiere langweilen. So war ich am Tisch in einem Gasthose des uralten Vienne verdammt, die Dissertation eines Pfaffen anzuhören, welcher, ein zweiter Chronist Ado, demonstirte: Pontius Pilatus habe in dieser uralten Stadt gelebt, und sich, verzehrt von seinem blutenden Gewissen, hier ermordet. „Wohlgethan!“ rief ein feister Bettelmönch, der die Gäste des Tisches mit Almosensammeln brandschazte — „sehr wohlgethan! Ueber ihn komme fein Blut!“ — Ich lies ihnen ihre Bissen, und eilte auf meine stille Rhonebarke zurück. —

Nicht ohne bange Erwartungen sahen wir heute beim Anbruch des Tages, *Pont Saint Esprit*. Mit hundert Erzählungen von Schiffbrüchen, und Sinken, in dem Charybdis unter der Brücke des heiligen Geistes, hatten, wie mit Winternachtsmärchen, die Schiffer uns geängstet, um ihr Verdienst der Gewandtheit in dieser Gefahr zu heben. Wahr von diesem allem ist, daß die Rhone an dieser Stelle, durch die zwanzig Joche und starken Pfeiler der Brücke beengt, an Schnelligkeit gewinnt, gleichsam im Strudel mit verdoppelter Gewalt unter der Brücke durchströmt, und folglich durch eine falsche Leitung, die Barke gegen die Steinmassen der Pfeiler scheitern würde. Glücklich und pfeilschnell schoß

die unsrige, unter dem Jauchzen des Schiffsvolks und der Passagiere, hindurch.

Die Barke hält. — Wir sind in Avignon, dem Ziel der schönen Rhonefahrt.

A v i g n o n.

Ein päpstliches Stück Land, mitten in dem selbstständigen Frankreich, von den Päbsten halb einem ausschweifenden Weibe abgetrödelt, halb usurpirt: ein fremder Priester besitzt einen seiner fruchtbarsten Distrikte, der von den französischen Königen bloß als Zuchtruthe gebraucht wird, um den widerspenstigen Pabst zu ihrem Willen zu zwingen. *)

Die Gegenden von Avignon sind vortreflich. Die Rhone, welche an den alten Mauren der Stadt hinrollt, mit ihren malerischen Pappel- und Ulmeninseln; die lächelnde Landgegend; das an allem fruchtreiche Land; die Schattengänge um die Stadt. — Desto düsterer ist ihre innre Ansicht. Enge, schmutzige Gassen, deren Baracken ähnliche Häuser von einigen im italienischen Geschmack erbaueten Pallästen widrig abstechen; finstere, öde päpstliche Burgen, schwarz berauchte Klostermauren, Menschenleere, immerwährendes Geläute, sichtbarer Mangel an Industrie, Armuth, Trägheit, Erschlaffung unter dem Volk, —

*) Pabst Klemens V. kaufte im J. 1348 Avignon mit dem Gebiet für 80,000 Gdg. unter erniedrigenden Trödlerbedingungen von der wilden Königin Johanna von Sicilien, Gräfin von Provence. Zweideutiger noch, waren die päpstlichen Titel auf den Besitz des Comitats Venaissin, das der blutdürstige Innocenz III durch Bann und Kreuzzüge, mit Feuer und Schwerdt an sich riß. Zwei Ludwige von Frankreich bemächtigten sich des Landes nach einander, und gaben es dem gedehmüthigten päpstlichen Stuhl zurück. —

aber mitten in diesen Eigenheiten einer päpstlichen Stadt, ein schönes Blut, besonders unter den jüdischen Weibern. — Ich eilte, unstätt auf diesem Boden, durch die dunkle päpstliche Burg, in welcher sieben Päbste, grötentheils von Hildebrands Geist beseelt, über die Kirche herrschten, und, wie Petrarcha klagt, ihren Hof zur Lasterschule machten; vorbei an der alten Inquisitionshöhle — hin zu Laura's Grab, dem einzigen Gegenstand der mich hier anzieht. Arm und klein dekt in dem Winkel einer Kapelle ein roher Stein die Asche des unendlich geliebten Weibes Petrarchs. Einst lies König Franz I, einer der edeln lebenswürdigen Ritter der Chevallerie, das Grab öffnen und fand, neben dem Staub, ein Todtenlied, von der Hand des zärtlichen Petrarchs. Er legte die Reliquie der Liebe wieder an ihren Ort, und seine eignen Verse an Laura's Geist daneben.

Marseille.

Ein Unfall, und ich kann sagen, der erste auf einer zweijährigen Reise, durch Deutschland, die Schweiz und Italien, begegnete mir vor Marseille. Wir liefen Gefahr, den steilen Abhang eines Berges herabzustürzen. Dieser Berg heisst mit Recht *la Vista*, wegen der herrlichen Aufsicht auf das mit Mandel- und Olivenbäumen bepflanzte Amphitheater der Hügel um Marseille, mit feinen Landhäuser-Reihen, auf die Stadt, und das Meer. Bei einem Stofs auf dem ausgefahrenen und ganz verfallenen Wege an diesem Abhang rifs das Hauptgeschirr des Deichselgespanns. Ohne Haltung, und unaufhaltsam, schofs der Wagen den Pferden nach und rollte fürchterlich schnell, den steilen Weg hinab. Nur die geschikte

Leitung des Postillons seiner galoppirenden Pferde, rettete uns von dem Sturz in die Tiefe zur Seite. Fortgerissen über Stok und Stein, gegeneinander geworfen, kamen wir betäubt und gelähmt, doch sonst unbeschädigt, bis zu dem Fuß des Hügels, wo der Wagen gegen eine Gartenmauer rannte, und die wild gewordenen Pferde standen.

Das Land der Provence, auf der anderthalbtägigen Reise von Avignon bis hierher, hatte ich mir schöner gedacht. Fast nur steinigter Boden, nackte Felsen, kahle Berge, sah ich auf dem Wege bis zu dem kleinen freundlichen Aix, wo uns unter einer Lindenallee ein reinlicher Gasthof für das letzte Nachtlager aufnahm.

Hier in Marseille herrscht die Geschäftigkeit, das lebendige Thun und Treiben einer See- und Handelsstadt. Die Ansicht ist neu und einladend. Ein bewegliches Gemälde stellt sich gleich bei der Einfahrt dar. Die breite, die Stadt in ihrer ganzen Länge durchschneidende Gasse, der Kurs genannt, überschaut man, wegen der Vertiefung ihrer Mitte, auf einmal mit ihrem Menschengewimmel, Kopf an Kopf. Das größte Leben aber ist an dem größten länglichen Viereck des Hafenbassins konzentriert. Die Ausfahrt gegen das Meer wird durch eine felsigte Erdzunge geschützt, aber auch beengt. Dieser Hafen mit gegen 700 Schiffen belegt, das bunte Gewimmel aller Nationen, die orientalischen Menschenhaufen, die verschiedenen Trachten und Farben, die griechischen Physiognomien und Charaktere; das emige Treiben der Arbeiter am Quay, die stürmische Geschäftigkeit der Matrosen auf dem Wasser — dieses große reichhaltige Gemälde eines der größten Jahrmärkte der handelnden Welt, ist über alles inte-

ressant , und voll mannigfaltiger Unterhaltung. Zwei starke Vestungen liegen auf den Höhen am Ausgange, zur Vertheidigung des Hafens, aber auch als Geißel für die Stadt, wenn das aufrührerische Feuer dieses südlichen Küstenvolks von Frankreich, das sich einst eigenmächtig zur Republik erhob, und unter einander befehdete, jemals wieder auflodern sollte. Als Mazarin mit dem minderjährigen Ludwig XIV in Marseille den Einzug halten wollte, machten die Marseiller die Bestätigung der Stadtprivilegien zur Bedingung der Uebergabe ihrer Schlüssel. Mit Kanonen ward die kühne Forderung beantwortet, und der König zog durch eine Mauerbresche ein. Um den erzürnten Monarchen und seinen Vormund zu befänftigen, baten die Marseiller, er mögte sich einen Platz auf den Hügeln wählen, wo ihm die Stadt eine Bastide, wie sie diese Landhäuser nennen, erbauen wollte. Er wählte die Anhöhen, welche Stadt und Hafen dominiren, und baute sich selbst die — Lustschlösser der beiden Vestungen zur Züchtigung des Fidelis Massilia, wie die gestrenge Ueberschrift ihrer Hauptthore erzählt. — Im Angesicht der Stadt auf einer Insel liegt ihre Bastille, das Schloß If, ein Gefängniß für ungerathene Söhne Frankreichs, die durch die berücktigten Empfehlungen der *Lettres de cachet* hinter diesen Mauren eingesperrt, oft vergessen, und als Greise erst wieder entlassen werden. Dieser Gedanke, und der Anblick einiger Unglücklichen, die das traurige Vorrecht haben, außerhalb den Mauren spazieren zu gehen, verbittert den Genuß der großen Aufsicht von dem Schloß auf das mit Schiffen bedekte Meer, die Inseln, den Hafen, die Stadt und ihre reizende Gegend. Das Quarantaine-Lazaret sieht man von hier aus, in der Ferne;

der Zugang ist wegen der dort immer liegenden levantischen Schiffe untersagt. — Die Bastiden oder Landhäuser auf den Höhen um die Stadt, sind der Sammelplatz, jovialischer Geselligkeit, und liberaler Hospitalität, welche die Marseiller charakterisiren. Der interessanteste Fremde, den ich in mehreren Gesellschaften treffe, ist der päpstliche Legat aus Luzern, Monsignor Caprara *), ein gescheuer Italiener voll Geist und Kenntnisse. Wir begegnen uns in unserer Liebe zur Kunst und in dem unauslöschlichen Andenken an Rom. Irre ich nicht, so gehört dieser Prälat zu den rechtlichsten der Santa Chiesa. Die fröhlichen Cirkel in diesen Bastiden, ziehe ich an den hier immer heitern Abenden dem Besuch des dumpfen Schauspielsaals weit vor. Ich sah, eine Vorstellung der Merope, gemishandelt durch die brüllende Deklamation und krampfhaften Gestikulationen der Schauspieler, die schlecht gegebne Oper *Armida* von Gluck, und einige liederliche Vaudeville Stücke, die den grösten Beifall finden. Die Dirnenhaufen treiben im Parket und in den Logen ihre unverschämten Neckereien, und sind das Echo der fittenlosen Verse, welche auf der Bühne gesungen werden; Verse, dafür allenthalben, wo das Sittenverderben nicht so öffentlich geschützt wird, das Laster selbst erröthen würde. — — — **)

*) Jezt Kardinal-Legat Pius VII bei dem ersten Konsul von Frankreich, und wahrscheinlich nächstens Erzbischof von Mailand.

**) Es ist kaum nöthig, ein Werk von seltener Vortreflichkeit und Vollständigkeit von einem Manne, welcher fast gleichzeitig mit mir, das südliche Frankreich in einem weit größern Umfang durchreiste, zu nennen. Bei der Dürftigkeit an vollständigen Nachrichten dieser Reiseskizzen, werden

T o u l o n.

Die Entfernung zwischen Marseille und Toulon, ist nur eine halbe Tagereise weit; der Abstand aber, der Kontrast zwischen beiden Städten ist unendlich groß. Dort ist alles friedlicher Handelsverkehr, der sich im ruhigen Gang durch die ganze heitre Stadt verbreitet: hier kriegerischer Tumult in dem weiten Umfang des Hafens und des Arsensals; dagegen herrscht in der übrigen Stadt Todtenstille. Hiezu kommt der Unterschied des heitersten Wetters, das ich immer in Marseille hatte, von dem trüben Regentage den ich hier zubringe, und der der Stadt ein trauriges Ansehen giebt. Desto größer ist das Interesse der Ansicht dieses stolzen Kriegshafens. Man rüstet jezt eine kleine Eskadre zu einem Streifzuge aus: daher ist am Hafen, und im Arsenal alles in der größten Bewegung. Ein Brief an einen Seeofficier, half mir zum Besehen dieser Zurüstungen und des Arsensals, wo der Zugang sonst sehr erschwert wird. Wir begannen mit einer Fahrt durch den mit sechs und vierzig Linienschiffen, Fregatten und Korvetten belegten Hafen, und auf die trefliche Rhede hinaus, wo mehrere Fregatten schon zum Auslaufen gerüstet lagen, und eine Linie Kauffahrer ankerte, die sich aus dem Orkan der letzten Nacht hier gerettet hatten. Eine Ringmauer von Bergen drei Stunden im Umfang, schützt diese den Stürmen trozende Rhede. Sie gleicht einem großen runden See, so lange man die sich seitwärts wendende schmale

die Leser ohnehin oft daran denken. Ich meine Fisch's Briefe über die südlichen Provinzen von Frankreich, unstreitig das beste und gründlichste Werk, was wir über diesen Theil von Frankreich haben, woran ich hier bloß wiedererrinnen will.

Ausfahrt ins Meer nicht entdeckt. Der Anblick ist groß und imposant. Kein trügerischer Sand, keine versteckte Klippe, gefährdet die Einfahrt. Die dem Ungewitter entflohenen Schiffe finden hier das sicherste Asyl. — Wir landeten an der linken Erdzunge, umgingen den Hafen, und erstiegen den Hügel der Vestung la Malgue. Von ihrer Höhe beherrscht man das große reiche Gemälde ganz. Hier den alten und den neuen Hafen mit den entmasteten Linienschiffen, und gerüsteten Fregatten, die schöne Rhede, mit den Vertheidigungs-Citadellen und Schanzen, des Meeres unbegranzte Fläche. Dort, die hinter einer gebirgigten Vormauer liegende stark befestigte Stadt, die Berge umher, der weite Horizont, der sich über die hesperischen Hieren gegen Italiens Küsten niedersenkt.

Das Arsenal ist eine Kriegsrüstungs-Stadt zu nennen, und nur durch Ein Thor zugänglich. Große Arbeitsplätze mit rohen und halb fertigen Materialien zum Schiffbau, Kanonenstapel, Wohnungen, Werkstätten, Magazine aller Art, füllen den großen innern Raum. Das größte Gebäude ist die Seilerei zum Spinnen und Flechten der Schiffstaue, von der Länge des stärksten Kabeltaues. Daneben, und weit umher in einem Viereck, die Magazine des Schiffbauholzes, der Seile, Taue, Masten, Segel, Anker, die Kanonen- und Kugelgiesereien, die Ankerschmieden, die kleinen und großen Vorrathshäuser mit allen Kriegsbedürfnissen, die Beckereien, die Arsenalbüreaus: und endlich das sogenannte Bassin, die Docks, ein nach dem treflichen Plan Grogard's, Generalaufsehers der französischen Festungen von Quadern erbauetes dreihundert Fuß langes Becken im Hafen, auf dessen wasserfreiem Boden die Kriegs-

schiffe gebauet, dann vermittelst einer sinnreich erfundenen Schleusenthür an der schmalen Seite des Bekens, durch eine künstliche Fluth flott gemacht, und herausgezogen werden. Nachher wird die Schleusenthür in den stark verwahrten tiefen Mauerfugen wieder eingesenkt, und das in dem Bassin befindliche Wasser von Galeerensklaven ausgepumpt.

Die tirannischen Gesetze, welche in Frankreich Tausende mit der Galeerenstrafe belegen, sind eine Schande der Menschheit. Ich habe diese mit schweren Ketten belasteten armen Sklaven gesehen, und die scheußlichen Gefängnisse, in welchen sie Nachts liegen, und sie nur verlassen, um mit unmenschlicher Härte zu den schwersten Arbeiten getrieben zu werden. Nur despotische Willkühr kann das ärgste Verbrechen so strafen. — Und was haben die meisten dieser Unglücklichen verbrochen? Gegen die monopolistischen Verträge der Generalpacht, brachten sie einige Pfund Salz ins Land, oder trödelten ohne die Spionen der Generalpächter zu bestechen, mit Tabak: und für diese vor dem Tribunal des natürlichen Rechts und der Menschlichkeit untadeliche Handlung, belegt man sie mit den Zeichen der Infamie, und martert sie mit barbarischer Grausamkeit. Die Sklaven mit rothen Mützen sind zur lebenslänglichen Galeerenstrafe, die mit grünen Mützen, auf bestimmte Jahre dazu verdammt. Mit noch mehr verfeinerter Grausamkeit hat man einige, welche rothe Mützen tragen, an eine Kette mit denen geschmiedet, die grüne tragen, um jene Unglücklichen durch den Anblick der Farbe der Hoffnung ihrer Gefährten, zu foltern, und zur Verzweiflung zu bringen. — Für ihre Arbeit erhalten sie täglich vier Sous. Die unter den Sklaven befindlichen Handwerker,

treiben ihr Gewerbe im Arsenal; andre begünstigtere auch in der Stadt, wo sie von einem Soldaten begleitet werden. Diese tragen aufser ihrer abzeichnenden Kleidung und Mütze, einen starken eisernen Ring um das Handgelenk. Es giebt unter diesen so gemishandelten Menschen einige, die sich durch ihren vieljährigen Erwerb ein kleines Vermögen gesammelt haben. Für wen, Unglückliche, erübrigtet ihr euer Scherflein!

Kaum behielt ich, nach dem erschütternden Anblick dieser Gemishandelten, noch Muth und Neigung, die Krone, das gröste Linienschiff im Hafen von 80 Kanonen zu besteigen. Ein Meisterstück mathematisch genau berechneter Konstruktion, der Triumph des Erfindungsgeistes ist der majestätische Kolofs. — Bei seiner ungeheuren Last und Gröfse, doch von svelter äufsrer Form, und inwendig von weise vertheilter Einrichtung, um tausend Menschen mit allem zu fassen, was zur Ausrüstung gehört. Blofs das Gebäude des Schiffes kostet eine Million. — Jezt ruheten die in sechs Reihen, und drei Stokwerken übereinander gelagerten Feuerschlünde: — ein Wink der Hofpolitik, das Interesse der Nation genannt, und in wenig Tagen ist die Flotte zum verderblichen Kampf gerüstet, der oft in einem Augenblick Tausende in das Meer versenkt, oder sie, mit dem ungeheuren Gebäude in die Luft sprengt. Wohlthätig für die Menschheit ist der Anblick der entmasteten ausgeleerten entwafneten Kriegsschiffe, worauf nur einige Seesoldaten zur Bewachung wohnen: So ungeheuer die Last und Gröfse eines solchen Kolosses ist, kann man ihn, auf einem Flofs daneben stehend, doch mit der gegen den Bauch gestämmten linken Hand von der Stelle bewegen. — — —

Die Nacht senkte sich über diese kriegerischen Scenen, aber die Ausrüstungsarbeiten der Fregatten wurden nicht unterbrochen. Doch giebt es keinen neuen Krieg, sondern nur Verjagung der den Handel beunruhigenden afrikanischen Korsaren.

Der Weg zwischen Marseille und Toulon ist seit vielen Jahren von einer Bande Straßenräuber belagert, gegen welche die Policei sich umsonst wafnet, um sie auszurotten. Oft werden einzelne Trupps gefangen und gerädert. Sie hausen in den tiefen Fichtenwäldern dieser Gegend und in ihren Höhlen, machen in den Hohlwegen des finstern Felsenthals Ollioules Ausfälle auf einzelne Reisende, morden und plündern. Man macht deswegen diese Reise mit Miethpferden in einer Karavane von Wagen, Fuhrleuten, Reutern und Fußgängern, welche täglich zwischen beiden Städten ab und zu geht und sich an bestimmten Plätzen zu einander sammelt, um einander gegen streifende Räuber zu schützen.

N i s m e s.

Mich umgeben römische Denkmale und Tempel. Ich stehe wieder auf klassischem Boden, und die schöne Täuschung, zurück nach Italien versetzt zu sein, wird mir in Nismes leicht. Es sind hier Werke der Kunst und des Alterthums aus der blühendsten Zeit der Auguste. Nicht weit von hier, der zwei Berge verbindende herrliche Aqueduc des alten *Nemausus* (Nismes) über den Gardon, eine der schönsten und vollkommenst erhaltenen Leitungen der Römer, hundert und fünfzig Fuß hoch, achthundert vier und zwanzig lang, von den größten Quadern aufgebauet. Er ist ein Werk, des durch viele kühne und große Unternehmungen ähnlicher Art be-

rühmten Marcus Agrippa, des Tochtermannes Cäsar August's. In der Stadt steht der den vergötterten Jünglingen Lucius und Cajus, Cäsar August's Enkeln, den Fürsten der Jugend, *) geweihte Tempel, noch als Ruine, schön, groß und edel, noch voll seines ursprünglichen Karakters jugendlicher Hoheit und männlicher Kraft. Davon zeugen, die auf zehn Säulen sich frei und majestätisch erhebende Vorhalle, die schönen Verhältnisse des Ganzen, die edeln Verzierungen aller Theile. Ich kenne in Italien, unter den römischen Tempeln keinen schöneren, keinen besser erhaltenen. — Auch das römische Amphitheater von Nismes steht noch in seiner ganzen kolossalen Größe, ein Werk der ersten Antonine. Die weite Arena, ist durch hässliche Baraken und Schutthaufen entstellt. Der noch nicht ausgeführte Plan, sie davon zu befreien, wird dieses trefliche Römerwerk einst in seiner vollen Würde herstellen.**) In dem verwüstenden Sarazenenkriege des achten Jahrhunderts wurden einige, gegen die Größe dieses Ganzen doch kaum zu berechnende äufsre Mauerstücke niedergestürzt, viele Sitzreihen musten den Häuseranlagen und andern Verwüstungen der Zeit und der Menschen weichen. Das Oval des Amphitheaters hat etwa zwölfhundert Fuß im Umkreise. Sie scheinen der Unvergänglichkeit anzugehören, diese von großen Quadern aufgeführten sechs und sechszig Fuß hohen Mauern mit den Treppen, Schwibbogen, gewölbten Gängen und Sitzreihen, von welchen letztern noch fünfzehn übrig, und acht ganz unverfehrt sind. Um das Gebäude in seiner ganzen Größe, und zu-

*) „Principibus Juventutis“ wie die Ueberschrift des Tempels sie nannte.

**) Es heisst, daß es seit dem geschehen sey.

gleich die Stadt und das Land umher, zu überschauen, besteigt man die Quadern der obersten Zuschauersitze, die den ganzen Raum des Amphitheaters umgeben. — Halb zerstört liegt vor der Stadt ein Nadjadentempel an einer treflichen Quelle, die der Stadt das Wasser bringt. Bruchstücke der schönsten Säulen und Gesimse liegen neben den halbverfallnen Tempelmauern, und den Ruinen eines römischen Bades. Alle Verzierungen sind gefällig, leicht, geschmackvoll. Sehr glücklich war der Gedanke, um diese Ruinen der Schutzgötter der alten Stadt zu ehren, ringsum öffentliche Gärten mit Schattengängen, Wasserstücken und Terrassen anzulegen, in welchen die Bewohner von Nismes die Abendstunden feiern.

Die Stadt ist allenthalben voll von Spuren römischer Kunst. Basreliefs, Inschriften, Bruchstücke von Gesimsen, sind an vielen Häusern eingemauert; in den Kellern einiger Häuser sind Fußboden von mosaischer Arbeit ausgegraben, aber von unwissenden Arbeitern halb zerschlagen. Diese so wie alle kleinern Kunstwerke, die hier zufällig gefunden werden, zeugen von der besten Zeitperiode der Kunst, in welcher das alte *Nemausus* blühet. Der emfige Forscher und Ausleger der hiesigen Alterthümer, ist Seguier, jezt ein mehr als achtzigjähriger kranker Greis. Neben einer schönen Bibliothek der besten artistischen Werke, und einer Sammlung von Fischabdrücken in Stein vom Berge Bolca bei Verona, besitzt er römische Todtenurnen, Idole und Lampen, die in der hiesigen Gegend gefunden wurden.

Schon Strabo und Diodor klagen über den Melanboreas (schwarzen Nordwind) im südlichen Gallien. Unerwartet unter diesem milden Himmels-

Strich begegnete auch mir in den Rhonethälern zwischen Marseille und Nismes dieser Nordsturm — hier Bise genannt. Er durchstreift die Thäler und Stromgegenden der Rhone, und selbst die Mittagssonne des Oktobers verliert gegen seine zermalmende Heftigkeit die erwärmende Kraft.

Montpellier. — Narbonne.

„Dies ist“ — möchte ich von Languedok mit den Lobrednern des schönsten Strichs von Italien *) sagen — „dies ist das glückliche Kampanien, fruchtbringend, und vom mildesten Klima. Hier sind die Rebenhügel, die den berühmtesten Wein in Ueberfluß geben. Hier ist Bachus mit Ceres im Kampf. Nirgends ist der Himmel so milde, zweimal im Jahr treibt er Blüthen an Bäumen und Stauden hervor. Nirgends ist fruchtbarer der Boden; nirgend ist das Ansehn der Wiesen, Fluren und Felder freundlicher. Nicht Italiens schönste Gegend allein, sondern die schönste des ganzen Erdkreises ist Kampanien.“ — Dieses reizende Bild aus den schönen Regionen Italiens entlehnt, die ich vor wenig Monaten durchstreifte, gleicht dem Strich von Languedok, wo ich jezt bin, vollkommen, obgleich der Herbst das Land minder schmückt, als dort Kampanien. Man ist geneigt zu glauben, die Alten würden, wenn sie dieses *Narbonensis Gallia* gekannt hätten, ihr Kampanien nicht so ausschliessend gelobt haben: denn auch dies ist ein Kampanien. — Doch, kurze Täuschung! unvollkommene Erde! — mich verfolgte auch hier noch am Fröhnmorgen, die schwarze Bise, und ich muß, um aus meinen Träumen von

*) Plinius dem ältern, Florus und andern, f. Darstellungen aus Italien S. 350. u. f.

den Kampaner Thälern unangenehm geweckt zu werden, es erfahren, daß ein Theil dieses Landes, von Morästen, welche böse Dünste aushauchen, und giftige Insekten erzeugen, bedeckt ist; daß in einem andern, starre Felsen und dürre Steppen den Bewohnern auch die geringsten Bedürfnisse versagen; daß die felsigten Meeresküsten fast unzugänglich sind; daß bald der Cers, ein kalter Orkan, das Land durchströmt, und die schönsten Blüthen zerstört, bald der ebenso heftige Autan, ein erstikender, feuchter Südwind, alle Kräfte der Natur im Menschen zermalmt. — So berühren sich hier die Gränzlinien der Natur, ein höchst fruchtbarer Boden und unwirthbare Strecken Landes, das mildeste und das rauheste Klima.

Die Ansicht des Striches zwischen Nismes, Montpellier und Narbonne, ist eine der schönsten in der Welt. Die Wege sind die ebensten, welche ich bis jetzt in Frankreich traf. Große Olivenwälder, von starken hochstämmigen Bäumen mit breiten Kronen wie ich sie nirgend in Italien sah, wechseln mit Gruppen von Mandel- und Maulbeerbäumen; Rebengefilde, mit blumigten Wiesen, Aeckern und üppigen Wintersaaten. Bald ist es ein lächelndes einfaches Landschaftsgemälde, bald eine grössere an malerischen Gegenständen reiche Ansicht von Hügelreihen, und hinter ihnen die sich stolz erhebenden Seennen; dann öffnet sich der Hintergrund, in der Gegend des Hafens *Cette*, das in einer sich einwärts schwingenden Bucht liegt, gegen das hohe Meer und seinen Inseln: oder man sieht ein heitres Städtchen mit Schattengängen umgeben, einen Flecken mit den Zeichen der Wohlhabenheit. Nur den Dörfern fehlt hier, wie in Frankreich überhaupt, der freundliche ländliche Charakter. Statt Strohdächer, Scheunen,

Obstgärten und Viehhöfen, sind es steinerne baufällige mit Mörtel beworfne Häuser, Ziegel- oder Schieferdächer dicht an einander gereihet, ohne Hecke, ohne Baum. *) —

In dem schönen Montpellier, dem Sammelplatz der Fremden aus allen Ländern, wegen des beständig milden Klima's, das hier herrscht, verlebte ich einen angenehmen Tag, in Besichtigung seines Innern und Aeufsern. Das merkwürdigste darunter ist der Platz Peyrou. Seine Grösse, seine Regelmässigkeit, seine Dekoration, vor allen aber seine hohe unvergleichliche Lage und die Land- und Meer-Aufsicht, die er weit und breit beherrscht, eignet diesen Platz zu einem der schönsten aller europäischen Städte. Schattigte Terrassen mit Springbrunnen, und breiten Treppen führen an drei Seiten auf seine viereckte mit ausgeschnittnen Grasbeeten belegte obre Fläche. An der vierten gegen das Feld gekehrten Seite, erhebt sich eine höhere Terrasse mit einem offenen Säulentempel. Darin ist ein Bassin, dessen Wasser sich in ein grössres auf dem Platz ergießt, und von da ab, in alle Theile der Stadt geleitet ist. Vermittelst eines herrlichen Aquedukts wird dieses Wasser durch das Thal her von den Bergquellen herüber dem Tempel zugeführt. Die Aussicht auf die in doppelten Arkaden gebauete Wasserleitung im Thal, auf das weite Sonnengefilde hinab bis an das Meer und seine Inseln, gegen die spanischen Pyrenäen, die piemontesischen Alpen und die französischen Sevensen, ist unendlich gross, reich und schön. „Ihr feht“ pflegen die Montpellieser zu

*) Im ersten Bande dieser Briefe sind solche Dörfer in der Gegend von Paris beschrieben, denen alle in dem grössten Theil Frankreichs gleichen.

fagen, „hier vier Reiche der Welt!“ Ich zähle nur drei — oder ist das Meer, das Reich Englands, und man huldigt ihm mit einem *Rule Britannia?* — Die Ritterstatue Ludwig XIV in der Mitte des Platzes, eines der schönsten Werke Coyzevox's, von Bronze steht auf einem hohen einfachen Fußgestelle von grauem Marmor. An den vier Seiten der Terrassenmauer werden gruppirte Helden-Statuen aufgestellt werden. Das mittelmässige Gipsmodell einer Gruppe des grossen Türrenne und Condé, steht auf einem dieser Fußgestelle. Aber es fehlt an den Fonds zur Vollendung dieser Dekorationen des Platzes, welcher der ganzen dazu kontribuierenden Provinz schon ungeheure Summen gekostet hat. — Ein zweiter trefflicher Spaziergang in der Stadt, ist die Esplanade mit ihren Schattengängen, und der freien Aussicht auf das Feld bis zum Meer hin. — Sonst ist die Stadt eng und schlecht gebaut; die schönsten Häuser sind in finstern Gässchen versteckt. Die uralte, verfallne Stiftung, der hiesigen Universität ist nur in ihrer medicinischen Fakultät noch achtungswerth, so wie es mehrere in den Fächern der Naturgeschichte, Physik und Chemie verdienstvolle Gelehrte hier find. Zu diesen zähle ich besonders, den jungen beredten Chemiker Chaptal *), den Physiker Brunet, den Botaniker Gouan, den Arzt Sabatier u. a. Grünspan-Fabriken, besonders aber die Zubereitung von tausenderlei Liqueure, wohlriechenden Wassern, Essenzen und Salben, sind die Hauptgewerbe von Montpellier. Die erkünstelten Wohlgerüche verbreiten

*) Als ich der trefflichen Vorlesung dieses jungen Mannes damals zuhörte, wer hätte gedacht, daß ich ihn einst als Staatsminister einer Republik Frankreich, in Paris wieder sehen würde!

sich in einem Luftstrom über die Stadt, besonders über die Esplanade, wo viele dieser Fabriken liegen. Meinen Tag beschloß ich dort — langweilig genug — mit dem Schauspiel. Den Anblick des geschmackvollen Saals mit einer glänzenden Gesellschaft angefüllt, verdarb mir eine ambulante Truppe, welche Voltaire's Tancrede mißhandelte und dann mit einem Singsang endigte. Soll ich denn nur die verpfuschte dramatische Kunst in Frankreich sehen? und verfolgen mich allenthalben schmutzige Vaudevilles? *)

Montauban.

Unter dem immer sanftern Himmel von Montpellier hatten die Melanboreas, Bise, Cers, und wie diese Unholde der nordischen Höhlen alle heißen, mir einen Tag Ruhe gelassen. Wie los gelassene Hunde verfolgen sie mich nun wieder seit zwei Tagen. Bei heiterm Himmel war es heute ein Sturm, welcher zerstörend gegen Bäume und Dächer wüthete. Wie im Winter mußte man sich verhüllen. Und doch sind wir noch im Oktober, den ich in diesem milde geglaubten Klima von Languedok auch für milde hielt. Bittere Täuschung!

Von der spanischen Gränze war ich gestern kaum eine Tagereise entfernt. Ihre Scheidemauer, die erhabenen Pyrenäen, lagen hinter einem bläulichen Nebelschleier. Dieser senkte sich; da glänzten die mit Schnee bedekten Gipfel von der Abendsonne mit einer Glorie umstrahlt. — Die Verbindungskette zwi-

*) Noch ehe ich damals nach Paris kam, und dort Larive, Molé, die Contat und andere Künstler der Bühne sah, verführte mich das Schauspiel und die Oper von Bordeaux, welches damals hierin mit Paris wetteiferte.

fchen zwei Meeren, dem Kanal von Languedok fah ich zuerst bei Carcassonne, still, mit schwachem Fall, eng zwischen halbverwachsenen Ufern hinschleichen. Schöner war er bey Toulouse, wo er sich in die Garonne ergießt, und hier mit stärkerm Strom, in freier Lage zwischen Ufern fließt, die mit vierfachen Reihen Pappeln bepflanzt sind. Doch trägt er nur kleine Barken, und ihre öftern Umladungen wegen der vielen Schleusen, machen die Fahrt langsam und beschwerlich.

Dieses finstere öde Toulouse! und hätte es mir die Wunder der Welt aufbewahrt, ich wäre vorübergeeilt. Der blutige Schatten eines schändlich ermordeten Greises, schwebte mir dort allenthalben vor. Ich glaubte Calas, das Opfer barbarischer Intoleranz und des wilden Fanatismus, zu sehen, wie er, verhöhnt vom Pöbel, mit dem hohen Bewußtseyn der Unschuld an dem Selbstmord des Sohns zum Tode geht, und still ergeben sagt: *je crains Dieu, et n'ai point d'autre crainte!* — Noch jezt, nach vielen seit dieser unauslöschlichen Schandthat des sogenannten philosophischen Jahrhunderts verflossenen Jahren, verfolgt der fanatische Pöbel von Toulouse, mit Schimpfen und Steinwürfen, die, welche vor dem Hause des unglücklichen Calas verweilen! Und diese Menschen sollte man nicht hassen?

Aus der neuesten Geschichte des Landes hebe ich hier einen Zug aus, der, eines edlen großen Menschen wegen, wieder mit dem Menschenhaufen versöhnt. Ein Augenzeuge hat ihn mir erzählt.

In der Stadt Auch in Gaskogne, entstand, im Jahre 1781 eine Feuersbrunst. d'Apchon, damals Erzbischof des Sprengels, eilte herbei, um die Lö-

suchungsarbeiten durch seine Gegenwart zu beschleunigen. Aus dem obern Stokwerk eines brennenden Hauses schrie ein Weib um Rettung ihres Säuglings. Von Rauch und Flammen umgeben, hält sie ihn aus dem Fenster der Menge Menschen auf der Gasse entgegen. — „Wer,“ ruft der Erzbischof, „wer rettet das Kind! Er fordere die Belohnung von mir!“ Es wagte sich keiner in die Gefahr: das Haus drohte einzustürzen. — „Drei tausend Livres,“ ruft d'Apchon, „gebe ich dem Retter! — — zwölfhundert Livres Renten! hinauf, zu Hülfe dem Kinde!“ — Umsonst. — „So will ich es retten.“ Sein bischöfliches Gewand wirft er ab, stürzt in das flammende Haus, verschwindet hinter Rauch und Flammen — — ein Engel der Rettung, erscheint er in wenig Minuten wieder, trägt in seinen Armen das Kind. Hinter ihm und der nacheilenden Mutter, stürzt das Haus zusammen. Ihrem Schutzgott wirft sie sich zu Füßen, empfängt aus seinen Händen ihr Kind, und mit ihm, das Geschenk der umsonst ausgebotenen Rettungsprämie. Der Erzbischof d'Apchon starb wenig Jahre nach dieser edlen That. Errichten Menschenhände ein schöneres Denkmal als dieses ist? —

So weit die Fragmente meines Tagebuchs. — Morgen verlasse ich Bordeaux, trenne mich mit schwerem Herzen von dem freundlichen Dach meines Bruders. Aber, ich komme ja Euch wieder näher! um die Hälfte des Weges näher Dann in wenigen Wochen sehen wir uns wieder.

Paris.

im September.

Die Geschichte meines Rückzuges von Bordeaux in der Diligence, ist blofs eine Wiederholung meiner Hinreise in derselben Form und in der guten Gesellschaft einer Dame, vormaligen Aebtissin, aus einer der ältesten Ritterfamilien Frankreichs, eines vormaligen Officiers — und eines reichen blutjungen ächten Neulings aus der Provinz. Dieser machte die Reise in seinem eingebildeten Kokagnen-Himmel voll Geigen und Zuckerwerk nach der grossen Hauptstadt, zum erstenmal, bewunderte allenthalben, starrte alles an, und ward bei der Annäherung von Paris von einem Fieberschauer der Freude und Neugier ergriffen. Das alles gab wenigstens zu lachen.

Der Weg hatte seine Neuheit für mich verlohren, empfindlicher waren nun die Stöße, das Rütteln und Schütteln auf den abscheulichen Landstrassen mit der schlechten Bewirthung und dem Nachtlager in den Gasthöfen; verdrießlicher war mir nun — das unangenehmste der Diligencereise, — das Weg-eilen aus Gegenden und Städten, wo ich gern länger verweilt hätte. Neu und schön, und reizend aber blieb das Loirethal zwischen Tours und Blois. Ich habe mir diese lieblichen Landschaften aus der Natur selbst tief in meine Seele gesenkt. Da steht ihr Bild, ein Fest meiner Phantasie für immer.

Mit zwei Neuheiten des Tages finde ich die nach neuen Dingen so gierigen Pariser beschäftigt: mit der jährlichen Ausstellung von Kunstwerken und mit den Geheimnissen der Isis, (*les mysteres d'Isis*) Mozarts Zauberflöte. Den Tag über strömt die Men-

ge nach den Louvresälen zur Ausstellung; am Abend wallfahrten sie zu den mystischen Tempeln der Isis, des Osiris und Apis, zu den Pyramiden und dem Opferpomp Aegyptens, von deren Pracht ganz Paris spricht.

Was die Ausstellung betrifft, so überlasse ich den öffentlichen Blättern und Zeitschriften, sie zu mustern, zu loben, zu tadlen. Die Arbeit wäre zu undankbar für mich. Nur im Allgemeinen will ich einiges von dem sagen, was ich in diesen ersten Wochen der Ausstellung in den Sälen des Louvres fand und beobachtete. Ich besuche sie täglich wegen der bunten Mannigfaltigkeit und des Wechsels der Gegenstände, wegen der Ebbe und Fluth der Menschen, darunter man alle seine Bekannten findet. Verzeihet aber, wenn die Bemerkungen etwas ungeordnet durch einander stehen. Das ist im Charakter des bemerkten Objekts. Mit Ausnahme einiger wenigen Gemälde, fehlen bis jezt in dieser Ausstellung alle Namen der hiesigen Meister; und: *élève de David*, *élève de Regnault*, *de Vincent*, *de Guérin* u. s. w. ist die Empfehlung, womit man sich begnügen muß, und die Bezeichnung mehrerer Gemälde, die für die Fortschritte der Kunst etwas versprechen. Des Vortreflichen ist noch nichts, des Mittelmäßigen manches, und des Schlechten viel da. Ich rede von diesen ersten Wochen: denn von Tag zu Tag wird die Ausstellung erweitert, und man hofft immer auf das Bessere. Warum werden die Säle geöffnet, ehe viele der Darstellung würdige Gegenstände bei einander sind? es ist Präcipitation im Kleinen wie so manches in der Republik im Großen. Wer in der ersten Woche diese Ausstellung gesehen, und mit dem Eindruck Paris verlassen hat,

kann, so sehr er auch Unrecht hätte, nur von dem Verfall der Künste in Frankreich reden. Aber die guten Künstler, die Meister aller dieser Eleven haben auch Unrecht, daß sie ihre Werke der öffentlichen Ausstellung verweigern, oder wenn einige sie dazu bestimmten, mit einem vornehmen Zurüktreten, später damit erscheinen werden. Wie denn? halten sie die Aufstellung ihrer Werke neben den Arbeiten ihrer Schüler und den Versuchen braver Liebhaber und Künstlerinnen unter ihrer Würde? oder, wollen sie diese durch die Nichtkonkurrenz ihrer Gemälde schonen? oder, scheuen sie die Vergleichung der Meisterwerke unter sich? Sie haben Unrecht in jedem dieser Fälle; sie verkennen den Zweck einer Ausstellung, vermindern ihre gute Wirkung auf das Publikum und auf die Genossen ihrer Kunst. In den Augen des Kenners, und des billig urtheilenden Liebhabers gewinnt selbst die Arbeit des Lehrlings in der Vergleichung mit der des Meisters, und ist dem Schüler ein Sporn zum Nachringen. Ermunterung ists, wenn der Kenner den Geist des Meisters in seinem Gemälde erkennt. Das Publikum soll in der Ausstellung den ganzen Zustand der Künste mit seinen Auf- und Abstufungen finden, soll die verschiedenen Manieren und Charaktere der ausgeführten Werke sehen, vergleichen, und dadurch lernen. Selbst zur Wahl für die fortschreitenden Künstler und Liebhaber, sollen verschiedene Muster zur Nachahmung dargestellt werden. Dies ist, wenn ich nicht irre, der Zweck solcher Ausstellung von Kunstwerken; und wie sehr wird dieser Zweck hier verfehlt! Der Vorwurf, welcher David gemacht wird, er habe zuerst den übrigen Künstlern das Beispiel gegeben, seine Arbeiten dem Salon der Ausstellung

zu verweigern, hat sich mit dem Gemälde der Sabinerinnen und noch mehr mit Bonapartes Bildniss be-
 tätigt. Es sollte an sich selbst nicht getadelt werden,
 dass der Künstler eine große Arbeit, die, wie das er-
 stere dieser Gemälde vier Jahr Zeit und Anstrengung
 erforderte, und ihm selbst Kosten verursachte, sich
 vermittelt einer Privatausstellung des Gemäldes, wo-
 zu der Eintritt bezahlt wird, diese Arbeit belohnen
 lässt, da der Verkauf eines solchen Werks ja unge-
 wiss ist, sich verzögert, und der Künstler leben
 muss. Hierin hat David das Beispiel der alten grie-
 chischen Künstler für sich. Aber warum gab er das
 Gemälde, nach achtzehnmonatlicher Privat-Ausstel-
 lung, welche ihm eine große Einnahme brachte,
 nicht zu der disjährigen öffentlichen Ausstellung her,
 um dem grössern Publikum den Anblick genießen zu
 lassen? Und noch mehr; warum stellte er nicht Bo-
 naparte's Bildniss aus? Ein Gemälde wie dieses,
 dessen Gegenstand der Nation und dem Jahrhundert
 angehört, sollte, selbst noch frisch vom Pinsel, den
 Augen des grossen Publikums nicht entzogen wer-
 den. Und auch dieses Bild, wovon Bonaparte das
 eine, und der König von Spanien das andere, ohne
 Zweifel mit so viel als David dafür fordert, bezahlt,
 soll nun nächstens, für 36 Sous bezahlten Eintritt,
 ausgestellt werden! Nein nicht Xeuxis Vorbild, wo-
 rauf David sich beruft, nicht die Autorität des Ae-
 lian, Pausanias, und Anacharsis, können diese Trö-
 delei mit der Kunst, bei einem solchen Gegenstan-
 de entschuldigen. David, der mit seiner glühenden
 Phantasie, mit der Hoheit seiner Kunst nur in grie-
 chischen Sphären schwebt, sollte auch liberal den-
 ken wie die Griechen. — Die vorzüglichen Künst-
 ler Vincent, Regnault, Gerard und Sauvage, wer-

den noch, aber wohl erst in der letzten Zeit der Ausstellung, welche zwei Monate dauert, Gemälde liefern. Isabey hat ein unübertrefliches MiniaturGemälde ausgestellt; einen Greis mit dem Blick der Hoffnung über das Grab hinaus, an dessen Schulter sich ein Jüngling lehnt. Herzerhebend ist die Idee; und wie ausgeführt! — Von Bonaparte kommen heute Bildnisse, und verschwinden morgen wieder; Kunstwerke in allen Formen, Stoffen und Grössen, die meisten unbedeutend, alle gar nicht oder in Karrikatur ähnlich. Ein grosses Schlachtgemälde von Marengo erregt Interesse sowohl wegen des Gegenstandes und der lebendigen Darstellung, als wegen des Meisters, eines Artillerie-Kapitains Lejeune, der bei der Schlacht gegenwärtig war. Hües Schiffbruch voll grausender Wirkung, dessen ich schon erwähnt habe *) ist seit einigen Tagen in der Ausstellung. Der Tod einer Vestalin von Peytavin; eine Sappho von Legros, zwei Schüler Davids, und vielleicht noch ein Paar historische Kompositionen, sind das vorzüglichere, was die Ausstellung bis jetzt in diesem Fache hat. Man zählt unter dreihundert Oelgemälden hundert und vierzig Portraits, darunter mehrere bessere von Künstlerinnen sind. Zu dieser bessern Klasse gehören auch noch einige Landschaften. — Im Vorhofe des Louvres steht eine Reihe Marmorbüsten, mir das liebste in dieser Ausstellung, bei welchem ich gerne verweile. Der Gedanke Bonaparte's, in dem grossen Audienzsaal des Konsular-Pallastes diese Bildnisse grosser Männer aufzustellen, ist schön, aber nicht alle Künstler haben durch die Ausführung der bestellten Arbeit ihm entsprochen. Es ist manche Schülerarbeit unter diesen neun-

*) Im 1sten Bande 6ten Br.

zehn, theils in modernem theils in antikem Geschmack gearbeiteten Büsten, und das sollte nicht sein. Der Wahl der Männer wegen, die hier dargestellt, und mehrere mit grossem Geist und Heldenausdruck dargestellt sind, setze ich die Namen her, so wie der Zufall sie in der Ausstellung gereihet hat. Der erste ist, wie die Umschrift lautet, *le grand Frédéric*, eine Karrikatur-Aehnlichkeit, wie fast alle Bildnisse des grossen Mannes; wahrscheinlich nach der Todten-Maske von Gips gemacht. Im Munde ist der verzogene Todeszug. Ueber beiden Augenbraunen hat der Bildhauer zwei dike Knollen aufgeworfen, um dem Kopf nach seinen Ideen ein heroisches Ansehen zu geben, ihn aber ungebührlich dadurch entstellt. Dann folgen die Büsten, der Blaise-Pascal, Generale Joubert, Hoche, Prinz Eugen, Admiral Ruyter, Colbert, General Max Caffarelli Dufalga *) welcher an seines Freundes Bonaparte's Seite vor Saint Jean d'Acre fiel, Kleber, Lavoisier, Sully, König Gustav Adolph, Kanzler l'Hopital, General Marceau, Scipio der Afrikaner, General Dampiere, Marleborough, Lamoignon — Malesherbes, Admiral Trouin. Diese Galerie grosser Männer aller Nationen und Zeitalter, wird noch vermehrt werden, ehe man sie an dem ihr bestimmten Ort aufstellt, und dann vielleicht auch mehr bedeutende Künstlerarbeiten liefern: dann weder Houdon's Namen, noch Moittés, Dejoux und anderer sind bis jetzt dabei. Unter den Bildhauerarbeiten macht eine grosse

*) Ein Bruder, des mir in einer Stunde unserer Bekanntschaft am letzten Abend [meines Aufenthalts in Paris sehr werth gewordenen jüngern Generals Caffarelli, vom Stabe der Konsular-Garde, eines liebenswürdigen gebildeten Mannes, der von Bonaparte geschätzt wird.

Gruppe von Clodion, eine Scene aus der Sündfluth im Katalog benannt, viel Aufsehen. Wirklich ist ein Stück der Fluth in der soliden Gipsmasse zu sehen. Sonderbare Verirrung des Künstlers! Der übrige Theil der Gruppe verdient Lob, der kraftvolle nervigte Vater, der den kaum noch athmenden Sohn auf eine wasserfreie Höhe trägt, ist in allen Theilen trefflich ausgeführt, und voll Ausdruck. Aber die im Wasser liegende schöne Mutter neben ihm, welche ihr Kind auf eben diese Höhe gebracht hat, und nun versinkt, gleicht einer mit halbem Leib Eingegraben, und macht, so wie sie da aus dem Wellen bedeutenden Gipsguß hervorragt, gegen des Künstlers Zweck, eine viel mehr widrige als eine rührende Wirkung. — Noch viele Schülerschnitzer im eigentlichen Sinne, sind unter den ausgestellten Bildhauerarbeiten. Man spricht aber von bessern Stücken, die künftig erscheinen sollen. Houdon hat ein paar Ausgüsse von trefflichen Portraitbüsten geliefert.

Die Leere an Meisterwerken, welche ich in den vollen Sälen dieser Ausstellung finde, ward mir gestern durch den Anblick eines einzigen, herrlichen Gemäldes ersetzt; eines Gemäldes, das für sich eine ganze Gallerie aufwägt, und von seinem jetzigen Eigenthümer, dem reichen Tuchfabrikanten Decretot auch dafür geachtet und statt einer ganzen Sammlung besessen wird: ich sah in seinem Hause kein anderes Bild — als diesen berühmten Marcus Sextus von Guérin, einem jungen vollendeten Künstler. Wie viele haben geendet, könnte man von ihm sagen, wie dieser beginnt? Als das Gemälde in einer der vorigen Ausstellungen erschien, ward dem jungen bescheidenen Manne ein Triumph zu Theil, wie vielleicht nie ein Künstler genoß. Oeffentlich

huldigten ihm die Veteranen der Kunst, und krönten Guérin mit dem wohlverdienten Kranz des Verdienstes. Die französischen Annalen der Kunst und alle Zeitschriften haben längst das Gemälde beschrieben; ich will nur den Umriss wiederholen, und den Eindruck, den es auf mich machte. Der von dem Tyrannen Sylla ins Exil geschickte Marcus Sextus kommt in dem Augenblick in sein Haus zurück, als sein Weib, dem Gram unterliegend, eben verschieden ist; hingestreckt liegt das schöne Weib auf dem Bett; von dem Sterbeküssen ist das Haupt herabgefunken, auf den erblassten Lippen scheint noch der im Tode ausgesprochene Name des abwesenden Geliebten zu schweben. Ueber dem Haupte entflieht der Dampf der verlöschenden Lampe, welche auf einer Wandkonsole steht. Dieser Marcus Sextus selbst! — wer vermag den Ausdruck des der Verzweiflung nahen, dumpfen, finstern, sprachlosen Schmerzes zu beschreiben! Mit straff vor sich hingestreckten Beinen hat er sich auf das Seitenstück des Bettes niedergelassen, die Hand der Todten ergriffen, sie in die feine gefaltet; er blickt — nein, er starrt aus den versteinerten Augenhöhlen hinaus in eine für ihn quaalvolle Zukunft. Zu seinen Füßen liegt, seine Knie umfassend, die weinende Tochter; aber durch den betrübten Blick des schönen Auges glänzt doch der Strahl der Freude, über den wiedergefundenen Vater. Die Beleuchtung des Bildes, ist eben so neu, als höchst frappant. Durch die offene Thür fällt ein starkes Licht auf den todten Körper und auf die Tochter, die Figur des Vaters ist im Halbdunkel gehalten und nur die rechte Seite beleuchtet. Die Wirkung dieses bewundernswürdigen Ganzen steigt mit jedem Moment des Anschauens. — — —

Hier brach ich gestern ab, um den Entschluß, auch endlich einmal die *Mysteres d'Isis* zu sehen, auszuführen. Bei dem Sturm, womit die Pariser fortwährend zu der Vorstellung dieser Oper eindringen, und bei meiner Furcht vor der Stikluft des Hauses gehörte in der That Entschluß dazu. Die Gefahr, erdrückt und erstikt zu werden, habe ich nun einmal bestanden; zum zweitenmal mache ich das Wagestück nicht, und dieser Isisgeheimnisse wegen am wenigsten. — Die Parodisten nennen die Oper — denn darein ist die durchaus verschnittne Zauberflöte verwandelt — *les miseres d'ici, opération de Mozart*. Wie würde den großen Tonkünstler diese Verstümmelung seiner Musik, diese Umwandlung des ganzen Charakters seiner Komposition erzürnen! Unter dem Vorwande, die Zauberflöte dem Gaumen der Pariser genießbar zu machen, hat man damit angefangen, das Werk Mozarts zu zerstören, es dann in andere Form gegossen — und die Cirkeln in Vierecke verwandelt. An dem Sujet, als einem solchen, war nichts zu verderben, aber es gehörte einmal unzertrennlich zu der Musik, zu dem ganzen Plan und Gang der Komposition. Nun ist das Sujet durch Veränderung vieler Personen und ihrer Charaktere verdreht; neue Worte von der Musik fremdem und ganz andern Sinn als die deutschen, sind als Arien untergelegt, in Duo's, Trio's u. dgl. verändert. Das Tempo wird vom Orchester anders genommen, und den travestirten Worten angepaßt. Zur Zauberflöte nicht gehörende Arien aus andern Kompositionen Mozart's, *Don Juan*, *la Clemenza di Tito*, sind hineingeschoben u. f. w. — Was aber die Täuschung des Auges, durch Dekorationen, Pomp, Kostume, Tänze und Ballette betrifft, so hat die Kunst sich da-

rin erschöpft. Der majestätische Isistempel im ersten Akt, in dem folgenden der Vorhof mit den Pyramiden, die Opfermärsche, die Anbetung der Göttin; dann die Katakomben, der düstere Tempel der Göttin der Nacht, der leuchtende Sonnen-Tempel am Schluss; vor allen aber die plötzliche Eröffnung der Hinterbühne mit einer Aufsicht in den Orkus in Feuer-gluth und den Martern der Verdammten, unmittelbar durch die frappantesten Kontraste der Aufsicht in Elysium vom blendend aetherischen Glanz umstrahlt — dieses alles mit den Tänzen, worin die ersten Künstler der Oper wetteifern, ist ein wahrer Zauber. — Ueber den dem Meisterwerk unsers Mozart in Paris gegebenen fremden Karakter, ist von unserer Freundin R — S. in einem öffentlichen Blatt ein sehr richtiges Urtheil gefällt, und gleich darauf in allen Journalen von Paris nachgedruckt. Es macht mir selbst Vergnügen, die kleine Kritik einer Deutschen über ein von unsern Nachbarn verschnittenes deutsches Werk hier zu übersetzen. *)

„Ich habe,“ schreibt sie „die *Mysteres d'Isis* gesehen. Dekorationen, Tänze, Pomp, Kostum, alles das ist bezaubernd. Nie vielleicht haben die scanischen Spiele irgend einer Nation etwas geliefert, was mit dieser Pracht, mit dieser imposanten Hoheit, und mit diesem Reitz zugleich vergleichbar wäre. Ein Schauspiel sah ich, das meine gespannteste Einbildungskraft überflog — aber, Mozart's Stük, seine trefliche Musik? — nein! die waren es nicht.“

„Die Zauberflöte ist eine sogenannte komische

*) Die Rubrik des Aufsatzes ist: *Sur les Mysteres d'Isis et la Flute enchantée, traduit d'une lettre d'une Dame allemande.*

Oper, eine mit kleinen Arien gemischte Komödie. Der Dialog wird abwechselnd gesprochen und gesungen. Auf dieses Thema setzte Mozart seine köstliche Musik, deren süßer Zauber, von Anfang bis zum Schluss, unbeschreiblich ist."

„Dieses Werk des Deutschen in eine große Oper umzuschaffen, heißt ganz offenbar, seine Natur entstellen. Man hat zu diesem Zweck das ganze Gedicht mit ihm fremden Recitativen durchflochten, hat Arien und Gesänge einschalten müssen, welche, wenn sie auch von einem Verfasser wären, weder zu demselben Stück noch zu derselben Bildung dieses Ganzen gehören. Dann hat man dem Stück auch noch sehr viele heterogene Gegenstände beifügen müssen, um daraus die prächtigen Ballette zu formiren. Aus diesem Allen, ist ein Ganzes entstanden, welches nicht mehr Mozart's Stück ist; gestört ist seine musikalische Einheit, verwischt sind Plan und Zweck, kaum erkennt man noch einige zerstreute Züge des deutschen Tonsetzers."

„Hätte man uns nur noch Mozarts Musik, wie er sie lieferte, gegeben; aber, viele der allerausgezeichnetsten Arien haben in der Parodie ihren Charakter, ihre natürliche Physiognomie eingebüßt. Tack, Ton, Ausdruck, alles ist verfälscht."

„Der Bochoris in der französischen Oper, ist im Deutschen ein junger, fröhlicher, naiver Vogelfänger, etwas Possenreißer (*bouffon*) nebenher. Er trägt ein Kleid von Vogelfedern zusammengefezt, — auf dem Rücken ein Bauer um die gefangenen Vögel hinein zu setzen, in der Hand eine Pfeife, um sie zu locken. Ein munteres Ritornell kündigt ihn an, er tritt auf, und singt: Der Vogelfänger bin ich ja, stets lustig, heysa! hopsasa! u.

f. w. *) — So lautet der Text, welchen Mozart von seinem Dichter empfang, und ihn nach der anpassenden Form in Musik wiedergab. Statt dieser bürgerlich-fröhlichen Worte, legt der französische Dichter seinem Bochoris empfindsame Worte in den Mund. Er spricht da von: *mere de la nature*, von *graces fidelles*, von *l'amour qui vole autour d'elles* u. dgl. Ganz hübsch mag das alles sein; aber Mozarts Musik paßt nicht mehr dazu."

„Auf der Melodie, womit der deutsche Bochoris seine Sehnsucht nach einem weiblichen zärtlichen Wesen, das zu ihm paßt, ausdrückt, stimmt der Franzose ein Stück epikureischer Moral an. *La vie est un voyage — tachons de l'embellir...* u. f. w. Das wollte doch wahrlich Mozart nicht damit sagen. Und eben so wenig wollte er, daß aus seinem schönen Gesange in Strophen, den der Vogelfänger mit der Prinzessin Tamina singt, ein gelegentliches Trio: *je vais revoir l'amant que j'aime* u. f. w. gemacht würde. Im Deutschen ist

*) Eine wohlgerathene Probe, wie diese Arie wörtlich hätte übersezt werden können und müssen, um ihren Charakter beizubehalten, giebt der französische Uebersetzer dieses Briefes, statt des untergeschobenen Pariser Gesanges, welcher pathetisch so anfängt: *Sous les yeux de la déesse*, in eben diesem Pathos fortfährt und endigt. Folgendes ist die Uebersetzung des: der Vogelfänger bin ich ja!

C'est moi qui suis l'oiseleur, oui-da!

Joyeux, dispos, ta-la! la-la!

L'oiseleur de grands et petits

Est connu par tout le pays.

Il sait piper, tendre un filet,

Tirer des sons du flageolet, — (Flötenakord)

Allons donc gai! car sur ma foi

Tous gentils oiseaux sont à moi. — (Flötenakord)

dies eine Hymne an die Liebe, ein Loblied auf Hymen: „Nichts schöner ist in der Natur, als das schöne Paar des Mannes und Weibes.“ Das sagt der Text. „Der Gesang ist vortreflich, wenn man den Sinn dieser Worte damit verbindet, und den Begriff der Unschuld, der Unbefangenheit, der Sehnsucht der beiden jungen Leute in dieser Scene.“

„Eben so ist mit der Scene, wo die Nymphen der Nacht den schlafenden Prinzen von einer ihn anfallenden Schlange gerettet haben. Die Töne dieser jungen Mädchen, welche nie einen Mann gesehen hatten, drücken ihr Erstaunen, ihre Furcht aus. Keine Spur ist davon in dem französischen Trio der Weiber aus dem Gefolge der Myrrhene. „Und die köstliche Arie voll Entzücken, des Mohren Monostatos, der die schlafende Prinzessin beim Mondschein beschleicht, und ihr einen Kuß raubt! In der französischen Oper singt ein Weib, Mona, die man weiß nicht warum, in eine Alte verkleidet ist, diese Arie mit dem Ausdruck der türkischen Schlaueit. Dabei geht alle Kraft, alle Grazie dieses Gesanges verloren.“

„Von den vom Original abweichenden Tonarten, worin einige Arien übersezt sind, will ich nicht einmal reden: auch nicht von andern Verfälschungen. Nur das muß ich beklagen, daß man sehr schöne Arien unterdrückt hat. Mir ist es besonders leid, um das von zwei Kindern gesungene sehr angenehme Duo, und um ein andres, das von dem Prinzen und der Prinzessin nach der überstandnen Feuer- und Wasserprobe gesungen wird. Diese Begebenheit zweier Liebenden, welche die Gefahren und Mühen der Weihe miteinander theilen und tragen, giebt dem deutschen Gedicht, so erbärmlich es an sich selbst sonst ist, bei mir schon den Vorzug.

„Doch habe ich auch bemerkt — damit ich nichts verschweige, — daß mehrere Arien Mozarts, mit dem ihnen eignen Karakter treu gegeben wurden. Unter andern die: „In diesen heiligen Hallen*) (*Dans ce séjour tranquille &c.*) Nur ist es Schade, daß der Sänger Cheron glaubt, die zweite Strophe unterdrücken zu müssen. Meint er etwa, daß ein zu sehr verlängertes Vergnügen, für Pariser Zuschauer Langweile werden möchte?“

„Es heißt übrigens, daß eine deutsche Schauspielergesellschaft, welche sich auf einige Zeit in Paris niederlassen will, Mozarts Zauberflöte im olympischen Theater geben wird. Der Erfolg ist zu erwarten.**) Die Neuheit hat in diesem Lande zwar viel anziehendes: allein unsre Schauspieler stehen in der Komödie den Franzosen nach, und sind weniger gute Sänger als die Italiener. Von einer Seite werden sie bei der Vergleichung immer verlieren. Zudem ist die Bühne nicht der Theil unsrer schönen Literatur, dessen wir uns im Auslande sonderlich rühmen dürfen.“ — — —

So weit unsre Freundin über Mozarts schönes Werk, das man hier zerreißt. Mehrere Deutsche die in Paris leben, sind in öffentlichen Blättern auch gegen diesen Bastard aufgestanden, aber mit viel

*) Verglichen mit der hohen Einfachheit des Vortrages unsres deutschen Fischer's dieser in ihrer Art einzigen Arie voll Erhabenheit und Salbung, vermifste ich viel bei Cheron. Das Manieriren können französische Sänger nicht lassen, und nirgends ist das weniger passend, als in diesem göttlichen Gesang. M.

**) Die ephemere Erscheinung dieser Gesellschaft verschwand wieder noch ehe sie diesen Plan ausführte. Ich habe im 9ten Brief des 1sten Bandes davon gesprochen.

weniger Takt, weniger Zartheit der Empfindung und Feinheit des Ausdrucks, als in dieser Kritik herrscht.

Vestris, — er mögte sich gern den Großen nennen lassen — schickt sich an auf Reisen zu gehen. Vors erste nur durch Frankreich *), aber keiner sehnt sich wohl mehr nach dem Frieden, um einen Paß nach London zu erhalten, und dort lange vermifste Guineen zu sammeln. Seitdem seine Sonne sich etwas zu neigen anfängt, und er seine starken Nebenbuhler Milon, Beaupré, Saint Amand u. a. neben sich großen Beifall erndten sieht, geizt er mehr wie je nach diesem. Er trozt nicht mehr wie sonst dem Publikum und den Königen. So oft ich ihn sehe, fällt mir sein Stolz, und seine Demüthigung ein, die er für jenen erdulden mußte, als der unglückliche Gustav III in Paris war. Die Königin hatte sich die Freude vorbehalten, ihrem hohen Gast den größten europäischen Tänzer, den sie vorzugsweise ihren Tänzer nannte, selbst zu zeigen. Eines Abends als Vestris in der Oper tanzen wollte, und sie ihm ihre und des Königs von Schweden Gegenwart hatte anfragen lassen, kommt sie mit diesem von Versailles nach Paris. In ihrer Loge erfährt sie, Vestris wolle nicht tanzen. Sie schickt zu ihm aufs Theater, läßt ihn darum bitten. Antwort: Nein, er befinde sich nicht wohl. Sie schickt einen Kammerherrn mit der wiederholten Bitte, wenigstens zu figuriren, und dann eine Menuet zu tanzen. Abgeschlagen. Das Publikum hatte unterdessen die Verhandlung zwischen der Königin und dem Tänzer *par excellence* erfahren, und fordert laut seine Erscheinung, da er

*) Er reiste bald darauf mit den Damen Contat und Raucour nach Bordeaux, wo die Zeitungen sie in der Garonne ersaufen ließen.

hinter den Koulissen stand, um seines Triumphs über den Willen einer schönen Frau, der alles zu Gebote stand, zu genießen. Nichts half bei dem Starrkopf. Nun erscheint ein Gardeofficier. Vestris ward auf der Bühne arretirt, und büßte seinen hochfahrenden Stolz mit vierzehntägigem Gefängniß. Als er das erstemal wieder auf die Bühne tritt, wird gezischt, gepfeifen, gepocht. Vestris tanzt während des Gepolters, und schöner als je. Das Publikum ruft: *à genoux! à genoux!* Vestris kehrt sich nicht daran, und tanzt. Das Parterre tobt, fährt fort zu schreien, er solle kniend um Vergebung bitten. Vestris tanzt fort; aber während er sich der Vorderbühne einige mal in der Wendung seines Solotanzes nähert, macht er leichte Kniebeugungen, als ob sie zu der Figur des Tanzes gehörten, und gleich darauf seine gewöhnlichen Entrechats. Das Publikum lachte, und bedekte das pantomimische *bon mot* seines Lieblings, der seinen Richter doch eigentlich nur nekte mit rauschendem Beifallklatschen.

Mlle. Contat, mit Recht Thaliens Liebling, und der des ganzen französischen Publikums, war in Rouen, wo sie, wie allenthalben vor einem zum Ersticken vollen Hause spielte. „Mlle. Contat, sagt ein öffentliches Blatt aus Rouen,“ hat es sich selbst beizumessen, daß wir sie nicht beklatschten. Wir konnten die Hände nicht rühren.“

Mit 60,000 Livres jährlicher Einnahme, die man dieser Künstlerin zurechnet, darf sie ihre Kunst belohnt nennen. Ihr Gehalt beträgt 36,000 Livres; sie hat außerdem 12,000 Livres Nadelgeld (*pour le pot de vin*) und eine jährliche Frist von zwei Monaten um zu reisen, (*conge*) die ihr für Gastrollen noch 12,000 Livres einbringt. — — — Aber ich verliere mich auf den Bühnen.

Ein Interesse höherer Art beschäftigt jezt die hiesige Republik der Gelehrten und Künstler, und wird lebhaft für und wider bestritten. Das ist der neulich erschienene Konsular-Beschluß zur Verlegung der National-Bibliothek nach dem Louvre. Sie ist eben so wünschenswerth, als die Vereinigung aller Schätze der Wissenschaften und Künste in einen ganz dazu geweihten National-Pallast. In dem großen Gebäude in der *la loi* Strafe, wo die Bibliothek beinahe seit einem Jahrhundert steht, ist sie wegen der Nähe des großen Opernhauses ihr gerade gegen über, in dieser nicht sehr breiten Gasse, der Feuersgefahr sehr ausgesetzt. Von eben dieser Gefahr, würde dann jener von Künstlerfamilien bewohnte Pallast auch befreiet werden, welcher wegen der schönsten Kunstwerke der Welt, die er bewahrt, allen Nationen angehört *). Den im Louvre wohnenden Künstlern, ist angedeutet, daß sie mit ihren Familien und Haushaltungen in zwei Monaten diese Wohnung verlassen müßten. Die Frist ist sehr kurz, und setzt die guten Leute in große Verlegenheit. Die Regierung will ihnen die Alternative der Hausmiethe, oder Wohnungen geben. Hiezu sollen, wie es heißt, die Gebäude der alten Sarbonne, nebst einem Kloster, und das vormalige College Mazarin am Seine-Quay bestimmt sein. In dieses letztere stattliche Gebäude, welches alsdann den Namen *Palais de beaux arts* erhält, wird aus dem Louvre die Akademie der Bildhauer- und Baukunst mit ihren Sammlungen gebracht, und auch dadurch im Louvre Platz gewonnen werden. Aber diese Gebäude sind, ohne vorhergegangne Einrichtungen, zu Haushaltungen nicht geeignet, welche nothwen-

*) f. 1ster Bd. im 6ten Br.

dige Veränderungen, Zeit und Geld kosten werden. Und doch sollen die vielen Künstler mit ihren Familien, mit den unverheuratheten in zwei Monaten das Louvre räumen, damit der neue Bau für die Bibliothek angefangen, und bald geendigt werden könne. Das bringt die Leute zur Verzweiflung. Eine etwas burleske Scene war schon Folge davon. Eines gewissen Künstlers Frau von heroischem Karakter, die mit ihrem Mann eines der schönsten Quartiere im Hofe des Louvres bewohnt, sprang, als sie neulich den Baumeister, welcher den Louvrebau vornehmen soll, über den Louvreplatz gehen sah, zum Hause hinaus, ihm entgegen, und fuhr ihn mit so derben Apostrophen an, daß der erschrokne Mann, der sich zu schwach fühlte, einen Amazonenkampf zu bestehen, sich stillschweigend aus dem Gedränge zog. — So gutgemeint und nützlich der Plan dieser Verlegung der Bibliothek nun auch ist, so ist er doch auch präcipitirt zu nennen, und scheint von Bonaparte, dem der Befehl nur einen Federzug kostete, ohne Berathschlagung weder mit wirklich Bau- und Ort-kundigen, noch mit den Bibliothekaren der National-Bibliothek genommen zu sein. Nach dem Konfular-Beschluß, soll die Verlegung im itten Jahr, also schon in zwei Jahren geschehen. Kein Gebäude ist weniger zur Aufstellung einer Bibliothek von dieser Gröfse, geeignet, als das zum Theil verfallne, zum Theil verbauete und unfertige Louvre. Ungeheure Kosten und viele Jahre werden zu den neuen Einrichtungen erfordert. Als Bonaparte, nach dem gegebenen Befehl, wozu der Beschluß auf einseitigen Bericht des Ministers Chaptal genommen ward, seinen Baumeister Perrier über diesen Gegenstand zu Rath zog, antwortete dieser: es sey unmöglich, die

Einrichtung des Louvres zur Aufnahme der National-Bibliothek innerhalb zwei Jahren zu machen. Er könne sie nur in sechs bis sieben Jahren zu vollenden übernehmen, und der Bau werde acht Millionen Livres kosten. Der Anschlag für die Tischlerarbeit an neuen Fenstern und Thüren würde allein schon zwei Millionen betragen u. s. w. Aber Bonaparte weiß Schwierigkeiten zu bekämpfen, und zu großen Unternehmungen Geld anzuschaffen. Man muß erwarten, welche Folge er dem genommenen Konsular-Beschluß geben wird *), wozu freilich ein bloßes Machtwort nicht zureicht. — Die ungefragten Bibliothekare der National-Bibliothek erfuhren den wichtigen Beschluß erst aus den Zeitungen. Seit einigen Jahren sind große Summen an die Ausbesserung des Gebäudes der Bibliothek, welches lange ohne Reparatur gelassen war, verwandt worden, und noch jetzt wird beständig daran gebauet. Diese Kosten wären denn jetzt wenigstens halb verschwendet. Uebrigens wird nach dem Plan des Ministers des Innern sehr darauf gerechnet, daß durch den Verkauf dieses Gebäudes ein großer Theil der Kosten zu dem Louvrebau aufgebracht werde: wiewohl nicht recht abzusehen ist, von welchem Partikulier, und zu welchem Gebrauch dieses ungeheure Gebäude angekauft werden soll.

Bei meinen Besuchen der schönen, reichen und wohlgeordneten National-Bibliothek und bei ihrer Benutzung, habe ich mich der liberalen Güte und Bereitwilligkeit des Bibliothekars Vanprades sehr

*) Der eiligen Räumung des Louvres durch die Künstler ist seitdem schon eine verlängerte Frist gegeben. Und auch mit dem übrigen Plan wird wohl nur mit Weile geeilt werden müssen.

zu rühmen. Ohne weitere Empfehlung, bloß von meinem Freunde Houdon in sein Arbeitszimmer eingeführt, fand ich jedesmal die freundlichste Aufnahme. Auch während der jetzigen Ferien der Bibliothek ist mir der Zutritt erlaubt; ich erhalte Bücher, selbst Kupferwerke ohne Zeitbestimmung mit nach Hause. Vanprades gehört zu den Beamten, die ganz für ihr Fach geeignet sind: er ist ein geborner Bibliothekar. Mit der höflichsten und unermüdlich dienstfertigesten Begegnung der die Bibliothek Besuchenden verbindet er den Geist strenger Ordnung, in der Leitung sowohl des Wesentlichen als auch des Mechanischen seines mühsamen Amtes und Kenntnisse der Literatur des Auslandes. Seine Bekanntschaft, und die Benutzung des Schatzes der Wissenschaften, darüber er gesetzt ist, gehören zu den dankbarsten und interessantesten Erinnerungen meines hiesigen Aufenthalts.

Eine Gelehrten - Gesellschaft, welche durch den Gemeingeist der sie belebt, und durch zweckmäßig organisirte Thätigkeit, der allgemeinen Achtung, die sie genießt, werth ist, ist die Ackerbau - Gesellschaft (*Société d'Agriculture*). Sie zählt die ersten Pariser Gelehrten unter den Physikern zu ihren Mitgliedern, und versammelt sich einmal in jeder Dekade an einem Vormittage im Hotel des Präfekten von Paris, am Vendôme Platz. Ihre Stiftung fällt in die Jahre vor der Revolution; dann ruhte ihre Thätigkeit lange; seit zwei Jahren ist sie wieder erwacht, und mehr wie jemals wirksam für die Beförderung des Ackerbaues, und die damit verwandten Zweige der Land - Industrie. Der für diese wichtigen Gegenstände des innern Glücks ungemein thätige *François de Neufchateau*, welcher in

kurzer Zeit, Staatsminister, Director, und Friedensge-
 sandter der Republik war, ist jezt Präsident dieser
 Gesellschaft. In einer ihrer DekadenSitzungen vor
 zwei Monaten, hörte ich ihn eine trefliche Abhand-
 lung über die Pflüge verlesen, worin er die Geschichte
 ihrer Erfindung, Vervollkommnung und ihres Ge-
 brauchs in allen Ländern entwikelte, und Vorschläge
 machte, von den vorzüglichsten, besonders von eng-
 lischen, deutschen und schwedischen PflügenMo-
 delle anzuschaffen, um sie nach dem Verhältniß,
 und der verschiednen Beschaffenheit des Bodens von
 Frankreich, einzuführen. Eins der achtungswürdig-
 sten Mitglieder dieser Gesellschaft, Lasteyrie,
 dessen frühere Bekanntschaft ich schon auf seiner bloß
 derAgrikultur wegen unternommenen nordischen Reise
 machte, hatte zu dieser Abhandlung, die sehr bedeu-
 tenden Beiträge seiner in den verschiednen Län-
 dern, und auch in unsren Holsteinischen Gegenden
 gemachten Erfahrungen geliefert, wozu die Ham-
 burgische patriotische Gesellschaft ihn damals mit
 Nachrichten, Modellen und Zeichnungen vorzügli-
 cher Ackergeräthe unterstützte. — Ihre öffentlichen
 Versammlungen hält die Gesellschaft in der ehema-
 ligen Kirche der Kongregation, *de l'Oratoire* ge-
 nannt. Sie gleicht einem schönen gewölbten regel-
 mäßigen Saal, und ist, zu öffentlichen Versammlun-
 gen mehrerer hiesigen Societäten eingerichtet, mit
 amphitheatralischen Sitzen umgeben, mit Tapeten
 aus der Goblinsfabrike behängt; und hat eine Red-
 nerbühne, und Präsidenten Bureau. Abhandlun-
 gen der Mitglieder werden in diesen Versammlun-
 gen verlesen, Prämien für beantwortete Preisfragen
 und für Verdienste um die Beförderung des Land-
 baues vertheilt, und neue Aufgaben publicirt.

In eben diesem schönen Saal, hält das Lycée des Arts seine öffentlichen Sitzungen, seitdem ihr Versammlungssaal, der vormalige Circus in dem Garten des *palais royal* niedergebrannt ist. Ich fand in einer dieser öffentlichen Versammlungen des Lycée, weniger Posaunenton, weniger Paukenwirbeln, weniger Trommeln und PfeiffenLärm, als im Jahr 1796 *). Die zahllosen Krönungen haben sich etwas vermindert, und die Gesellschaft scheint überhaupt einen ernsthaftern Charakter angenommen zu haben. Doch war es noch eine lange Sitzung, und die verlesenen Lobreden, besonders die Gedichte waren noch immer so wäfsrigter Natur, als sie der französische Parnass längst zu liefern pflegt, — Solche öffentliche Versammlungen der hiesigen Societäten zu besuchen, gehört zu dem Ton der Pariserinnen. Ich lobe diesen Ton, wodurch er denn auch motivirt sein mag. Mögen sie kommen, um zu sehen, oder um gesehen zu werden, oder mag eine edlere Wifsbegierde sie herführen; ihre Gegenwart gewährt ihnen selbst doch immer nützliche Unterhaltung und den Zuhörern eine angenehme Zerstreuung im Anschauen des Schönen und Glänzenden, wenn die Rednerbühne oft genug nur Langweile liefert.

Noch eine von den Gelehrten - Gesellschaften, der ich erst mich bei diesem Aufenthalt in Paris genähert habe, ist die *Société libre des Sciences, Lettres et Arts* im Louvre. **) Ihre Stiftung ging der des National - Instituts in der Zeit der Wiedergeburt der Wissenschaften und Künste, nach über-

*) Fragmente aus Paris. I. 170.

**) Von dieser Gesellschaft zum auswärtigen Mitgliede ernannt zu sein, ist mir sehr schätzbar.

standner Periode der Anarchie und des Schreckens voran, und sie hat diesem, ihren Stiftungsnamen *Institut des Sciences* abgegeben. Sehr würdige Staatsmänner, Gelehrte und Künstler zählt auch sie unter ihren hundert und sechs zig Mitgliedern. Die sich unter ihren Arbeiten und Verhandlungen auszeichnenden Abhandlungen werden in der öffentlichen Versammlung der Gesellschaft verlesen. Die Privatsitzungen verschafften mir die nähere Bekanntschaften mancher achtungswürdigen Männer; unter andern, die des holländischen Gesandtschaftspredigers Marron, eines Mannes, der mit der Würde seines Amts, Beredsamkeit, Eifer für die Beförderung der Wissenschaften, des Schönen und Guten, und den Charakter eines interessanten Gesellschafters vereint. Seine Bildnissammlung von Gelehrten und berühmten Männern, ist eine des vollständigsten und an schönen Abdrücken reichsten, welche ich kenne.

— — — Auf der Seine sah ich neulich eine große Barke mit Zufuhr von antiken und modernen Büsten und Statuen aus dem Schloß und dem Garten Richelieu ankommen. Schon sind mehrere trefliche kolossale Büsten davon, und andere aus Italien im Antiken-Museum aufgestellt. Noch mehr Antiken erwartet man. Von der schönen Sammlung aus Venedig sind nur zwei Stüke hier. Mehrere sollen noch unaufgestellt sein. Dem Schatz des Schönsten, was über der Erde an herrlichen griechischen Kunstwerken sichtbar ist, fehlt nun noch *Venus Medicis*. Ich glaube nichts an der sonderbaren Erscheinung, welche man sich hier erzählt: diese Venus sey verloren, habe sich, man wisse nicht wohin, aus ihrer Tribuna von Florenz verirrt. Bestochne, sagen einige, hätten sie während der Un-

ruhen in Florenz entwandt, um den Engländern den Venusraub zuzuführen; andere wollen, der Großherzog habe sie, bei dem ihm in Florenz gegebenen Abschied, mitnehmen dürfen, und sie liege in sichrer Ruhe in Triest. Ich glaube von dem allen nichts; wohl aber, daß der König von Hetrurien, ungebeten oder gebeten, sie gelegentlich, als ein Zeichen seiner guten Freundschaft für den großen Konsul, nach Paris senden, und ihren reizenden Gefährten, Apollino, ihr zum Begleiter geben werde. Scharfe Gipsabgüsse werden davon, wie in Rom von den entführten Statuen, gemacht werden dürfen, damit doch die Piedestale nicht leer bleibe. — — Verwaistes Italien! — Und, wo ist dort jezt Muth und Kraft und Unternehmungsgeist, um durch neues Nachgraben das fehlende zu ersetzen, und vielleicht mehr und grössere Werke noch in ihrem Grabe von Jahrtausenden wieder zu finden, als Italien durch diese Katastrophe verlohren hat? Ruhet Braschi's Geist, sein rühmlicher Ehrgeitz, und seine Kunstliebe die ihm den Namen eines Beförderers der Künste durch die That gab, auf Chiaramonte? — — —

Ein in diesen Tagen über die Kunstschatze in Paris von den Konsuln genomener Beschluß wird grofse Freude in den Departementern erregen. Der ungenüzte Ueberflufs von Gemälden des Musäums soll getheilt und in mehrere Hauptorte Frankreichs, zur Errichtung von Musäen der Künste versandt werden. Wahr und human sagte der Minister Chaptal dem Konsul. „Zur Zeit der Anarchie war die Anhäufung von Kunstwerken in Paris zu ihrem Schutz nöthig. Aecht patriotische Männer brachten sie in den Depots zusammen. Jezt aber haben die Umstände sich geändert, und die Pflicht gegen die von Kunst-

werken entblößten Departementer fordert die Vertheilung des Schatzes der Hauptstadt. Mehrere dieser Departementer haben Paris ihre Gemälde überlassen, alle haben zu ihren Eroberungen beigetragen. Es ist zwar billig, daß Paris die Hauptwerke behält, daß alles was auf die Geschichte der Kunst Bezug hat, und die verschiedenen Schulen charakterisirt, hier ungetheilt bei einander bleibt: doch haben die Departementer auf einen Theil der Eroberungen, und auf die Erbschaft der väterländischen Kunstwerke gerechten Anspruch. Die Mafsregel einer allgemeinen Vertheilung wird durch die Pflicht der Regierung, gerecht zu sein, bestimmt, und ihre baldige Vollziehung durch die Erwägung des Nutzens für die Kunst und für die Bildung des Geschmaks in Frankreich noch wichtiger. Zur Entwicklung des Kunsttalents und zur Unterstützung des Künstlers, trägt der Anblick des Schönen mehr, als der beste theoretische Unterricht bei. Ein schönes Gemälde, das neben einem vortreflichen gestellt, vielleicht übersehen würde, gewinnt einzeln betrachtet, und Gemälde, die ihrem Vaterlande, dem Vaterlande ihrer Meister zurückgegeben werden, erhalten ein doppeltes Interesse; der Reisende sollte künftig keine Stadt der Republik von Bedeutung besuchen, ohne eine Sammlung von Gemälden oder doch das Werk eines Mannes zu finden, dessen Namen den Ort, seine Vaterstadt ehrt. Doch dürfen solche Sammlungen, wenn sie nützlich werden sollen, nicht zu sehr zerstreut sein, sondern müssen in Städten aufgestellt werden, wo eine bedeutende Volksmenge, wo innre Kultur und natürliche Anlagen, zur Bildung mehrerer Talente Hoffnung machen." — — Aus diesen Gründen, haben nun die Kousuln beschlossen: daß in fünfzehn

Städten Frankreichs Gemälde Musäen errichtet, und die im Louvre, so wie in Versailles noch unbenutzt stehenden vielen Gemälde aus den französischen, niederländischen und italienischen Schulen von einer niedergesetzten Kommission dort vertheilt werden sollen. Nehmlich in Lyon, Bordeaux, Strassburg, Brüssel, Marseille, Rouen, Dijon, Nantes, Toulouse, Geneve, Caën, Lille, Mainz, Rennes und Nancy. — Der weise Administrator des Pariser Museums hatte also doch Unrecht, wenn er im Geist der Regierung zu sprechen glaubte, als — der Professor der Central-Schule von Bordeaux ihm den Nutzen und die Nothwendigkeit der Mittheilung einiger Kunstwerke begreiflich machte, und er die diktatorische Antwort gab: „was will Bordeaux mit Kunstwerken? es bleibe bei feinem Zucker und Kaffee!“ — Der großherzige Kosmopolit! — — —

Paris.

Schon oft machte ich die Erfahrung — nicht die angenehmste auf Reisen — daß gerade gegen den Schluß des Aufenthalts in einem großen Ort, sich neue Bekanntschaften mit den interessantesten Menschen entspinnen, die man lange kultivirt zu haben gewünscht hätte, und die nun den Abschied verbittern. Auch hier muß das mein Fall wieder sein. Was versäumt man nicht alles in Paris, und in welcher Stadt giebt es der überraschenden Begegnisse, und der eben so oft nur vom Zufall abhängenden neuen Bekanntschaften mit Menschen und Sachen mehr, als hier, in dieser kleinen Welt, wie Paris oft genug und sehr treffend genannt wird?

Zu den interessantesten meiner neuen Begegnisse in diesen Tagen rechne ich, die leider erst spät gemachte Bekanntschaft mit der durch ihre Schriften längst berühmten Miss Williams, verheurathete Hone. Ich war in der Abendgesellschaft, die sich täglich in ihrem Hause versammelt; ein Cirkel der bedeutendsten hiesigen Gelehrten, Staatsmänner, und Fremden aus allen europäischen Nationen. In diese Abendcirkel der Miss Williams, (unter welchem Jugendnamen sie noch immer gilt) zu gehen, ist für den, welcher ihn einmal besuchte, nicht Ton, nicht Gewohnheitssache, sondern wird für ihn zu einem angelegentlichen Bedürfnis. Man verläßt sie nie, ohne die Erinnerung einer neuen interessanten Bekanntschaft, eines schönen Genusses der Unterhaltung und des Unterrichts mit hinweg zu nehmen. Wer hier leer ausgeht, hat es sich selbst zuzuschreiben. Gehoben wird das Interesse der ge-

gegenseitigen Mittheilung durch die mannigfaltige Stimmung und den verschiedenen Karakter der Einheimischen und Fremden; ohne Zwang und Rückhalt herrscht ein Geist humaner Unterhaltung, gegenseitige Toleranz der abweichenden Meinungen, freie Erörterung von Gegenständen der Politik und Litteratur, ohne beißenden Kontrovers, ohne einseitige Entscheidung, ohne anmassenden Orakelspruch. Miss Williams selbst giebt diesen liberalen Ton ihres Hauses an, mit ihrem stillen Geist, ihrem duldenden Sinn, mit dieser etwas schwermüthigen Stimmung, welche anhaltende Schwächlichkeit, und traurige, in der Revolutionszeit gemachte Erfahrung, in ihren Karakter verwebt hat. Die bitterste und unauslöschlichste dieser Erfahrungen war der Fall ihrer Hausfreunde, der gemordeten Girondisten. Einfachheit und weibliche Sanftmuth bezeichnet jedes ihrer Urtheile über Menschen und Sachen, so duldend, so ruhig und bescheiden, aber auch scharfsichtig, wahr, und treffend. Dieser gütereiche Karakter drückt sich auch in ihrem Aeufßern aus; so wie er ja immer nach sich die Züge bildet. Sehr lebendig ward an ihrer Seite mir die Erinnerung an Angelika Kaufmann in Rom. An Geist und Kenntnissen sind beide sehr verschieden, aber ähnlich an Stimmung, am Gefühl und feinen Aeufßerungen, und selbst in der Gestalt, wenn mir mein Gedächtniß hierin anders treu geblieben ist *). Sollte ich die beiden edlen Weiber in Charaktergemälden neben einander stellen, ich würde den Pinsel in einerlei Farben tauchen. — Miss Williams Hang zur philosophischen Ruhe und Zurückgezogenheit von dem Weltgeräusch, bestimmte ihre Wahl einer von dem Lärm

*) Darstellungen aus Italien S. 133.

von Paris entfernten Wohnung, in der Straſſe Varennes, der Vorstadt St. Germain, wo ſie halb wie auf dem Lande lebt. Wie verſchieden von allen übrigen Pariſer Cirkeln, die ich ſah, iſt dieſer, und wie ſchmerzhaft für mich, erſt jetzt, meiner Abreiſe nahe, darin eingeführt zu ſein!

Einem Briefe meines edlen Freundes Bourgoing verdanke ich die nähere Bekanntschaft mit dem ſpaniſchen Ambaſſadeur, dem als Staatsmann, als gelehrter Kunſtkenner, als Freund und Beſchützer der Künſtler gleich verdienten Ritter Azara. Noch mancher Stral der Erinnerung aus ſeinem vorigen größtentheils auf Roms kläſſiſchem Boden zugebrachten Leben, leuchtet in der Unterhaltung mit dieſem verehrten Greiſe hervor. Aber das Andenken an die letzte Kataſtrophe von Rom hat ihn tief gebeugt, und ſein Wuſch unter den Ruinen des Alterthums ſein Leben zu beſchließen, iſt erkaltet. Mit einer Wehmuth, die zur Theilnahme hinreißt, ſpricht er, von dem Schikſal ſeines zweiten Vaterlandes, von den Leiden des unglüklichen Pius, und mehrerer ſeiner damals geächteten Bekannten und Freunde. Seine redliche und treue Freundschaft für Pius als Menſch, und in ſeiner bedenklichen Lage als Regent, ward mit Undank und Verfolgung belohnt, und er mußte es ſehen, daß der ſchwache Fürſt, welcher ſeinen Rath verſchmähet, und von jeher nur der Eingebung treuloſer und kurzsichtiger Schmeichler folgte, fiel, und von ſeinen grausamen Feinden bis in den Tod verfolgt ward. *) Er erzählte mir einzelne

*) Die Geſchichte dieſer Leiden des unglüklichen Pius, ſo wie die treue Darſtellung des Karakters Azara's iſt in dem von mir vor zwei Jahren aus dem franzöſiſchen überſetzten trefflichen Werk: *Memoires historiques et philosophiques sur Pie VI et son Pontificat* vollſtändig enthalten.

schreckliche Züge dieser Katastrophe Roms, und der Reactionen der verschiedenen Partheien. Viele der besten Kunstschatze fürstlicher Häuser sind geplündert, vertrödelt, verschwunden. Kolonna eins der ersten dieser Häuser, ist mit seiner Familie in tiefer Armuth, und seine herrliche Gallerie von Gemälden ist zerstreut. Die beiden Borghese, hatten sich durch ihre revolutionaire Politik erhalten; aber der Geist Marcus Antonius, ihres edlen Vaters, ruhte nicht auf ihnen, nie haben sie den Künsten und Künstlern feinen Schutz verliehen, sie nie wie er befördert. Die ihnen angeerbten herrlichen Sammlungen von Kunstwerken waren längst unbenutzte todtte Schätze.

Der, wie seine Nation freimüthige, redliche, helvetische Gesandte Stapfer, genießt, auch als Gelehrter, einer eben so allgemeinen als verdienten Achtung. Bei der noch immer zweifelhaften Lage und den Gährungen seines von ihm leidenschaftlich geliebten unglücklichen Vaterlandes, mag sein Posten mit manchen Schwierigkeiten, mit Kränkungen vielleicht gar mit Undank verbunden sein. Er trägt es als Mann, und wafnet sich dagegen als Philosoph. Wer auf einem solchen Posten, den Intriguen, den Faktionen, den Täuschungen, der Politik, Festigkeit, Ernst, Scharfsinn und Moralität, wie er, entgegen zu setzen und diese Tugenden des Staatsmannes, als Mensch mit dieser sanften Humanität des Charakters zu vereinen weiß, imponirt den Kabinetten, und darf den endlichen guten Erfolg seiner Negotiationen hoffen. Was Stapfer für sein Vaterland nicht zu thun vermag, wird nach ihm kein andrer vermögen. — —

Der Zufall, dem man in Paris so manches an-

genehme und überraschende verdankt, führte mich vor einigen Tagen, in der Goblins Fabrik, wohin ich unsere deutschen Freunde führte, dem trojanischen Reisenden Lechevallier entgegen, den ich am Skamander glaubte. Ich besuchte ihn am andern Tage in dem Hause des Ministers Talleyrand wo er wohnt. Er beschäftigt sich jetzt mit einer zweiten Ausgabe seiner Reisen in die Ebene von Troja, die er mit einem neuen Bande vermehrt und darin hauptsächlich die Geschichte seiner Hinreise von Venedig ab und seines Besuchs der Inseln des mittländischen und jonischen Meers beschreibt. *) Ich sah einige mittelmässig gerathene Kupfer dazu, unter welchen die Darstellung des Laufs des Skamanders, zugleich den Grabhügel Hektors zeigt. Denn daß gerade dieser Tumulus von 40 Fufs Höhe und 400 Fufs im Umkreise und grösstentheils mit grossen Steinen überdeckt, das Grab dieses Helden sei — wer wagt noch daran zu zweifeln! denn: In ein goldenes Kästchen legten sie Hektors Gebeine

Und umhüllten sie mit weichen purpurnen Decken,

Legten in einen hohlen Graben sie nieder, und häuften

Grosse dichtgelegte Steine übereinander.

Bald erhub sich der Ehrenhügel — — —

sagt Homer selbst. — folglich! — Ich traf bei Lechevallier einen talentvollen und durch seine Abentheuer als Reisender auf der Erde und in den Wolken, merkwürdigen Franzosen Namens Bouch. Sein Fach ist die Physik, nebenher ist er ein guter Maler und Zeichner. Er übergab bei seiner neulichen

*) Das Werk ist seitdem erschienen.

Rückkehr von Amerika dem ersten Consul eine sehr ähnliche Zeichnung nach dem Leben des Präsidenten Jefferson, davon eben jetzt ein brav radiertes Blatt erschienen ist. Sein ganzes Leben ist eine Reise; ein so lebendiges Temperament findet selten einen Ruheplatz. So durchzog er ganz Europa, Amerika, die Indien, Aegypten u. f. w. Unter dem spanischen Himmel erreichte ihn das Schicksal Phaetons, oder besser, des unglücklichen Pilatre de Rozier, doch ohne ihm wie diesem den Hals zu brechen. Seltsam genug ist dieser Zug seines unstäten Lebens. Bouch war der erste, der in Spanien eine Luftreise vornahm. Ihm ward erlaubt sie vor der königlichen Familie im Garten des Escorial in einer Montgolfiere zu machen. Die Spanier, auf diesen Vorsprung des Franzosen eifersüchtig, kabalierten dagegen, und als es ihnen nicht gelang, ward von den Arbeitern, zufällig oder mit Plan, der Ballast in der Gondel so schief geladen, daß der Schwerpunkt auf die eine Seite senken mußte, als sich der Ballon erhob, und dieser erhielt dadurch eine schiefe Richtung gegen den Feuerheerd, worauf der Brand loderte. In der Höhe von 400 Fufs gerieth er in Flammen. Bouch stürzte sich aus der Gondel, und fiel auf ein frischgeakertes Land, so glücklich — denn glücklich war in diesem Fall ein Beinbruch zu nennen — daß er aufrechtstehend bis über die Waden einsank, beide Beine brach, und nach geheiltem Schaden, mit einem hinkenden Fufs weiter reisete. Einige Jahre darauf kam er nach Spanien zurück, und besichtigte mit mehrern Freunden das königliche Naturalien-Kabinet. Der Aufseher zog ein Kästchen aus einem der Schränke hervor, und kündigte eine große Sehenswürdigkeit an. Was war es? Knochensplitter, —

weder von Heiligen noch von Helden — von dem Märtyrer der Aeronautik Bouch selbst, welche ihm bei der Heilung seiner Beine ausgezogen waren. Er gab sich nun als den gebornen, rechtmässigen Eigenthümer der Knochenreliquien an, reklamierte sie aber vergebens.

Wer nach dem treflich ausgeführten grossen Basrelief, ein Medaillon Houdon's, mit den Bildnissen der beiden Aeronauten, Brüder Montgolfier, sie aufsuchen, oder sich eine Idee von ihnen bilden wollte, würde getäuscht werden. Der Künstler hat sie idealisirt, ihnen dazu die Flammen des Genies in dem leicht flatternden, aufflammenden Haar der antiken Büsten Alexanders, über die grichische Stirn gesetzt, und dem Auge den kühnen Blick der Dioskuren gegeben. Dieß alles ist nicht in dem Ausdruck des Kopfes und in dem ganzen Wesen des anspruchslosen, bescheidenen, biedern, ältesten der Brüder Montgolfier, des eigentlichen Erfinders des Waggestüks die Wolken zu befahren, und seit kurzem einer hydraulischen Maschine, *le bélier hydraulique* genannt. Er ist mir noch lieber wegen dieser Unähnlichkeit mit seinem Bilde. Selten schliesst man sich so bald an einen neuen Bekannten. Ich verdanke ihm einige, wenn gleich nicht hoch interessante, doch behaglich angenehme Stunden. Der Gang zu ihm hin, in einer etwas entfernten Gegend der Vorstadt St. Denis, war mir eine von den tausend Erfahrungen, die Ihr hier macht, wie man sich in Paris verliert, und selbst mit einem berühmten Namen, Jahre lang seinen nächsten Nachbarn unbekannt und unbeachtet bleibt. Seit drei Jahren hat Montgolfier seine grosse Papier und Tabaksfabrique im Vivarais verlassen, und wohnt in

einem hübschen, nicht kleinen Hause der benannten Vorstadt. Gregoire und D. Burkard hatten mir die sehr lange StraÙe, aber nicht das Nummer des Hauses nachgewiesen, um dort sein neues hydraulisches Werk zu sehen. Ich zog die gröÙtentheils von Handwerkern und Kleinhändlern bewohnte Gasse auf und ab, und — wie es geht — viermal Montgolfiers Haus vorbei; ward von einem Beker, den ich als den gewöhnlich Gegendkundigsten fragte, zu einem Gewürzhändler, von diesem zu einem Perückenmacher und Barbierer gewiesen. Umsonst! keiner kannte auch nur den Namen des Mannes mehr, welcher vor noch nicht zwanzig Jahren durch seine Luftfahrt ganz Paris in Bewegung setzte, und für einen Halbgott angesehen ward. „Sicher, sagte der Barbier“, „werden Sie, was Sie suchen, in jenem *maison d'instruction* erfahren.“ Ich ging hin. Ueber dem Hause stand: *Maison d'education de jeunes citoyens et des jeunes citoyennes pour le travail et les talens d'agrément* — aber drinnen war keine Nachricht von Montgolfier zu erfragen. Ich ging endlich in die Mairie dieses Stadtviertels, erhielt in dem *bureau de guerre* nach langem Nachschlagen der Register und Kontrolle die Nummer des Hauses: und siehe, Montgolfier wohnte fast Haus an Haus mit allen denen, bei welchen ich vergebens gefragt hatte und dem *maison d'instruction* — *sans instruction* — gerade gegenüber. — Montgolfier, der sich begnügte, die Erfindung des Luftballons gemacht zu haben, aber keine Marktschreierei damit treiben wollte, kostet sie hundert tausend Livres, mit den Versuchen, welche er öffentlich zeigte. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, allein durch eine Reise in Frankreich sich diesen bedeutenden Verlust an

seinem Vermögen wieder zu ersetzen. Er that es nicht, und der König glaubte mit dem Wörtlein *de* vor seinem berühmten Namen ihn genug zu belohnen. — Seine neue Erfindung des *bélier hydraulique* hat den Werth der Einfachheit, und, so viel sich nach dem Versuch, den er mir mit der kleinen hinter seinem Hause angelegten Maschine zeigte, beurtheilen läßt, den der wohlberechneten Wirkung zum Steigern einer starken Wassersäule durch den Druk, bis zu einer beträchtlichen Höhe. Aus einem etwa zwölf Fuß erhöht stehenden Kübel fällt das Wasser in eine kupferne Röhre, und läuft darin etwa fünfzig Fuß an der Erde fort, bis zu einer Klappe oder Ventil, dessen Hahn von der Form eines Widderkopfs der Maschine den Namen gegeben hat. Sobald durch Umdrehen des Hahns die innre Klappe in der Röhre geöffnet wird, steigt das Wasser mit großer Gewalt und Schnelligkeit in der sich hinter demselben aufwärts biegenden und an dem Hause bis zum Dach etwa fünfzig Fuß hoch geleiteten Röhre hinan, und strömt in wenig Sekunden aus ihrer Oeffnung, von oben herab. Bei dem Versuch, welcher vor einer von der Regierung ernannten Kommission mit einer verstärkten und größern Maschine gemacht ward, stieg das Wasser zu einer Höhe von zwölf hundert Fuß, wodurch die Wirksamkeit derselben, wenn sie im Großen ausgeführt würde, erwiesen ist. Montgolfier hat der Regierung den Antrag gemacht, solche Maschinen zu den Wasserwerken von Marly anzulegen, welche jährlich mehr verfallen und große Besrungskosten verursachen. Er macht dabei bloß die bescheidne Bedingung, daß ihm für die Kosten dieser großen Anlage nur die alte Maschine von Marly gegeben

werde. Bis jezt ist noch keine Antwort auf diesen Antrag erfolgt. Uebrigens wird Montgolfier selbst, um seine Erfindung, deren nützlicher Gebrauch im Kleinen, wie im Großen vervielfältigt werden kann, so gemeinnützig als möglich zu machen, eine mit Kupfern erläuterte Beschreibung davon herausgeben.

Damit ich die Reihe meiner jezt gemachten Bekannten vollende. — Ich besuchte unsern braven Landsmann Doktor Burkard, und fand ihn in Lalande's Wohnung im *College de France* neben seiner astronomischen Gefährtin Mlle. Lefrançois, Lalande's Niece, arbeitend. Beide leben nur für die Wissenschaft. Deutschland und die Deutschen haben an der französischen Astronomin eine Freundin gewonnen. Sie spricht von ihrer Reise mit ihrem Oheim zum astronomischen Kongress — wie wenigstens Lalande der Zusammenkunft einiger Gelehrten seines Fachs den hochklingenden Namen gab — mit warmen Antheil und froher Erinnerung. Dr. Burkard scheint seine Sphäre in Paris sehr zu lieben, und an keine Rückkehr nach Deutschland zu denken. Durch diese Anhänglichkeit, beantwortet er die mit Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft vereinte allgemeine Achtung, die er bei den hiesigen Gelehrten genießt; und unter welchen Regionen des Himmels er denn auch leben mag, da ist er und die Kultur seines Fachs der Gestirne, für sein Vaterland nicht verlohren.

Ich habe in diesen Tagen die Privatsitzungen des National-Instituts öfters wie sonst, in der Hoffnung besucht, das Urtheil des Areopags der Wissenschaften und Gelehrsamkeit — wie es sich gern nennen hört — über Kant und seine neue Lehre, zu hören. Der seit mehreren Jahren Deutschland

und seiner Litteratur angehörende und ihnen werthe Gelehrte Charles Villers hat sein neues Werk unter dem Titel: *Philosophie de Kant, ou principes fondamentaux de la philosophie transcendente* mit einer schmeichelhaften Zuschrift *) dem Institut übergeben, und es zu einem Urtheil darüber provocirt. Der Bericht über das Werk wird nun täglich erwartet. Wir wollen doch sehen wie dieser „mit höchster Magistratswürde in dem Reich der Wissenschaften bekleidete Gerichtshof,“ — mit welchem Titel mein edler Freund das Institut beehrt, über die Lehre des deutschen Philosophen aussprechen wird. Ich erwarte weder Vortheilhaftes noch Vielbedeutendes von dieser Sentenz **), nach der Stimmung, welche jetzt in der Philosophie überhaupt in Frankreich, und in Ansehung der Kantischen unter vielen hiesigen Gelehrten herrscht. Was sie aber auch sagen mögen die französischen Philosophen, und Antiphilosophen, welche es unter der Höhe von Paris und ihrer Würde halten, daß irgend eine neue Erscheinung im Reiche der Wissenschaften, die vom Auslande ausgeht, hier großes Aufsehen machen sollte; dennoch ist, „die Bombe mitten in Paris niedergefallen,“ und hat erschüttert. So hatte sich nemlich Villers vor

*) Sie lautet so: *à l'Institut de France. Tribunal investi d'une magistrature suprême dans l'empire des sciences. Juge naturel et en premier ressort de toute doctrine nouvelle offerte à la nation.*

**) Die auch so ausgefallen sein soll, wie ich erwartete. Wahrscheinlich wird sich der Verfasser künftig über diese Wirkung seines Werks in Paris selbst erklären, so wie über andere Erfahrungen, die er dort sammelte, und die durch seine Feder ein doppeltes Interesse erhalten.

seiner Ankunft in Paris, und vor der Erscheinung seines Werks das er erst mitbrachte, in einem vertraulichen Briefe an einen Freund ausgedrückt, welcher diese Worte ungerufen in die öffentlichen Blätter einschob. Sie find, wie es scheint, von einer Parthei sehr übel genommen, und werden von den Kritikern wiedergekäuet. Wie alle neue Erscheinungen von Wichtigkeit, so findet auch die neue Lehre Kants ihre Streiter für und wider. Sie hat heftige Widersacher, aber auch ernste, stille Untersucher. Jene brausen schon in öffentlichen Blättern hervor mit oberflächlichen Entscheidungen, platten Ausfällen und wegwerfenden Sentenzen; diese schweigen noch, und prüfen. Auf Veranlassung des Bibliothekars des ersten Konsuls hat Villers aus seinem Werk eine kurze Uebersicht der Kantischen Lehre gezogen, welche für Bonaparte bestimmt ist.

Die Franzosen lieben die kurzen Phrasen nur zu oft auch in höhern Untersuchungen. Davon gab uns der alte Lalande bei dieser Gelegenheit seiner tiefen Untersuchung der Kant'schen Philosophie, einen redenden Beweis. Er forderte, als ich ihn mit Villers in einer Privatsitzung des National-Instituts bekannt machte, von diesem: „ihm in zwei, aber nur in zwei Phrasen zu sagen, worin die Kant'sche Philosophie bestehe“ — (*dites moi, dies waren seine Worte, je vous prie, en deux phrases, mais bien en deux phrases, en quoi consiste la Philosophie de Kant?*) Eben so geschwind als er gefragt hatte, und Villers ihm nicht nach seinem Sinn die Forderung leistete, stand er davon ab, und wünschte nur zu wissen; „ob denn diese Philosophie auch von der Arzneiwissenschaft etwas enthalte?“ dann ging er wieder, sich auf seinen Stuhl

zu setzen. Einige Tage nachher trafen wir ihn, vor dem Anfang der Sitzung in der Bibliothek des Instituts. Er hatte unterdessen Villers Buch studirt, in einer halben Stunde, wie er sagte, den ganzen Inhalt gefaßt, und sich vollkommen von dem Nichts dieser neuen Lehre überzeugt, gegen die er sich mit Heftigkeit und in Ausdrücken und aus Gründen erklärte — die ich hier um so weniger nachschreiben mag, da es mit Lalande dahin gekommen ist, daß man ihm alles verzeihet. — Bei weitem das Beste übrigens, unter den bisher öffentlich erschienenen Kritiken von Villers Werk, ist die Anzeige davon in dem 5ten Stück der *Bibliothèque française*, einem vorzüglichen von *Pougens* herausgegebenen kritischen Journal. Ihr Verfasser ist *Vanderbourg*, ein sehr edler Mann und achtungswürdiger Gelehrter, Uebersetzer des *Woldemar* von *Jakobi*. Der Eingang zu der concentrirten Inhaltsanzeige des Werks, stellt den Zustand der Philosophie in Frankreich, und die daraus gefolgerte zweifelhafte Aussicht für die neue Lehre mit wenig Worten dar. — „Es ist jetzt in Frankreich nur allzugewöhnlich,“ sagt *Vanderbourg*, „nicht allein die Wohlthaten der Philosophie zu leugnen, sondern ihren Einfluß vielmehr als ein Verderben (*fléau*) der Menschheit darzustellen. Die Oberflächlichkeit derer, welche sich für Metaphysiker ausgeben, und die Unmoralität ihres Systems, hat den Feinden der Vernunft das Spiel erleichtert; so daß nach dem Begriff vieler Leute schon der Name Philosophie die ärgste Schmähung ist. — Welche Aufnahme kann also wohl ein Buch erwarten, welches eine neue Philosophie, ein System ankündigt, das vierhundert Meilen von Paris an den Ufern des baltischen Meers entworfen und erschie-

nen ist? Wie viel Ursachen zum Tadel für die Philosophen und Antiphilosophen der Hauptstadt Frankreichs, für die Feinde aller Neuerungen! — Schwerlich würde der Verfasser das gewagte Unternehmen gemacht haben, nach so vielen vorangegangenen Revolutionen in Frankreich, das Signal einer Revolution in der Philosophie zu geben, wenn er seine Hoffnung des Gelingens nicht auf die Natur des menschlichen Geistes selbst gegründet hätte. „Wissen ist der natürliche Hang aller Menschen.“ Diese Wahrheit des Aristoteles, womit das Werk anhebt ist der Grund, auf welchem er bauet. Mit ihm wünschen wir, daß nicht in allen Seelen Gleichgültigkeit den Platz dieses natürlichen Hanges eingenommen habe, oder sein Buch die Franzosen endlich der ihnen vorgeworfenen Apathie entreißen möge.“

In der Vorrede zu seinem Werk hat Villers eine scharfe Parallele zwischen den Franzosen und den Deutschen in Hinsicht der bellettristischen und der höhern wissenschaftlichen Bildung beider Nationen gezogen, und eine Ansicht des Vorranges und allgemeinen Einflusses gegeben, welche die schönen Wissenschaften und ihre in Frankreich alles geltenden Bekenner, hier, neben den höhern Wissenschaften, haben, deren Kultur in Deutschland älter ist, und von jeher höher geachtet, und vorzugsweise betrieben ward. Wermuth! Wermuth! find diese mit eben so viel Scharfsinn als mit genauer Kenntniß beider Länder ausgeführten Wahrheiten für viele, und nebenher von dem Verfasser freilich kein Nachtrachten ihres Wohlwollens für das Werk selbst. Doch stimmen ihm andere humane und unbefangene Männer und Gelehrte, welche Deutschland durch Reisen und durch Verweilen in Gegenden, wo Wissen-

schaften geachtet und gelehrt werden, in der Behauptung des Vorzugs Deutschlands in einer allgemeinen innern Kultur, willig bei. Einige thun das mit fast zu scharfer Abzeichnung der Gränzlinien und Umrisse. „In jedem deutschen Dorf,” sagte Villoison neulich, „ist der Unterricht besser besorgt, als in unsern bedeutenden Städten. Jeder eurer Distrikte, hat schon einen Fond von Kultur in seinen Beamten, dem Amtmann und seinen Gehülfen, dem Amtschreiber, und Auditor; sie und der Pastor des Orts sind auf neuern hohen Schulen gebildet, und der Schulmeister, der Küster und der Schulz sind doch gewöhnlich auch Leute von verhältnißmässiger Kultur. Wo in unserm Frankreich ist das der Fall?” — In eben diesem Ton spricht Lechevallier, der einige Zeit in Göttingen lebte. Doch ist diese Gerechtigkeit aus National Eigensinn, oder mehr noch aus gänzlicher Unkenntniß Deutschlands lange noch nicht das allgemeine Erbtheil der hiesigen Gelehrten. Im Anfang des vorletzten Jahrzehends war es bei den ersten Adelichen Frankreichs Ton, ihre Söhne auf deutschen Universitäten studiren zu lassen. Das Beispiel König Georgs III, der drei Prinzen nach Göttingen sandte, und das Selbstgefühl des Mangels gründlicher Bildung ihrer Jünglinge in Frankreich, bewirkten diese Sitte der ersten Klasse, und die Zweite ahmte sie nach. Die aus Deutschland gebildet zurückkehrenden jungen Männer gaben wieder andern das Beispiel zur Nachfolge — aber die Revolution unterbrach diese für die Bildung der Jugend des französischen Adels, so wie für die Annäherung und Auswechslung der Kultur beider Länder, vortheilhafte Sitte — und wer weiß auf wie lange Zeit!

Laßt uns aber gerecht seyn. Die deutsche Litteratur wird von französischen Gelehrten in mehreren Fächern der höhern Wissenschaften sehr geachtet. Wer aber verschuldet es zum Theil, daß diese Achtung noch nicht allgemeiner ist, und daß selbst die Fortschritte deutscher Kultur in Frankreich aufgehalten werden? Die Deutschen selbst; die leidige Uebersetzer-Kolonie in Paris. Schon seit mehreren Jahren, hat diese allzugeschäftigte Zunft ihre Fabriken auch in Paris angelegt, und würdigt durch viele mittelmäßige und schlechte Waare, die sie in Umlauf bringt, die deutsche Litteratur herab; lästert sie in den Augen des großen Haufens der ohnehin einseitigen Franzosen. Die noch immer sprachegoistischen französischen Litteratoren kennen nun einmal nichts sonst von dem, was in den deutschen Regionen der Wissenschaften und Litteratur vorgeht, als das, was ihnen durch Uebersetzungen überliefert wird. Ein wahrer Unstern für uns ist daher die schlechte Organisation dieser deutschen Uebersetzer-Kolonie in Paris. Unsere gute Sache wird durch sie vorsätzlich verderbt. Als wäre die Fluth schlechter Romane und Schauspiele in Frankreich nicht schon arg genug, vermehrt man sie noch durch Uebersetzungen der alltäglichsten ephemerischen Erscheinungen in dieser frivolen Klasse unserer Litteratur, und noch dazu mit schlechten Uebersetzungen. Von der andern Seite treffen gute Uebersetzer, aus Unkunde, oft eine mittelmäßige Wahl deutscher Schriften; oder — was doch der schlimmste Fall von allen ist — deutsche Werke von höherm Werth und selbst vortrefliche, fallen schlechten Uebersetzern in die Hände, welche sie zerfezen, und in ihrem unbehülflichen, deutschfranzösischen Gewan-

de den Franzosen ungenießbar machen. — Es ist mir mehr als leid, daß ich in Paris gegenwärtiger Zeuge eines solchen für uns bitteren Falles sein muß. Klopstocks *Messias* ist in einer erzprosaischen Uebersetzung, mit dem unähnlichen Bilde des großen Dichters, einer der häßlichsten Karrikaturen, erschienen. Dieses Unternehmen — mag die Absicht der Uebersetzerin, eines deutschen Fräuleins, auch gut gewesen sein — ist ein unverzeihlicher Angriff auf das Recht des Vortreflichen, um das Gesetz der alten Germanier darauf anzuwenden: „Wer dem Meister auf der Harfe die Hand verletzt, des Busse soll viermal größer sein, als die für die Hand des Lehrlings.“ *) — Laßt mich übrigens von dieser unglücklich gerathenen Uebertragung unseres erhabenen deutschen Gesanges schweigen, und — es ist ein leidiger Trost! — hoffen, daß sie unbemerkt bleibe, oder bald wieder vergessen werde. Ich will es bei unserm Barden verantworten, daß ich dies von einem Werk hoffe, das seinen Namen trägt, und es ihm sagen, daß hiesige deutsche Männer dazu beitragen, die entstellende französische Erscheinung zu unterdrücken.

Das ist nun der schlechte Dienst, den uns die Uebersetzerzunft in Frankreich leistet, damit die, zu allgemeinen Entscheidungen, und von der Oberfläche geschöpften Urtheilen nur allzugeneigten Franzosen, über den Zustand und den Geschmack der deutschen Litteratur schief absprechen lernen, und das alte Vorurtheil vieler, Deutschland stehe noch auf eben der Stufe der Kultur, worauf es vor fünfzig Jahren stand, fortgepflanzt werde.

*) S. Klopstocks Gelehrten-Republik: das Recht des Vortreflichen.

Eines bessern Geistes sind einzelne hiesige Beförderer der deutschen Litteratur und Verleger, besonders der Buchhändler Henrichs, ein Hannoveraner, welcher sich seit einigen Jahren mit dem Ankauf der Buchhandlung des nach Amerika ausgewanderten Representanten *Dupont de Nemours* hier niedergelassen hat. Mit warmem Eifer für unsere vaterländische Litteratur, und mit ihrer Kenntniss als Gelehrter, verbindet er den Takt in der Behandlung der Franzosen, und die Lokalkenntnisse Frankreichs und feines Geschmacks, ohne welche man sich in solchen Unternehmungen entweder ganz vergreift, oder ihren Erfolg vermindert. Der brave Biedermann wendet mit großer Uneigennützigkeit allen Fleiß auf gute Uebersetzungen, und wählt mehrentheils Werke, welche den Zweck der Fortschritte unserer Litteratur und ihrer Kenntniss in Frankreich befördern, und ihr Achtung erwerben. Er hat es doch schon dahin gebracht, durch seinen Verlag hier eine Wissenschaft bekannt zu machen, deren Werth und Entstehung als in Deutschland einheimisch, anerkannt wird; nemlich Höck's statistische Tabelle von Deutschland. Die französischen Kritiker gestehen es ein, Deutschland sey das Vaterland der Wissenschaft der Statistik, und man kenne sie in Frankreich erst seit einigen Jahren bloß dem Namen nach. Dieses Werk wird jetzt die Veranlassung zu einem ähnlichen über Frankreich, das die Regierung wahrscheinlich unter der Direktion Duquesnoy's, eines scharfsinnigen, mir persönlich bekannten achtungswerthen Gelehrten, verfertigen lassen wird. — Eine eben so willkommene Aufnahme darf das treffliche Werk meines Freundes Eschenburg: Handbuch der alten klassischen Litteratur,

erwarten, welches von Henrich's jezt verlegt, und von Cramer mit Hülfe Blainvilles übersezt wird. Mehrere klassische Gelehrte, als Corai, der Grieche, Larochet, Duteil u. a., tragen dazu bei, dieses Werk für Frankreich, in Ansehung mehrerer feiner Schriftsteller, welche über Gegenstände der alten Litteratur geschrieben haben, zu vervollständigen. Wir wollen sehen, welchen Eindruck diese schöne Frucht des deutschen Geistes auf die Franzosen machen werde, die den Deutschen wenigstens „E r u d i t i o n“ zugestehen, wenn sie uns gleich den Vorsprung in den Wissenschaften (S c i e n c e s) streitig machen, und unsere Litteratur mit unserm Geschmak tief herabsezen. — Uebrigens können sie selbst den täglich zunehmenden Verfall ihrer schönen Litteratur, und die große Armuth an dramatischen Kunstwerken, Romanen, u. s. w. von ästhetischem Werth nicht leugnen. — —

Ob ich das deutschfranzösische *portento*: — *Misanthropie et Repentir*, und den Erguß der Tränenfluthen der schönen Pariserinnen bei Eulalia's Reue gesehen habe? Ich war nicht so glücklich. — Aber von den Volkstribunen des *Ambigu-comique* herab habe ich das wiehernde Gelächter über die komische Reue, der in die Dame Angot travestirten Eulalia erschallen hören. Das Kotzebue'sche Original wird, vielleicht aus Uebersättigung nur selten mehr gegeben, nachdem es, der scharfen Geißelhiebe der Kritik ungeachtet, die Pariser mehr laufen gemacht hat, als die Meisterwerke Racine's bei ihrem Entstehen jemals thaten. Man erinnert sich hier noch des Schwanks eines Parterre-Zuschauers bei einer dieser Vorstellungen, der die Tränengüsse in und aus den Logen persiflirte, und

das Schluksen plötzlich in einen Chorus des Lachens verwandelte. Bei der herzbrechenden Abschiedsscene zwischen Meinau und Eulalia stand einer im Parterre stillschweigend auf, und breitete einen gewaltigen Regenschirm über sich aus. Die sprechend burleske Pantomime ward in einem Augenblick allgemein verstanden, und eben so schnell geschah die Metamorphose der Empfindung durch den plötzlichen Uebergang vom Weinen zum Lachen, Händeklatschen, Bravorufen für den Mann mit dem Schirm. — Eine Probe der Reitzbarkeit dieses leichtentzündlichen Publikums.

Es war gestern Sonntag. Zwei interessante Gegenstände, welche gerade auf eine Stunde dieses Tages fielen, der Gottesdienst der Theophilantropen *) und das öffentliche Examen in dem Liceum der

*) Die Theophilantropen feiern ihren Gottesdienst noch, und zwar zweimal in jeder Dekade am Sonntage und am Dekadentage, in den Kirchen St. Germain Auxerrois und St. Sulpice, stille, und mit der Einfachheit der ersten Christenversammlungen. Es ist mir leid, keiner derselben beigewohnt zu haben: aber was versäumt man in Paris nicht eins über das andere! Alles, was ich über den Geist dieser kleinen Gemeinde und ihrem Kult, von unbefangenen Beobachtern gehört habe, interessirt mich für sie. Warum verfolgt man denn mit Schimpfreden diese unschädliche, für das Gute und Edle schwärmende Gesellschaft, insgeheim und öffentlich? Aus Intoleranz des blinden Katholicismus, von der einen und aus Starkgeisterei von der andern Seite. — In der Kirche St. Sulpice, wohin ich eines Tages ging, weil ich das Concil der französischen Bischöfe versammelt glaubte, fand ich keine andere Dekoration des Kults

Blinden, standen bei mir zur Wahl. Ich traf die letztere, und werde diese rührende Scene nie vergessen. — Mich führte ein Zufall tragikomischer Art schon in der vorigen Woche zu den Blinden in das Hospital *de Quince - Vingt*s. Ich wollte die treflichen Stahlarbeiten eines Fabrikanten, le Petit-Walle genannt, von allen Arten Rasier- und andern Geräthen, die den englischen an Politur, Vollendung und erfindrischer Einrichtung nichts nachgeben, sehen. Er wohnt in einem der weitläuftigen Höfe dieses Hospitals, in der Vorstadt Antoine. Als ich im ersten Hofe den Thürhüter nach der Fabrik fragte, wies er mich in den zweiten Hof. Hier faß, mit niedergeschlagenem Hut, ein Alter, der mich im dritten Hofe die linke Seite nachwies. Da fand ich nur Mauern, und mußte einen ähnlichen Alten, der sich hier sonnte, noch einmal fragen. Er stand auf, um mich nach der entgegengesetzten rechten Seite zu begleiten, traf aber unterwegs einen andern Alten, der im schnellen Schritt so gewaltsam auf ihn zu-rannte, daß beide zurückprellten, und mein ehrlicher Wegweiser zu Boden fiel. *Ah, pardon*, rief jener, *mon cher camarade, tu es un aveugle!* — „*Toi même aveugle, etourdissant que tu es,*“ *) schrie der Gefallene. Ich sah nun erst die Ursache des sonderbaren Begegnisses und — daß ich bei den Blinden war. Nachdem ich dem blinden Alten wieder auf die Beine geholfen, und mit seinem blinden Gegner ausgesöhnt hatte, suchte ich

der Theophilantropen, als einen kleinen Obelisk, der Kanzel gegenüber, an welchem die Worte standen: *à Dieu toujours bon.* —

*) „Verzeih lieber Kammerad! du bist ein Blinder! — Blinder du selbst; Schwindelkopf!“

die Fabrik selbst — und ging von da in den innern Hof zu Haüy, Bruder des bekannten Mineralogen, Stifter und vieljährigen Vorsteher des Blinden-Instituts. Schon vor zwanzig Jahren hatte Ludwig XVI ihm ein Gebäude in der Straſſe St. Denis zu dieser menschenfreundlichen Stiftung einräumen lassen, die er damals mit einer Verwendung von 50,000 Livres aus eignem Vermögen errichtete. Ungestört trieb er hier sein mühsames aber belohnendes Geschäft, den Unterricht von hundert Blinden. Eine Drukerei ward in dem Institut angelegt, von Blinden besorgt, und von mitleidigen Wohlthätern in beständiger Arbeit erhalten. Ihr Ertrag ward zur Unterhaltung des Instituts verwendet. Andre Blinde arbeiteten in Tuchwebereien u. f. w. Es war ein eben so unvermutheter als kränkender Schlag für Haüy, dieses Institut vor einiger Zeit von der Regierung in dieser Form aufgehoben, die Blindenschule aus ihrer Wohnung vertrieben, und dem vordem für 300 blinde Bettler bestimmten Hospital *des Quinze - Vingt*s einverleibt zu sehen. Haüy hat hier ein kleines Haus erhalten, worin er aber nicht wohnt, sondern nur einige Stunden des Tages ist. Die Buchdrukerei und ähnliche Unterhaltungsquellen sind als solche aufgehoben; Haüy ist, mit den Unterlehrern und Schülern, der Administration des Hospitals so ganz untergeordnet, daß er nicht einmal die geringe Autorität behalten hat, diesen das Ausgehen zu erlauben. In seinem eignen Hause, in der Straſſe Simon - le - Franc setzt er nun das Institut abwechselnd mit achtzig blinden Zöglingen fort. Nur die bemittelten darunter zahlen die geringe Pension von 500 Livres. Für seine menschenfreundlichen Mühen hat er täglich das bittere

Andenken einer so ungerechten Behandlung. Nicht von Haüy selbst, sondern von andern unparthei-
 fchen Männern habe ich diese Thatsachen mit der
 Bemerkung erfahren, daß die Quelle dieser offen-
 baren Beeinträchtigungen einer der humansten An-
 stalten, eine Kabale sey, die eben dieser Sicard,
 Vorsteher der Taubstummenschule, organisire, dem
 man in Bordeaux die geheimen Machinationen des
 Neides, gegen das Taubstummeninstitut daselbst,
 vorwirft. Haüy ist Theophilantrop, Sicard ein eif-
 riger Katholik. So wäre also Intoleranz, Verfol-
 gungsgeist und Neid die Ursachen dieser Störung
 der seit zwanzig Jahren so wohlthätigen Anstalt?
 Oder, wäre es nicht so, und diese laut und öffent-
 lich genug gegen Sicard vorgebrachte Beschuldi-
 gung bloß Verläumdung seines Karakters, so wür-
 de es längst seine Pflicht gegen sich selbst erfordert
 haben, das gegen ihn gefasste gehässige Vorurtheil
 durch eine freimüthige Erklärung zu zerstreuen. Un-
 möglich kann es ihm doch gleichgültig sein, daß er,
 der duldsame, edelmüthige, um die Menschheit ver-
 diente Mann, wofür man ihn hielt, jezt mit fanati-
 schen Priestern, mit neidischen und engherzigen
 Egoisten verwechselt wird.

Ich fand damals Haüy nicht in dem Hospital,
 sondern nur einige seiner blinden Zöglinge, wovon
 der eine am Klavier saß, und vier andere, Knaben-
 spiele unter den Bäumen trieben, sich balgten und
 einander jagten. Der Mangel des Gesichts war nur
 an ihren vorgestreckten Händen zu merken. Ihr Lo-
 kalgedächtniß und ein scharfes Gehör kommen ih-
 nen zu Hülfe. Sie wußten den im Wege stehenden
 Bäumen und Steinen genau auszuweichen, stießen
 gegen keine Mauer, trafen, durch den Schall ihres

Fuftrittes geleitet, jedesmal das gewölbte Thor des Hofes. — In dem Erziehungshause Haüy's erhalten die Blinden Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, in den nöthigsten wissenschaftlichen Kenntnissen, in verschiedenen Handarbeiten, Weben, Spinnen, Stricken u. dgl. Mit emsiger Aufmerksamkeit verrichten ihre geläufigen Hände den Dienst der Augen. Der feine Takt ihrer Fingerspitzen ersetzt das fehlende Organ, und leitet alle ihre Beschäftigungen. Sie betasten mit flüchtiger Behändigkeit die Flächen, worauf sich die Gegenstände des Unterrichts, Buchstaben, Linien, Noten, und Umrisse befinden. Diese sind vermittelt einer eignen Drukerei, auf dem dicken Papier einige Linien hoch von der Rückseite herausgepresst. Der Blinde legt die linke Hand auf die wie Basrelief hervorragende Zeile, fährt mit den Fingerspitzen der rechten Hand darauf hin, rückt so mit beiden Händen zu der folgenden Zeile fort, und spricht dann, wie ein langsam Lesender, die Worte im Zusammenhange aus. Eben so lernen die Musiker unter ihnen, ganze Sonaten, Konzerte u. s. w. auswendig, und tragen sie dann mit eben so viel Präcision als mit zartem Ausdruck vor.

Die gestrige öffentliche Prüfung des Instituts (*séance publique du Lycée des aveugles*) fing mit einer von sechs jungen Männern trefflich gespielten Sonate an. Dann folgten die Leseübungen nach der oben benannten Methode, dann die Diktir- und Setzübungen von Worten und Lettern. Ein gegenwärtiger Italiener ward von Haüy gebeten, ein Wort aufzugeben. Er gab das Wort: *ricognoscenza* (Dankbarkeit), welches ein Blinder mit metallenen Lettern zwischen zwei Buch-

druckerstäben nach der französischen Aussprache setzte. Nun ward aus einem innern Zimmer ein anderer Blinder gerufen. Er betastete das gesetzte Wort, und sagte gleich: „das ist nicht französisch.“ Dann sprach er es aus, und erklärte den Begriff des ihm übersezten Wortes. Dieser erste und fertigste Zögling, welcher selbst, so wie mehrere der ältern, den jüngern Unterricht ertheilt, heisst *Lesueur*. Zu der nun folgenden Rechnungsübung gab ihm ein Zuhörer ein nicht leichtes kaufmännisches Exempel auf. Er setzte die Zahlen, wie der vorige, zwischen mehreren Reihen von Stäben, wiederholte sie laut, indem er aus dem Kopf rechnete; rechnete dann Reihenweise mit großer Fertigkeit wieder durch, und brachte das genaue *facit* heraus. Diese und die geographische Uebung sind besonders merkwürdig. Es wurden verschiedene Landkarten hingelegt. Die Umrisse der Länder und Meere, der Lauf der Flüsse u. f. w. sind darauf, wie bei den Buchstaben und Noten, hervorgetrieben und liegen etwas erhaben. Ein Zuschauer schob dem Blinden eine dieser Karten unter. Er betastete sie, und nannte das Land. Ich führte seine Hand auf einen Kreis der deutschen Karte, auch den nannte er sogleich. Dann nahm Haüy ein Blatt Papier, presste es auf den hervorstehenden Umriss, der ihm von mir gezeigten Insel Malta, und legte dieses Blatt, worauf der Umriss der Insel durch den Druck mit der Hand auf der Karte nur sehr schwach ausgedrückt war, einem Blinden unter. Mit leiser Berührung der Hand fuhr dieser einigemal darauf hin, nannte erst die Karte von Italien, zu welcher die Insel gehöre, und dann den Namen selbst. Einige unserer gewöhnlichen Landkarten war mit leicht erhabenen Quadraten be-

zogen. Ich leitete Lesueurs Hand auf eins dieser Quadrate auf der Karte von Rußland, unter welchem das Eismeer lag. Schnell fuhr er mit der andern Hand den Quadraten nach, schien diese in Gedanken zu zählen, und sagte: „Sie zeigen mir das Eismeer.“ Nach der Uebung in dieser Fertigkeit des Takts und des Gedächtnisses fangen zwei weibliche Blinde mit rührendem Ausdruck ein Lied, das sich auf ihren Zustand bezog, und ein anderer deklamirte die beiliegende Ode *) auf den Unterricht der blinden Kinder, deren Dichter er selbst ist. Dann wurden verschiedene Handarbeiten der Blinden vorgelegt, gestrikte Westen, Handschuh, Geldbeutel, Schreibkästchen von Papp, mit feinen Lederstreifen überflochtene Spazierstöcke, u. dgl. und von den Zuhörern zum Benefiz der Armen unter den Zöglingen gekauft.

*) Diese lange Ode hat relatives Interesse, aber zu wenig eigentlichen Dichterwerth, um sie hier abdrucken zu lassen. Die folgende Strophe ward von dem Blinden mit einem Ausdruck deklamirt, welcher das Gefühl jedes Zuhörers erschütterte.

*Le sort condamnoit notre vie
A la stérile oisiveté;
Mais la bienfaisante industrie
Nous rend à la société.
Des différents travaux utiles,
Qu'elle sait nous rendre faciles,
Désormais vont nous soulager.
Nous renaissions à l'espérance,
Et notre pénible existence
Devient un fardeau plus léger. — —
Mes chers compagnons d'infortune
Comme moi bénissez les jours,
Qui de notre douleur commune
Commencent d'adoucir le cours — — —*

Bonaparte kam unlängst mit dem Minister Chaptal in das Blinden-Hospital der *Quinze - Vingt*. Haüy ward erst spät von seiner Gegenwart benachrichtiget. Die Zöglinge waren zerstreut, Bonaparte sah nur wenig von ihren Arbeiten, und von der eigentlichen Lehranstalt und ihren für die Unglücklichen so wohlthätigen Folgen sah er nichts. — Der Minister Chaptal führte ihn zu einigen blinden Kindern, welche auf seine Veranstaltung ein Loblied auf den Konsul sangen. Ueberrascht und gerührt wandte sich Bonaparte mit der humanen Aeusserung zu dem Minister: „der Lehrer sollte die Musik als ein Mittel des Trostes und der Aufheiterung für die blinden Greise benutzen!“ . . . „Ihr Wunsch“ antwortete Haüy, der bis dahin unbemerkt gestanden hatte, „Ihr menschenfreundlicher Wunsch ist schon erfüllt. An den Ruhetagen werden hier Stellen aus den besten ältern Werken der Moral vorgelesen; darin wird mit passenden Liedern abgewechselt, und so der doppelte Zweck erreicht, die Blinden jedes Alters aufzuheitern, und sie mit ihren gegenwärtigen Weibern und Kindern zu belehren. — „Ich ward,“ fuhr Haüy fort, als der Konsul weggieng, „von Ihrem Besuch nicht vorher benachrichtiget. Was Sie gesehen haben, ist nur ein geringer Theil der Arbeiten, womit ich meine Zöglinge schon seit zwanzig Jahren, nach einem seit länger als dreissig entworfenen Plan, beschäftige. Ich bitte Sie mir ein andermal einige Augenblicke Ihrer Muse zu gönnen, um sie Ihnen zu Ihrer eigenen Untersuchung und Würdigung zu zeigen.“ — „Sehr gerne“ antwortete Bonaparte freundlich, „verabreden Sie das mit dem Minister.“ — Der glückliche Augenblick,

den Konsul von der Lage des schmachtenden Instituts zu unterrichten, war nun entflohen, und kommt, abhängig gemacht von einer ministeriellen Verabredung gewis so bald nicht wieder. — — —

Paris.

Das gestern gefeierte Fest des republikanischen Neujahrstages ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, am ersten Vendemiaire zum letztenmal gefeiert worden. Die alte von den übrigen Nationen angenommene Zeitrechnung scheint mit dem ganzen Gefolge der Kalender-Heiligen ihrer Wiedereinführung nahe zu sein. Das erstere wäre wünschenswerth; aber schlimm genug, wenn man es in Frankreich wieder zum Extrem des letztern brächte. — Durch die an den fünf Vorabenden des Festes, den Ergänzungstagen (*jours complémentaires*) angeordnete und noch fortdauernde öffentliche Ausstellung von Arbeiten der National-Industrie erhielt das Fest ein höheres Interesse, als es wenigstens für mich, der ich die Feier des 14ten Juli gesehen habe, gehabt haben würde. Alle diese Feste sind mit unbedeutenden Abweichungen einander völlig ähnlich. Aber die Ausstellung ist neu und glänzend, sowohl durch die vom Staat gemachte äussere Anordnung, als durch einen grossen Theil der ausgestellten Sachen selbst. Der Plan zu der Anstalt ist gemeinnützig, und belebend für den Gewerbefleiß des Landes. Diese zweite Ausstellung kam der Absicht der Regierung schon um vieles näher, als die am vorigen Neujahrsfest veranstaltete erste: aber noch lange ist sie auch jetzt nicht erfüllt.

Im Verhältniss der Grösse Frankreichs und seiner Industrie, ist die Theilnahme der Manufakturisten und Fabrikanten nur noch geringe. Aus Paris selbst und aus den zunächst gränzenden Departementen, ist der grösste Theil der ausgestellten Gegenstände

und nur ein kleines Drittheil aus entfernten Gegenden Frankreichs. Von etwa zwei hundert und dreissig gegenwärtigen Ausstellern wohnen über die Hälfte in Paris. Ich kann nicht untersuchen, ob bloß Neuheit der Sache, und Unbekanntschaft mit dem wahren Zweck der Regierung dabei, oder Entfernung von der Hauptstadt, und die mit der Reise und dem Transport verbundenen Schwierigkeiten, oder ob Verkennung der Absicht der Regierung, Eifersucht der Departementer, und gar die unerträgliche gehässige Kälte und Gleichgültigkeit so Vierter des grossen Haufens gegen alle Einrichtungen der Regierung, die Ursache der bisher nur geringen Theilnahme der Departementer an dieser für alle wichtigen Anstalt sey. Vielleicht wirkt von allen diesen Motiven etwas hier zusammen. Das scheint auch die Regierung zu fühlen, und wird deswegen für die Zukunft noch mehr Reitzmittel in den Plan des Ganzen legen, um diese allgemeinere Theilnahme dadurch zu befördern. Ein grosser Jahrmarkt soll der Ausstellung angeknüpft werden, wodurch die entfernten Manufakturisten und Fabrikanten, bei dem Zusammenfluss der Fremden in Paris, neben dem reichlichen Ersatz ihrer Reisekosten, noch gewinnen und Bekanntschaft erwerben. Durch ansehnlichere Prämien, durch öffentliche Belobungen, wird man, wie zum Theil schon jetzt geschieht, künftig noch mehr, neben dem Interesse, den Ehrgeitz und die Nacheiferung zu reitzen suchen.

Mit vielem Glanz und mit Geschmack sind die äussern Einrichtungen der Ausstellung gemacht. Im Hofe des innern Louvres steht ein schnell errichtetes vierecktes Gebäude, eine Gallerie, mit vier Eingängen durch die Thore des Louvres. Hundert und

acht ionische Säulen tragen ein mit allegorischen Figuren besetztes fortlaufendes Gesimse. Das Ganze ist wie Granit gemalt, und die acht Seitenwände der Eingänge sind mit Basrelief-Gemälden verziert. Zwischen den Säulen sind hundert und vier vorn offene Portiken, inwendig grün ausgeschlagen, vorn mit aufgefalteten dunkelblauen Vorhängen mit rothen Franzen, dekorirt und zugleich dadurch gegen die Sonne geschützt. Am Abend des ersten Ausstellungstages war diese schöne Gallerie mit grossen Kronleuchtern zwischen jedes Paar Säulen, mit Lampen, Dekorationen auf dem Platz und an dem obern Stokwerk des Louvres selbst, das über die Gallerie hervorragt, treflich erleuchtet. Zu diesem äussern Glanz und Geschmak, um die ausgestellten Sachen dem Publikum vortheilhaft darzustellen, trägt noch die Kunst der Aussteller selbst in der Entwicklung und Gruppierung ihrer Waaren vieles bei. Die französischen Boutiquiers sind Meister in dieser Kunst. — Mir war die Ansicht der von einer ernannten Jury gewählten Gegenstände dieser Ausstellung so interessant, als das geschäftige Leben der aus- und einströmenden Massen von Zuschauern, und die Beobachtung des Eindrucks, den die neue Anstalt auf sie machte. Doch ziemlich allgemein wird sie nicht für eine bloße nur auf neue Manier dekorirte Schaustellung des *Palais royal* zur ephemeren Belustigung der Menge, sondern für das gehalten, was sie ist, für ein Mittel zur Beförderung der National-Industrie von unfehlbarem Nutzen für das Ganze.

Ich will nur einiger dieser Portiken erwähnen, die das meiste Interesse hatten, und vor welchen ich am liebsten verweilte, ob es übrigens gleich leicht möglich ist, daß ich bei der schimmernden

Mannigfaltigkeit und Anhäufung der Sachen, und bei dem Zudrängen der Zuschauer noch manches Bedeutende übersehen habe.

Die National-Manufaktur der Goblins stellte dem Publikum einige ihrer neuesten ausgespannten Tapeten gemälde dar. Ein Paar Gemälde nach Vincent's Originalen, der Angriff der Frondeurs auf den Präsidenten Molé, und ein Zug aus Heinrich IV Leben waren brav. Doch hatte die Jury für nöthig gefunden, in dem gedruckten Verzeichniß zu erklären, daß für dieses Jahr auf den Weberstühlen der Manufaktur nichts Vollkomneres fertig geworden sei. — Desto mehr glänzte eine andre Halle mit Gemälden aus der National-Manufaktur von Hautelice zu Beauvais, im Oise Departement. Glühendere Farben, schönere Zeichnungen, geschmackvollere Dekorationen in Arabesken, liefern selbst die Goblins nicht. Es waren Landschaften, Viehstücke, Blumen- und Fruchtgruppen zu Kanapées, Lehnstühlen und Feuerschirmen darunter, welche alles, was man in dieser Weberei kennt, übertrafen.

Von sehr gefälligen Formen, Farben und Verzierungen sind viele Töpferarbeiten, unter andern der Fabrikanten Ollivier, Ménard, Utschneider und Fourny. Der letzte hat seinen irdnen Gefäßen von einer besondern der Gesundheit zuträglichen Komposition, den affektirten modernantiken Namen Hygiocérames gegeben. Die Namenverfeinerung gehört in Paris zur Mode der Griechheit.

Unter einer Reihe von Tuchfabrikanten zeichnete sich Decretot mit seinem *drap de Louviers* und mit andern aus der Wolle der spanischen Schaafzucht zu Rambouillet gewebten Tüchern, von grosser Feinheit und Atlasähnlichem Glanz aus. Einige

dieser Tücher kosteten, die franz. Elle 200, bis 250 Livres.

Künstliche Bleistifte von acht verschiedenen Arten nach der neuen Erfindung des noch von Egypten nicht zurückgekommenen Conté's, vormaligen Direktors der eingegangnen Aeronautischen Schule zu Meudon *) füllten eine der Portiken, und wurden reichlich verkauft, wie das mit mehrern solchen kleinen Waaren in der Ausstellung geschah.

Der Fabrikant Sallandrouse-Lamornais und die National-Manufaktur der Savonnerie hatten Sammtartige Fußdecken von brennenden Farben und geschmackvoller Zeichnung geliefert.

Seit der Katastrophe von Rom sind die Brüder Piranesi mit ihrem kalkographischen Institut nach Paris gezogen. Sie zeigten, und empfahlen sich dem Publikum mit ihren schönsten Arbeiten, in Kupferstichen und in kolorirten Blättern, und theilten ein gedrucktes ausführliches Programm ihrer neuen Anstalt aus. Das in drei und zwanzig Bänden bestehende Werk der römischen Prospekte u. f. w. kostet 1863 Livres. Die Kupferplatten sind neu überarbeitet, und die Abdrücke wegen des bessern französischen Papiers reiner und zarter als die, welche sie vordem in Rom verkauften. Das große Werk wird mit verdoppeltem Fleiß in Paris fortgesetzt, und der berühmte aus Rom hierher emigrierte Antiquar Visconti schreibt einen kurzen erläuternden Text zu jedem Blatt. Mit französischen Künstlern verbunden, liefern die Piranesi jetzt mehrere Arten von Kunstwerken, Kopien nach Antiken, nach Malereien, Landschaften u. dgl. in gut kolorirten Blättern. Die Modesucht der kolorirten Kupfer,

*) Fragmente aus Paris II. 131.

diese Spielereien der Kunst, athmen also auch die Römer mit der französischen Luft ein.

„Nie,“ fagen sie, in ihrem pathetischen Programm, „hätten wir, ohne die Aufmunterung, ohne den Schutz, und die wirksamste Unterstützung der französischen Regierung eine so große Lautbahn antreten können. Aber der für das Glück Frankreichs und für die Ruhe von Europa kämpfende Genius setzt seinen Ruhm auch in Beförderung der Künste, und aller nützlichen Kenntnisse. Die Jahrhunderte der Perikles und Alexander wird Bonaparte's Jahrhundert, dessen Morgenröthe über uns aufgeht, nicht vermissen lassen.“

Schön und von der vollendetsten Arbeit waren die mit reichen ausgelegten und gegrabnen Ornamenten verzierten Gewehre aller Art, aus der Fabrik zu Versailles unter Boulet's Aufsicht.

Die verschiedensten Proben, mit den englischen Waaren um den Vorrang streitender weißer Zeuge aller erdenklichen Art hatten die französischen Webereien geliefert. Eben so auch Sitze; dann Brüssler und Valencienners Spitzen von großer Schönheit und trefflich ausgeführter Zeichnung. Die kostbare Spielerei eines in schwarzen Spitzen verfertigten Gemäldes hing unter Rahm und Glas ausgespannt.

Im großen Geschmack, in den gefälligsten Formen und Verzierungen, in Politur des Holzes, in bequemen erfinderischen Einrichtungen der Meublen aller Arten sind die Brüder Jacob die ersten Arbeiter. Ihre Probestücke des höchsten Luxus in Zimmergeräthen nahmen drei Portiken ein.

Die Lakirer Deharmes und Dubaux hatten vielerlei Gefäße in Eisenblech, von überaus angenehmen Formen und zartem Lak ausgestellt.

Den unbürgerlichen Reichthum, womit der Gärb-
ber-Bürger, Seguin, sich brüstet, hat er, wie
man sehr allgemein behauptet, nicht feiner — ich
fange an zu zweifeln, ob mit Recht — berühmten
neuen Methode der Lederbereitung *), sondern ge-
wissen sich mit Geld verschafften Begünstigungen,
besonders den Lederlieferungen an die Armeen zu
verdanken. Er hatte einige gute Lederproben aus-
gehängt, die aber eben so wenig ins Grofse gin-
gen, wie, der Sage nach, die Fabrikarbeiten nach
der neuen Methode dieses vielleicht reichsten Pri-
vatmanns in Frankreich.

Zartern Druk der Stereotypen, wie Herrmann
in der Ausgabe des Salusts geliefert hat, kannte ich
noch nicht. Die Erfindung der Stereotypen hat er
durch eine neue Komposition der Letternplatten und
durch bewegliche Matrizen verbessert.

Das Porcelain von Severs behauptet noch im-
mer Vorzüge; aber diese National-Fabrik hat eine
starke Nebenbuhlerin an der Fabrik von Dohl und
Guerhard auf dem Boulevard des Tempels **) in
der Schönheit der Formen, im Glanz der Farben,
und erfinderischen Verbesserungen, worin sie je-
ne überfliegt. — Eine kleine Equester Figur von
Bonaparte, genau nach dem Modell der bekannten
Figur des grofsen Friedrichs zu Pferde, stand in der
Bude des Severs Porcelains, dieser als Gegenstück
zur Seite. — Ueberhaupt sah man auch hier, wie in
Paris überhaupt viele Portraits des ersten Konsuls.
Es giebt wohl nur wenig Künstler und eben so we-
nig Professionisten, die nicht sein Bildnifs, mehr oder

*) Fragmente aus Paris II. 260.

**) Fragmente aus Paris II. 259. 1ster Band dieser
Briefe 11ter Br.

minder Karrikatur, in allen Formen, Gestalten und Grössen, aus allen nur erdenklichen zur Bildnerei geeigneten und ungeeigneten Stoffen, verfertigen, ausstellen, Partheiweise oder einzeln verkaufen. Es ist ein wahrer Handelszweig, eine Spekulation geworden, worin einer den andern zu übertreffen sucht, und wobei alle gewinnen. Man findet Bonaparte's Bildniss allenthalben, und oft, wo man es am wenigsten vermuthet, auf den Gassen. — Vor den Fenstern einer Friseurbude in der Straſse Honorée dient sein Brustbild von Pappe sogar zum Parukenstok. Der Mann glaubt nun einmal so den Helden in seiner Profession aufs höchste zu ehren: wer wird hier etwas anders vermuthen? Steht doch neben Bonaparte's Büste mit der borstigen Titusparuke, die, einer *Venus Medicis* mit einer *Perruque à la Faustine*!

Der Luxus mit Tafeluhren ist in Paris nie so hoch getrieben, als wie jezt, und es ist ein schöner Luxus, so burlesk und verschoben man auch oft die Uhrwerke angebracht findet. Alle Götter des hohen Olympos müssen die Dienste von Uhrenträgern thun. Phoebus Apollo selbst schleppt in den Speichen seines Sonnenwagens, womit er die Sternenbahn durchrennt, eine Pendule. Die Uhrenmacher Lemaire und Deverberie hatten die reichsten und mit dem meisten Geschmak verzierten Tafeluhren ausgestellt.

Ein Kabinet, welches immer viele theilnehmende Zuschauer anzog, unterbrach eine Reihe von Waaren des Luxus. Vielerlei Weberarbeiter der Blinden aus dem Hospital der *Quinze-Vingts*; Schuhe, Bücherbände, und Drechslerarbeiten der Taubstummen, wurden darin gezeigt. Gewöhnlich fassen einige

Blinde dabei, welche in Würfeln und Domino spielten.

Didot lieferte, ausser seinem köstlichen Horaz und Virgil, das neueste Meisterwerk seiner Presse: den ersten Band Racine's in Folio, mit vielen Kupfern, welche letztern jedoch verhältnissmässig hinter der typographischen Schönheit des Werks zurückstehen.

Mit vielem Interesse sah man einige Hallen voll von Arbeiten der Gefangnen in Bicetre, St. Lazare, und selbst aus den Gefängnissen von Brüssel und Gent, Strohgeflechte, Basins, gestrikte und gewebte Waaren. — —

— — Um das trokne Verzeichniss nicht zu sehr zu verlängern, breche ich ab. Nur noch einiges zur allgemeinen Uebersicht des Ganzen der Beiträge zu dieser Ausstellung, in welcher man sich für das nächste Jahr eine noch grössre Mannigfaltigkeit verspricht.

Manufakturisten in allen Arten mit den englischen Waaren wetteifernder Wollen und Baumwollen Zeuge füllten viele Portiken. Im Verhältniss waren aber nur wenig Seidenzeuge da. Das Resultat für Lyon würde sehr schlimm ausfallen, wenn man von dem gänzlichen Mangel auch nur eines Produkts der dortigen Seiden- und Gold- und Silber-Arbeiten, auf den Zustand seiner Manufakturen und Fabriken schliessen wollte, von deren Wiederaufnahme doch so viel gerühmt wird. — Mehrere Portiken enthielten physikalische und mechanische Werkzeuge, neue Erfindungen und Modelle der verschiedensten Art. Eine Maschine, um alle grossen und kleinen Schiffe gegen den Schiffbruch zu schützen, fand mehr bloße Angaffer, als solche, die an ihre

Wirkung glaubten. Dann folgte eine Reihe von Professionisten, Schneidern, Schustern, Schmieden, Schlossern, Stahlarbeitern, Tischlern, Leinwebern, Drechslern u. a. Diese und alle übrigen Aussteller theilten ihre Adressen zu tausenden aus. — Noch waren hier Proben chemischer Farbenbereitungen, neue Arten von Firnissen, Kütte, Kleister; ökonomische Ofen und Lampen; künstliche Agathe, geschnittne Steine; Glas- und Kristallwaaren; dem englischen glücklich nachgeahmte Fayance-Geschirre; Porcelain; Papiertapeten; trefliche Arten Velin, Druk- und Schreibpapier; gegossne Lettern; Ackergeräthe; nach dem republikanischen Maafs- und Gewichtssystem verfertigte Probemaassen. Von wohlriechendem Siegellak in allen Farben, ward täglich eine Bude voll abgesetzt u. f. w. — — —

Grotesken- und Arabesken-Dekorationen im un-
eigentlichen Verstande, gab es auch. Hatte die Jury ihre Zulassung gestattet, um Spott und Lachen zu erregen? Mehrere Buden waren voll Bonbons Zuckerwerk, Bakereien, pappnen Harlequinen und Pantalone und ähnliche Farçen für Kinder. Vor allen diesen aber brüstete sich der, — wie er selbst nicht anders meint — hochberühmte, und um die französische Gelehrten- und Künstler-Republik nicht wenig verdiente Friseur MICHALON, mit einer prunkenden Ausstellung von Damenparuken in allen griechischen und römischen Kostumen, und antikmodernen Formen; mit Haargeflechten in herkulanischem Arabesken-Geschmak zu Putzbändern, Kopfdekorationen, Kleiderbesezungen u. dgl. Der grofse Name des Urhebers aller dieser haarigten Kunstwerke war an der Hinterwand in einem glänzenden Rahm mit Spiegelglas, in kolossalen struppig-

ten Buchstaben frisirt zu sehen. Einer Schaupuppe ähnlich stand die das Künstlerverdienst ihres Mannes theilende Dame Michalon, vom Haupt bis zu den Füßen mit diesen Haargeflechten täglich neu dekoriert, an den Schranken der Bude, und theilte die pathetische Adresskarte des Friseurs, eines Künstlers und Erfinders zugleich aus. „Ihm“ — so spricht er, in dieser Karte, die ich zur Probe solcher hochklingenden Pariser - Adressen beilege *) von sich selbst — „Ihm, dem Urheber griechischer Paruken, hat diese Entdeckung, von Seiten der Jury der Künste und des Ministers des Innern die Bewilligung verdient, seine Werke in den fünf Ergänzungstagen auszustellen.“ — „In der That“ — sagte der glorreiche Haarkünstler in diesen Tagen zu einem meiner Freunde, dem er für 24 Sous das Haar defilirte und organisirte. — „In der That, habe ich diese Auszeichnung der Regierung wohl verdient, (*j'ai bien*

*)

M I C H A L O N ,

Parfumeur Coiffeur, rue de la Loi No. 299, près le Théâtre des Arts, vend une Pomade et une Poudre, qui sont spécifiques pour teindre les Cheveux en noir, sans nuire, en aucune maniere, ni à la peau, ni aux Cheveux. Il vend aussi une Pomade qui les fait pousser et empêche leur chute.

Il est l'Auteur des Perruques Grecques, sans galon ni réseau dont la découverte lui a mérité de la part du Jury des Arts, et du Ministre de l'Intérieur, la permission d'exposer ses Ouvrages pendant les cinq jours complémentaires.

Il fait des envois dans les Départements et chez l'Etranger.

mérite' cette distinction de la part du Gouvernement). Ist mein Name doch eben so gut und mehr vielleicht in Europa bekannt, als der Name irgend eines hiesigen Gelehrten und Künstlers." — —

Ein Stük der Ausstellung, welches Aufmerksamkeit verdient, darf ich nicht übergehen. Es ist die von dem Engländer Smith, und dem Franzosen Couchet erfundene Maschiene, um trübes und ganz verdorbenes Wasser abzuklären, zu reinigen und trinkbar zu machen: *Filtre inalterable, pour la clarification et la purification des eaux &c.* — Die Ausstellung war nicht der Ort, um diese merkwürdige Maschiene zu untersuchen, und damit angestellte Versuche zu sehen. Ich ging deswegen der erhaltenen Adresse nach, und fand in der Straſse *de Beaune* in dem vormaligen *Hotel de Nesle*, eine groſse Niederlage dieser Maschinen in allen Gröſsen und Formen: kleine zierliche Vasen zu einem Maafs Wasser, zum Gebrauch in Zimmern, und groſse in Korb geflochtene Krüge zum Hausgebrauch, in Küchen, auf Schiffen u. s. w. von einer Tracht bis zu vier Trachten Wasser groſs. In dem Bauch dieser Vasen und Krüge, ist das Sieb oder der Filtrirapparat, worin das Geheimniſs dieser nützlichen Erfindung besteht, verborgen, und füllt etwa zwei Drittheile des innern Raums. Oben ist ein bis zu einem Drittheil dieses Raums vertiefter bleierner eingefugter Boden, und in deſſen Mitte eine kleine durchlöcherzte Oeffnung, worauf ein mit Schwamm gefütterter, und damit eingefasster Zapfen ſtekt. Auf diesen Boden wird das faulende Wasser gegossen, es zieht sich nach und nach in die Oeffnung hinein, und läuft nach einigen Minuten in Kristallhelles Wasser verwandelt, ohne den minde-

ften Geruch oder Geschmack, aus dem Hahn an dem untersten Theil der Vase wieder heraus. Im Hofe des Hauses standen mehrere groſſe Krüge dieser Art, und daneben ein Faß, mit zu Gallerten dekomponirten animalischen und vegetabilischen Körpern geschwängertem Wasser. Ein Pestartiger erstikender Dunst stieg mir entgegen, als ich mich diesem Faß näherte. Smith lies einen Eimer dieses scheußlich stinkenden grünlich trüben Wassers, auf den obern leeren Boden eines dieser Krüge gießen. Nach zehn verflossnen Minuten fieng der offne Hahn an zu tröpfeln. Smith drehete ihn zu, bis sich mehr gesiebtes Wasser sammelte, öffnete dann den Hahn nach einigen Minuten wieder, und reichte mir ein Glas mit dem herausgeflossnen Kristallreinen Wasser. Ich stand einen Augenblick an, es zu kosten, noch voll Ekel und wirklicher Lungenbeschwerde von dem gräßlichen Gestank der eben eingegossnen faulenden Flüssigkeit. Nach einiger Ueberwindung kostete ich, und fand es, gleich dem besten Quellwasser, ohne Geschmack und ohne eine Spur des Geruchs. Authentisch genug ist diese volle Wirksamkeit der Maschine aufser Zweifel gesetzt. Das National-Institut, die medicinische Societät, das Museum der Naturgeschichte, die Marine in Brest und Havre, haben vor ernannten Kommissionen viele Versuche anstellen lassen, deren aufgenommne Protokolle in dem gedruckten Programm der Erfinder bekannt gemacht sind. Zugleich ist darin ein Unterricht von dem Gebrauch, und eine Nachricht von den mäßigen Preisen der Maschinen gegeben. Selbst die sehr zweifelhafte Frage wegen der von den Erfindern behaupteten Unzerstörbarkeit — eine gewaltsame Zerstörung abgerechnet — ist durch entscheidende

Versuche der Kommission in Brest bejahend beantwortet worden. Sie lies ununterbrochen innerhalb sieben Tagen zwei und dreissig Fafs verdorbenen Wassers in die Maschine giefsen, wovon das letzte Glas so kristall klar, als wie das erste durchlief. — Eine überflüssige Grübelelei würde es sein, nach diesen Thatsachen, über die innern Bestandtheile des Filtrirapparats absprechen zu wollen, ob sie eine vielleicht nur verbesserte Wiederholung der bekannten Art, durch gestofsne Holzkohlen und Sand das Wasser zu reinigen, oder, wie mir der Erfinder sagte, sonst ein Mechanismus find, dem man allenfalls durch Zerlegung einer solchen Maschine näher kommen könnte. Für die Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe habe ich zu vorläufigen Versuchen eine Filtrirvase von einem Maafs Wasser gekauft, die aber, bei dem kleinen Umfang der Form und des innern Apparates, vielleicht nicht das ganz leistet, was ich von der grossen Maschine zu zwei Trachten gesehen habe *).

*) Die mit dieser kleinen Filtrir-Maschine in Hamburg angestellten, von einigen Mitgliedern der Gesellschaft wohl etwas übertriebenen Experimente, bis zum höchsten Grad in Fäulniss gebrachtes, gefärbtes, und blutiges Wasser zu klären, und vom übeln Geschmack und Geruch zu reinigen, sind gröstenstheils, wie ich vorher sah, negativ ausgefallen. Ich habe in diesem Frühling eine grössre Maschine von Paris verschrieben, die ohne Zweifel bessere Resultate geben wird. Der Werth, und die Wirksamkeit der Erfindung ist hinlänglich erwiesen. Nur hätte der Erfinder selbst, dem die schwächere Wirkung der drei und mehrmal kleinern Maschinen unmöglich entgangen sein kann, mit dieser Bemerkung in dem Programm, dem Zweifel Ununterrichteter an der Wirkung der grössern Maschinen, begegnen müssen.

Versuche sah, die Erfindung besonders für die Schifffahrt von großer Wichtigkeit. Der Erfinder erhielt eine Ehrenmedaille und ein Erfindungs-Brevet. Aus der Aeußerung des Konsuls hat man in Paris den Schluss gezogen, Smith sei auf dem Wege zu der wichtigen Erfindung, durch einen ähnlichen Mechanismus Seewasser trinkbar zu machen. Er lachte darüber, als ich ihm die Sage mittheilte, er habe, sagte er, nie gehofft auf irgend einem Weg ohne chemische Operation diese große Erfindung zu machen.

An den fünf Ergänzungstagen waren alle Musäen, alle Gallerien und Kabinette der Republik dem freien Zutritt des Publikums offen. Sie wurden im eigentlichen Verstande vom Volk bestürmt, so ruhig es übrigens auch dabei herging. Aber wehe dem, der in diesen Strom gerieth! Nur einen Augenblick machte ich den Versuch, die große Treppe zu der Louvre-gallerie hinanzuklimmen; aber der herabwirbelnde Strudel ergriff und trieb mich mit herab, und ich war glücklich genug, das eiserne Treppengeländer erreicht, und mich vom Sturz gerettet zu haben. In den Antiken-Sälen schoben sich die Menschen in Massen auf und ab, und am Eingang war das Gedränge, besonders am Sonntage unglaublich arg. Hinter einer, von dem Gehen und Scharren in den Sälen, aufsteigenden dicken Staubwolke sah ich nur in der Ferne den Gott des Lichts Apollo von Belvedere. Der Anblick war mir unerträglich. Und sollte es unter der Aegide meiner *droit de gens* Karte sein, so muß ich noch in diesen Tagen in die nun auf einige Zeit, der Reinigung von Staub und Koth wegen, verschlossnen Säle, um noch einmal die Götter in ihrer Glorie zu sehen, und diesen fatalen Eindruck ihrer staubigten Hülle nicht von hier zu nehmen.

Das gestrige Fest der Gründung der Republik war wenig mehr als Wiederholung des 14ten Julifestes, und nur im ersten und letzten Akt von diesem etwas verschieden. Demungeachtet behält dieses bei mir den Vorzug. Der Gedanke, unter welchen Stürmen, unter welchen Strömen unschuldig vergossnen Bluts die Republik gegründet ward, zernichtet alle Freude an dem September-Fest und hebt das des 14ten Juli mit dem Andenken seiner ersten Feier. — — Dieses hier fing am Vormittage — in der That wäfsrigt genug! — mit einer Wasserfête an. Da waren auf der Seine Obeliskten, und dazwischen ein hohes mit Bändern und Gewändern verziertes Monument, *à la gloire de la République* errichtet. Die Göttin Frankreich saß auf dem höchsten Würfel der sich stufenweise erhebenden Pyramidalform; zu ihren Füßen ringsumher waren Musikchöre. Wettrennen mit Böten, Schwimmkünste, Masterklettern, Ringstechen u. dgl. waren angekündigt. Eine hübsche kleine Flotte von fünfzig buntgemalten mit vielen Wimpeln dekorirten und mit elegant gekleideten Ruderern besetzten Böten, zog auf und ab; Schwimmer schwammen um die Wette; Matrosen balancirten auf dem Buchspreetmast einiger flachen Schiffe, um den Kranz an seiner Spitze zu erhaschen, und fielen ins Wasser; andre rutschten nach Ringen stechend auf schräg gelegten Masten herab, und fielen ins Wasser; noch andere fielen, man wußte nicht warum auch ins Wasser. Diese Buffonerien hätten allenfalls eine Stunde lang belustigt, aber sie dauerten von zehn Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags. Wirklich schön war der durch das heiterste Wetter begünstigte Anblick des Gewimmels von Hunderttausenden auf den beiden Seine-

quays und auf den Brücken. Ich sah diesem Schauspiel einige Stunden von der Gartenterrasse des batavischen Gesandten zu; als aber um drei Uhr die auf den Vormittag versprochenen Wettrennen der Böte und die Matrosenkämpfe mit Stangen nach venetianischer Art, noch nicht anfangen, ging ich in die elysäischen Felder zu dem jubelnden Volk, bei feinen Kokagnemasten, Karouzellspielen und Tänzen in den Quinguettes und von den dreissig Orchestern unter freiem Himmel. Der zum 14ten Juli errichtete und von den unaufhörlichen Regenströmen dieses Sommers abgewaschene Friedenstempel, war neu mit Farben aufgefrischt, und hatte zur Seite zwei kleinere Nebentempel von edler Architektur: *aux vertus guerrieres et républicaines* (die kriegerischen Tugenden voran!) gewidmet. Zwei mit Pappeln besetzte Dämme, führten aus beiden kleinen Tempeln zu dem grossen. Die trefliche Musik voll Feuer und Präcision der Hautboisten von der Konsular-Garde ertönte aus diesen kleinen Tempeln. Immer neu und schön, ward bei einbrechender Nacht in dem Friedenstempel das Konzert des *Conservatoire de Musique* wiederholt; jeder Bogenstrich, jeder zarte Ton der Stimme war hörbar auf dem weiten mit einer zahllosen Menge Menschen angefüllten Platz. Während der Symfonie erschienen zwei lange Züge von tanzenden und singenden Priestern, bekränzten Jünglingen und Mädchen, Figuranten des Operntheaters, Palmzweige, Fackeln und Opfergeräthe in den Händen, aus den kleinen Tempeln. Sie umtanzten den Friedenstempel und zündeten dann auf vier vor demselben errichteten grossen Altären, Brandopfer an, deren ätherisch weisses Feuer Sonnenglanz umher verbreitete. Der Augenblick im-

ponirte; das übrige dieses Spiels war Opernpomp, der nur auf dem Theater täuscht und Wirkung macht. — Auch die Illumination der elysäischen Felder, der Tuilleries und aller öffentlichen Gebäude, geschah wie am 14ten Juli und nur die des Saals der gesetzgebenden Versammlung war glücklich verändert. In einer grossen strahlenden Glorie, loderten an der Façade, die kolossalen Buchstaben *R. F.* mit republikanischen Sinnbildern, Fasces, Hähnen u. dgl. umher. Die an schieelenden Erklärungen und boshafte witzelnden Sinnsprüchen fruchtbaren Pariser, fanden auch in dieser doch nicht räthselhaften Dekoration Stoff dazu. Die dem römischen *S. P. Q. R.* *) nachgeahmten Buchstaben *R. F.* erklärten einige auf der National-Brücke mit: *Roi Français*; andre erklärten sie besser, mit: *République Française*. Schmutzige Ohrenbläser raunten diesen zu: es heisst, *Republique f. . . . !* Eine Dame fragte ihren Führer, wahrscheinlich ein *Ci-devant* vom Range: was denn die Hähne (Nachbildungen der römischen Adler) mit ihren schlagenden Flügeln bedeuteten? *Ils annoncent*, antwortete dieser, *la basse-cour.* **)

Der Schluss des Festes, war schön durch das auf dem Felde vor dem Invalidenpallast an der Seine abgebrannte Feuerwerk. Von grosser und frappanter Wirkung waren drei verstärkt auf einander folgende Vulkanausbrüche. Der weite Horizont umher loderte in farbigem Feuer. — Eben so wohlgeordnet wie am 14ten Juli, war die Policei bei dem Feste, und ungestört die Ruhe der Zuschauer. In der letzten Stunde unterbrach doch ein unglücklicher

*) *Senatus Populusque Romanus.*

**) „Den Hühnerhof (Misthof) deuten sie an.“ Die unüberlezbare Zweideutigkeit ist verständlich genug.

Zufall diese gute Ordnung des Tages. Der erst seit kurzem von uns hierher zurückgekehrte General *Valence* näherte sich, von einem Verwandten begleitet, in einem Boot gegen die Policeiverordnung der Gegend des Feuerwerks. Eine seitwärts abspringende Bombe zerschmetterte ihm den Arm und tötete seinen Begleiter.

Seit meiner Rückkehr von Bordeaux ward zweimal das grofse anziehende Schauspiel der Musterung der Konsular-Garde, das glänzendste was Paris hat, gegeben. Ich sah es einmal aus den Zimmern des General Clarke in dem Konsular-Pallast, und das leztemal, aus der Louvre-Gallerie dessen hinterster Theil an den Musterungsplatz stofst. Der Schall der trefflichen Garde-Musik zog mich hier in dem Restaurationszimmer, von der Betrachtung der Transfiguration Raphaels an das Fenster, wo ich die Parade ungedrängt ansehen konnte. Nur das Uebelbefinden des Konsuls verursacht zuweilen die Abstellung dieses kriegerischen Poms, wozu die Pariser sich so gern versammeln. Ihre kindische Freude haben die Journalisten daran, die Erscheinung zu rühmen, dafs die Sonne, deren ungetrübter Schein in diesem traurigen Sommer freilich etwas seltenes ist, durch die Regenwolken bricht, und sich erheitert, sobald bei öffentlichen Gelegenheiten und Festen der Konsul sich sehen läfst. Und wirklich ist das besonders bei der Parade der Fall. Nur einmal sah ich die Prophezeiung des guten Wetters fehlschlagen, und recht sehr fehlschlagen. Die Parade war gerade sehr glänzend; der Stab in Gallauniform, *Bonaparte* im grofsen Konsular-Kostum. Das in Paris eingerückte deutsche Regiment leichter Reuter *éclaireurs* genannt sollte gemustert und ihm wegen der im Kriege

bewiesenen Bravour Ehrengeschenke ausgetheilt werden. Als um 11 Uhr die Gardes in das Gitterthor des Platzes einzogen, fing es an zu regnen, und immer stärker, bis ein dreistündiger Platzregen daraus ward. Demungeachtet stieg Bonaparte im Pomp um 12 Uhr zu Pferde, und hielt die Gasse zwei Stunden aus. An der Façade des Pallastes sind noch offene Dachrinnen, aus welchen das Wasser in Kaskaden herabströmt. Beim Defiliren zogen die Gardes darunter durch — eine Wasserprobe, die sie männlich bestanden. Bonaparte war bei dieser Musterung besonders heiter, sprach viel zu dem neu angekommenen Regiment und unterhielt sich besonders mit denen, welche Ehrensäbel erhielten. Als er dann vom Pferde stieg, und mit seinem Gefolge durch die Säle ging, schwammen diese von dem aus ihren Kleidern strömenden Wasser. In eben diesem Regenkostum ward die Militair-Audienz gehalten, und die Ueberschwemmung durch die von der Musterung heraufkommenden Officiere allgemein. — Wie schielende Gegner — welche Bonaparte hasen, weil er Bonaparte ist, und an diesem Platz steht, wo sie selbst gern stünden, oder ihre Götzen hinpflanzen mögten, — es auch auslegen, das Volk sieht ihn gern, und empfängt ihn jedesmal, wo er erscheint, mit Jubel und Händeklatschen, wenn er anders etwas hierein setzte, und Volksgunst nicht für das achtete, was sie ist — Seifenblasen. Mich führte einst mein Weg an einem der Paradedage an den Tuilleries vorbei, gerade, als die Truppen aufzogen. Ich blieb auferhalb dem Gitter stehen, um unter der Volksmasse den Eindruck der Erscheinung des ersten Konsuls zu beobachten. Alle waren in der gespanntesten Erwartung, einer beschrieb ihn

dem andern, erzählte, wo er ihn gesehen und was er vorgenommen habe u. f. w. Als Bonaparte nun noch sehr entfernt aus dem Portal des Pallastes hervortrat, und sich aufs Pferd schwang, war alles Auge, alles bewunderte seine Leichtigkeit (*agilité*) seine Haltung, und seinen gebieterischen militairischen Blick, (*maintien, fierte*) womit er durch die Glieder ritt. Als er sich nun der Gitterseite des Platzes näherte, ertönte ein allgemeines *bravo! vive Bonaparte!* Eine Frau aus dem Volk bestieg hinter mir einen Haufen Bausteine, und rief aus vollem Halse: „*v'la, eh, le v'la, notre petit Caporal, qu'il est joli!* — Bonaparte trug, von seinem reich galonirten Generalstabe umgeben, eine einfache Gardeneruniform, vielleicht gab ihr das die Vergleichung ein — „*mais bon Dieu*, fuhr sie Händeschlagend voll Verwunderung fort, „*qu'il est petit! deux de ce genre, feroient un homme.* Indem ich mich wandte, um die kecke Hallendame zu betrachten, nickte sie mir zu — „*cela s'entend de corps*“, *) sagte sie mit Nachdruck, und jubelte ihr *vive Bonaparte!* nun tüchtig mit. — So freundlich begegnet das Pariser Volk seinem doch etwas strengen Vormund. Seit dem verunglückten Beginnen „Frei zu leben, oder zu sterben,“ gewöhnt es sich nicht allein schon wieder an eine solche strenge Vormundschaft, unter welchem Namen sie auch geführt werden mag, sondern findet das Bessre, vielleicht ein unentbehrliches Bedürfnis darin. Bei dem so inkonsistenten Karak-

*) „Sieh', sieh' da, unser kleiner Korporal! Wie hübsch! — Aber lieber Himmel, wie ist er so klein! solcher zwei würden nur einen Mann ausmachen — versteht sich, dem Körper nach.“ —

ter und wetterwendischen Geist dieses Volks, ist das in der Ordnung der Dinge.

Bei meinen Streifzügen an diesen Festtagen, und in mehrern guten Gesellschaften treffe ich in Paris oft auf unsern vormaligen liefländischen Bekannten und Hausfreund in Göttingen, Gustav v. K. Noch ist er der Feuerkopf, der er immer war, aber auch noch immer der blühend schöne, und wenn er es fein will, der unwiderstehlich lebenswürdige junge Mann. Dieses an Wildheit gränzende Feuer ist bei ihm ein ungeregelter Temperamentsfehler, der ihn zu vielem Guten aber auch auf manche Abwege treibt. Aber sein Gütereicher Charakter hat keinen Theil an den letztern. Er erwirbt ihm hier Liebe und Achtung. Seit wir ihn im Jahr 1796 zum letztenmal in Göttingen sahen, hat er einen wahren Ritterroman gespielt, wovon er mir einzelne Scenen, mit all dem Geist und der Lebendigkeit, die ihm eignen find, erzählte. Von Göttingen ging er nach Frankreich und Italien. In Neapel erfuhr er den Zug Bonaparte's nach Egypten, und folgte ihm an D^é-fai x Seite. Nach der Eroberung von Cairo, wo, wie es mir schien, er des tumultuarischen Türkenkrieges überdrüssig worden war, schiffte er sich wieder nach Italien ein, ward von den Engländern gefangen und nach Konstantinopel gebracht. Hier verwickelte ihn ein Wagestück, einige in türkischen Ketten schmachtende Freunde zu befreien, in Handel. — Er ward nach Rußland geschickt. Paul regierte — und die Stunde des Verderbens würde für K. geschlagen haben, wenn er ihr nicht durch tausend Umwege und mit seiner Befreiung und Reise verbundenen Gefahren, noch eben glücklich entgangen wäre. Durch Deutschland, und selbst — über seinen

geliebten vorigen Wohnort Göttingen, kam er nach Paris zurück. Bald darauf folgte er Bonaparte über die Alpen als Freiwilliger nach Marengo. Beim Anfang der blutigen Schlacht lies ihn Désaix bitten, zu ihm zu kommen, um an seiner Seite zu fechten. Durch das Schlachtgetümmel hin folgte er dem Wink seines Freundes, fand ihn aber erst, als, von einer Kugel getroffen dieser vom Pferde gesunken war. Er ward nun Adjutant des General Oudinot, und focht neben ihm mit großer Tapferkeit am Mincio. — Jezt ist er Eskadron-Chef, ganz Soldat, aber auch bei seinem ansehnlichen Vermögen ein Wohlthäter der Unglücklichen, ein eifriger Freund der Wissenschaften und Künste. In dieser leztern Liebhaberei treffen wir oft in den Musäen und wissenschaftlichen Instituten zusammen. Ich liebe den in der That sehr edeln und lebenswürdigen Wilden — „*le Sauvage*“ so nennt man ihn in einigen hiesigen Cirkeln — so sehr auch unser Lebensweg von einander abweicht. Der seinige führt ihn sehr kraus. Wenn er glücklich hindurch kommt!

Zusatz in Hamburg geschrieben.

Heute — 9ten März 1802 — erhalte ich aus Paris die Nachricht von dem unglücklichen Tod Knorring's — denn daß dies dieser Gustav v. K. sei, wovon in dem Briefe die Rede ist, brauche ich nun wohl nicht mehr zu verheelen. Dahin also, mußte den unglücklichen jungen Mann das von ihm selbst provocirte Schicksal führen! Um so mehr bekümmert mich die Art seines Todes in einem immer abscheuwürdigen Zweikampf, da er durch die Führung der Waffen selbst den erhaltenen Beinamen *le Sauvage* rechtfertigte. Denn es gehört doch wahrlich ein hoher Grad ungestümmer Wildheit dazu, sich — wenn anders der Bericht wahr ist — wegen eines verjährten Studentenzwistes, mit der achten gewechselten Kugel, auf drei Schritte niederschiessen zu lassen.

Paris.

Das Andenken eines merkwürdigen in sehr von einander verschiedenen Empfindungen verlebten Tages, nehme ich mit mir von Paris hinweg. — Ich war zu St. Denis in den zerstörten Gräbern der Könige von Frankreich, und folgte in dem lieblichen Thal von Montmorency den hinterlassnen Fußstapfen des Mannes der Natur und Wahrheit, Jean Jacques Rousseau.

Der Weg zu seiner Hermitage und zu seinem „Donjon“ auf Mont-Louis, wo er die letzten heitern und ruhigen Tage seines Lebens zubrachte, führt an der verödeten Abtei von St. Denis vorbei. Dorthin wollten unsre Freunde P—S., V. und seine sehr liebenswürdige mir unvergeßliche Schwester V. D. mit mir wahlfahrten. — Wir stiegen vor den Ruinen der Abtei aus. Seit Dagobert ihrem Stifter war dieses schon im zweiten Jahrtausend dastehende Gebäude, einige Perioden ausgenommen, der Ruheplatz des Staubes der Könige dieses Landes. Die Kirche, welche sich über die Gräber erhebt, war eine der schönsten, gothischer Architektur, mit ihrem vollen Charakter kraftvoller Größen, feierlichen Ernstes und fester Dauer. Verschont von der alles verwüstenden Zeit eines Jahrtausends, während einer langen Reihe von Jahrhunderten ein hochgeachtetes Denkmal des Alterthums und der Frömmigkeit, fiel das ehrwürdige Gebäude, am Schluß des Jahrhunderts der Aufklärung und der Philosophie, der Raub einer Horde Pöbels, des Volks, das das erleuchtetste sich nannte, die es bestürmte, von seiner Grundveste herauferschütterte, seine Schätze

plünderte, seine Gräber ausleerte. Nur Ruinen stehen noch da, Denkmäler der Barbarei, der Zerstörungswuth, der Schande unsres Zeitalters. Die Gewölbe der Kirche sind, nachdem sie ein verfloßnes Jahrtausend überlebt hatten, und einem kommenden Jahrtausend zu trotzen schienen, allenthalben mit eingehauenen großen Oeffnungen durchlöchert worden, die Fenster sind bis auf die letzte Scheibe zerschlagen oder ausgerissen, Schnee und Regen stürmen seit acht Jahren durch diese Fensteröffnungen, und durch die eingeschlagenen Gewölbe und ihrer Kupferbedekung beraubten Dächer herein. Die Gipsbekleidung der Wände und Pfeiler ist grötentheils abgeschält, oder aufgelöst durch die hereinschlagende Nässe. Der Fußboden ist zerstükt, und mit Schutt bedekt. Die Kapellen und Altäre sind niedergeworfen, die marmornen Denkmäler zertrümmert. Die Gräber sind erbrochen, die Särge zerschlagen, Staub und Gebeine zerstreuet. — — Das ist die grausende Ansicht dieser Ruinen, die man nun doch vollends niederreißen sollte. Ich halte die Ausbesserung des so verderbten kolossalen Gebäudes für unmöglich, und wäre sie möglich, sie würde unerschwingliche Summen kosten. — Wir überstiegen die Erd- und Steinhaußen, auf den Fußboden, und auf den Treppen zum vormaligen Chor. Hier ist der Eingang zu den Katakomben, welche vordem nur geöffnet wurden, wenn die Leiche eines Königs hinabgesenkt ward. Uns umgaben in diesen finstern Grüften, nur noch Trümmer der zerschlagenen Sarkophage und Mauern. Mühsam überstiegen wir sie, um das etwas heller erleuchtete Innre dieser unterirdischen Gemächer zu erreichen, in welchen der Staub der Könige, zu dem Staube ihrer Vorgänger versammelt, lange ungestört

ruhete, bis er von den Grabstürmern durchwühlt und hinausgeworfen ward. — Dazu gab der Würger Robespierre selbst das Signal; seine eiserne Faust tastete zuerst das Heiligthum des Todes an. Er kam mit Hérault de Séchelles nach St. Denis, gebot, die Gräber der Abtei zu öffnen, und stieg hinab, um Gericht zu halten über die schlummernden Gebeine der Könige und Helden. Die vermauerten Grabvertiefungen in den Wänden und auf dem Boden, und die darüber erhöht stehenden Sarkophage mußten mit Axten eingeschlagen, die bleiernen Särge erbrochen werden. Nun wurden die Namen der darin offen liegenden fürstlichen Leichname aufgerufen, die verdorreten Reste, nachdem von diesen Gräber schändenden Buben der Bann darüber ausgesprochen war, herausgerissen, und zusammen — in eine in der Ecke des Kirchhofes geöffnete Grube geworfen. Ihre Hüllen, und der übrige Nachlaß der Todten ward Preis gegeben, und die Särge eingeschmelzt. Um so rasender und zweckloser war diese Entweihung und Zerstörung der Gräber, weil sie das Volk, dessen verdorbenen Heften doch noch Ehrfurcht für die Todten bleibt, gegen die Thäter reizen und empören mußte. Beugend und stumm gehorchten bei Todesstrafe die Aufseher der Kirche, dem Befehl des Tyrannen. Unser damals hierbei gegenwärtiger Führer, nannte uns, neben den ausgeleerten Plätzen, die Namen der hier einst ruhenden Könige. Wir kamen in einem der innersten Gewölbe zu der Stelle, wo Heinrich der vierte lag. Sein Sarg ward erbrochen und zerschlagen, wie die übrigen; sein Körper, wie die andern herausgerissen, und in die gemeinschaftliche Kirchhofsgrobe gestürzt. Unser Begleiter, ein

vormaliger Schweizer bei den königlichen Gräbern, erzählte uns, mit dieser schwärmerischen Vorliebe, welche alle bessern Franzosen für den guten Heinrich theilen, der Körper sei noch unversehrt, und sein Anblik, beim Aufmachen des Sarges, der eines ruhig Schlummernden gewesen. Frappant habe das Gesicht noch der Wachsbüste geglichen, die gleich nach seinem Tode über seinen Kopf ausgegossen worden, und in dem Schatz von St. Denis gezeigt ward. Diese Büste, welche ich bei meiner ersten Reise durch Frankreich hier sah, ist bei der Plünderung des Schatzes der Abtei, gerettet, wird aber noch versteckt gehalten. Die Leiche Heinrichs, lag bloß in einem leinenen Tuch gewickelt im Sarge. „Als diese Hülle abgerissen ward,“ sagte unser Führer, „sahen wir einen kleinen, untersehten, nervigten Körper. Die Haut hatte sich sehr weiß erhalten, die Form der Beine besonders war zierlich. „Ah,“ rief er nach dieser umständlichen Beschreibung, mit naivem Ausdruck aus, „*ah, le pauvre Henri! c'étoit un joli Cavalier.*“ *) — Als nun die Reihe des Bannes das Grab des großen Türenne traf, auch dieser Sarg zerschlagen war, und der Leichnam des Helden vor Robespierre da lag, sagte er: „*Eh bien, celui la étoit un assez bon garçon; qu'on le conserve*“ **). Der Aufseher säumte nicht, aus Furcht des Widerrufs den Körper gleich darauf herauszunehmen. Er verbarg ihn in seinem Hause, und lieferte ihn nachher der Kommission des Museums der Naturgeschichte aus, welche unter dem Vorwande, mit den einbalsamirten

*) „Ach, der gute Heinrich! Es war doch ein artiger Ritter!“

**) „Der da, war ein erträglicher Bursche. Er mag verschont bleiben.“

Resten anatomische Versuche anstellen zu wollen, die Erlaubniß dazu ausgewirkt hatte. Ich sah den Körper des Helden vor fünf Jahren noch im Museum *). Jetzt liegt er im Tempel des Mars in dem Sockel seines schönen Denkmals, welches vordem hier über seinem Grabe stand.

In den Gräbern von St. Denis ist nichts zurückgeblieben als Schutt und Modergeruch. Wir verließen die traurigen Gewölbe, lenkten hinter der Stadt in das schöne Thal von Montmorency hinein, — und stiegen eine Stunde von hier aus, um durch Wiesen, Rebengefilde und Baumgärten dem Fußsteig zur Hermitage einst Rousseaus Aufenthalt, jetzt Gretry's Eigenthum und Wohnung, zu folgen. Von einer Mauer umgeben, liegt das Gütchen still und isolirt, eine Einsiedelei in einem freundlichen kleinen Thal, am Fuß eines mit Kastanien-Bäumen bepflanzten Hügels. Wer Rousseau liebt und die unsterblichen Werke, welche in dieser Einsamkeit aus seiner glühenden Phantasie flossen, den interessirt hier jeder Steig, jeder Hügel, jeder Baum: denn sie waren ihm werth. In dieser reizenden Gegend brachte er zwei Jahre, und vier Jahre noch in Montmorency, eine Viertel Stunde von der Hermitage, grötentheils glücklich zu. Es waren die letzten ruhigen Jahre seines unstäten Lebens. Um ihm und seinem Thun und Treiben hier Schritt vor Schritt zu folgen, nim das neunte und zehnte Buch seiner neuern Confessions zur Hand. Die lebendigen Darstellungen sind aus der Natur dieser romantischen Gegend, und die Schilderungen und Geständnisse von seinem zwischen frohem Genuß, und innerer Unruhe und Ver-

*) Fragmente aus Paris II. 64.

drufs getheilten Leben aus seiner hierin ganz entfaltetten redlichen Seele genommen, worin Heiterkeit und Liebe, mit Trübsinn und Menschenhafs wechselten. — Damit folge mir in dieses Thal und zu Rousseau's friedlichen Wohnungen.

Vom Ueberdrufs und Zwang des Lebens in der grossen Welt, und von dem Taumel in Paris, wo Rousseau seit dem Jahr 1741 wohnte, gesättigt, war er entschlossen in die stillen Thäler der Schweiz zurückzukehren, als seine Freundin Mad. d'Epina y ihm diese Einsiedelei zur Wohnung anbot. Auf einem Spaziergange von ihrem Schlosse ab, gerieth Rousseau einst mit ihr in diese Gegend, sah das schlechte Häuschen mit dem Gemüsegarten l'Hermitage genannt, und rief entzückt aus: „welch' eine köstliche Wohnung! sehen Sie da, eine Freistatt, ganz für mich geschaffen!“ Seine Freundin faßte die Worte auf, liess das Haus neu bauen, es für drei Personen bequem einrichten, und führte dann Rousseau, als von ungefähr dahin. Er ward von der plötzlichen Veränderung überrascht. „Mon ours“ — so nannte sie ihren oft widerspenstigen und rauhen Rousseau — „da habt Ihr nun Eure Freistatt. Ihr habt sie selbst gewählt; die Freundschaft giebt sie euch. Mögte sie den grausamen Gedanken eurer Entfernung von mir von euch nehmen!“ Rousseau weinte Freudenthränen auf die Hand seiner Wohlthäterin, und bezog die Hermitage in den Frühlingstagen des Jahrs 1756. Der erste Nachtigallenschlag in dem Wäldchen unter seinen Fenstern begrüßte ihn am Morgen nach seinem Einzuge. — „So sind denn nun alle meine Wünsche erfüllt!“ rief er erwachend aus, und durchstreifte alle Fußsteige in den eben grünenden Wiesen und

Gebüsch in Wald und Feld. Zug vor Zug fanden wir ein reizendes Gemälde der Gegend in diesem Urbilde der Natur. Dichter bewachsen mit Bäumen und Büschen ist dieses Häuschen und seine Umgebung jetzt; aber noch immer tragen sie den Charakter einer Freistadt gegen die Stürme des Schicksals und gegen nagenden Kummer, noch immer ist es eine anziehende Wohnung wohlthätiger Ruhe und sanfter Schwermuth. Diese Harmonie der Natur muß die Seele des Bewohners zur Eintracht stimmen mit sich selbst und mit Menschen. Auf Rousseaus Geist dauerte dieser heilsame Einfluß nicht lange. — Doch laß uns bei der Gegenwart noch einen Augenblick verweilen. Der eben so allgemein gekannte als geliebte Harmonist Gretry, dem ich die von unserm Klopstock mir aufgetragenen und durch deinen letzten Brief so dringend wiederholten Grüße überbrachte, hat die Hermitage zu seinem philosophischen Wohnort gewählt. Eine edle hohe Figur, ein malerischer Greiseskopf. „Ich achte Klopstock sehr hoch,“ sagte er; „er ist der Shakespear Deutschlands.“ — Ich kann das Wort, welches mir gesagt schien um nur etwas zu sagen, nicht anders erklären, als daß Gretry nichts von Klopstock, außer seinen von Cramer übersehten Bardieten kennt, und auch dann noch war es ein verfehltes Urtheil. Doch ist mir die Phrase noch lieber, als wenn Gretry die nähere Bekanntschaft unsers erhabenen Dichters erst durch die letzte leidige Uebersetzung des Messias gemacht hätte. Aus seinem Fach der Musik hat sich Gretry in das der Philosophie und Moral geworfen, und ein Werk: *de la vérité; ce que nous fumes; ce que nous sommes; ce que nous devons être*, ge-

schrieben. Es zu lesen hatte ich keine Zeit; die meisten Stimmen aber scheinen sich über dieses Buch dahin zu vereinigen, daß, so gern man den leichten, gefälligen Tonsetzer höre, so mühsam lese man den schwerfälligen weitschweifigen Moralisten, der dem Leser die Zeit in eben dem Maße verlängere als der Harmonist sie dem Hörer verkürze. Aber wir wissen, was von einem französischen Urtheil, das mit Worten und Antithesen spielt, zu halten ist. — War es aus angenommener oder aus philosophischer Kälte? Gretry empfing uns etwas steif und frostig. Rousseau klagte: der Umstand, welcher ihm diesen reizenden Ort verleide, sei, daß er beim Erwachen nie sagen könne, der Tag ist mein. „Täglich," sagt er, „finden sich Haufen von Müßiggängern aus Paris bei mir ein, die selbst mit ihrer Zeit nichts anzufangen wissen, und die meine gewissenlos verschleudern. Wenn ich am wenigsten daran denke, fallen sie mich unbarmherzig an. Ich kann für meinen Tag keinen artigen Plan machen, irgend ein Ankömmling wirft ihn um." Das mag wohl auch oft Gretrys Fall mit den vielen Wahlfahrern zu Rousseaus Einsiedelei sein. Wenigstens fiel uns jene Klage des Eremiten, bei diesem frostigen Empfang des jetzigen Bewohners der Einsiedelei aufs Herz. Wir suchten keine Titel des längern Verweilens, und machten uns zum Abzuge fertig, als Gretry uns in sein Arbeitszimmer einladete, um Rousseau's Erbschaft zu sehen. Es war sein Schlaf- und Schreibzimmer, und ist unberührt gelassen, so wie er es verlies, nur daß einige neue Meublen hinzugekommen sind. An den Wänden hängen verschiedne mit Bister gut gezeichnete Ansichten des Coliseo in Rom, von einem Chal-

let, mehrere alt französische Schäferstücke in Watteau's Geschmack, und das bekannte Blatt der klugen und thörigten Jungfrauen in geschabter Manier. Da stand noch Rousseau's Bett mit feinen verblichenen rothseidenen Vorhängen, lahm und hinfällig — „die Philosophie“, sagte Gretry „hält es noch eben zusammen“ — fein Lehnstuhl, fein Schreibtisch, selbst das kleine hornene Dintenfaß, aus welchem er die Charaktere Volmar und Julie skizzirte und die beiden ersten Bücher der Julie schrieb. „Während des Winters“ sagt Rousseau „schrieb ich sie mit unaussprechlichem Vergnügen, und brachte sie dann ins Reine. Hiezu brauchte ich das schönste Papier mit vergoldetem Schnitt, Himmelblau und Silber-Sand um die Schrift zu trocknen, zartblaue Bändchen um die Hefte zu nähen. Nichts fand ich artig, nichts niedlich genug, für die allerliebsten Mädchen, in welche ich, wie ein zweiter Pigmalion, vernarrt war. — Hier war auch der Kamin noch, an dessen Ecke sitzend, Rousseau an den Winterabenden, seinem kleinen Publikum, den beiden Haushälterinnen, Mutter und Tochter le Vasseur, die beiden ersten Theile der Julie vorlas und wieder vorlas. „Die Tochter saß schweigend da, aber schluckte gerührt wie ich selbst, ihre Mutter wußte nicht wovon die Rede war, und weil sie nichts artiges für sich selbst darin gesagt fand, blieb sie still und begnügte sich, wenn ich mit Lesen anhielt, unaufhörlich zu wiederholen: Herr, wie hübsch ist das alles!“ — Im Taumel des Entzükens und der Liebe schrieb Rousseau eben hier auch noch die beiden herrlichen Briefe des vierten Buchs der Julie, die Beschreibung des von ihrer Hand geschaffnen Elysiums in dem Park von Clarens, und die der

Fahrt auf dem Genfer-See, mit der Scene der Verzweiflung St. Preux auf dem Felsen von Meillerie. „Welcher Leser, sagt Rousseau wahr, sein Herz bei diesen Briefen nicht erweicht nicht schmelzen fühlt von der innern Rührung, die sie mir eingab, der schlage das Buch zu; er ist nicht gemacht um über Sachen der Empfindung zu urtheilen.“ — Zu diesem Erguß seines Herzens wirkte seine Liebe zu Sophie Gräfin d'Houdetot, deren Scenen er im Rausch des Entzükens der reinsten Zärtlichkeit zeichnet. — Außerdem schrieb Rousseau in der Hermitage seine *institutions politiques*, den Versuch über den ewigen Frieden des Abbé St. Pierre und arbeitete in verlohrnen Stunden an dem *Dictionnaire de Musique*, das er erst lange nachher in *Motiers Travers* endigte. — Aber ein böser Genius lies ihm nicht lange den Genuß dieser Ruhe. Das Gefühl der Abhängigkeit, wäre es auch nur von der Bitte einer Freundin, der er als seiner Wohlthäterin Dank schuldig war, ward ihm drückend; Eifersucht, Argwohn durch Ohrenbläser erzeugt und genährt kam dazu, und zerrifs das Band der Freundschaft. Gespannt und überworfen mit der Geberin der Hermitage verlies er die stille Wohnung noch tief im Winter des Jahres 1757 im höchsten Unmuth, nachdem er an Sophiens Seite kurz zuvor empfunden hatte, daß dies die letzten schönen Tage seines von nun an mit einem dichten Gewebe des Leidens bedekten Lebens sein würden. Doch fandte ihm sein Geschik noch einige zufriedene Jahre in dem Städtchen Montmorency, wohin wir ihm folgen wollen. Das Haus der Hermitage bestand, als Rousseau es bewohnte, nur aus einem Speisesaal, einem Schreibkabinet und zwei kleinen Schlafzimmern,

Gretry hat es vergrößert für einen zahlreichen Haushalt. Wir fanden seine Familie in einer grossen Laube des in Terrassen angelegten kleinen Gartens, beim Frühstück. Rousseaus Gipsbüste steht in einer Blende der Mauer, mit einer langen eben nicht schmeichelhaften Unterschrift.

Wir nahmen Abschied, erstiegen den Kastanienhügel vor dem Hause, von dessen Rücken man eine zwar nicht reiche aber doch freundliche Aufsicht hat, und folgten dann durch das Thal hin dem Fusssteig nach Montmorency. Eine alte Bäurin zog von der Feldarbeit kommend, mit ihrem treuen Esel, des Weges. Unser R — S. setzte sich, ermüdet von dem Gang an diesem schwülen Mittag, darauf. Wir andern folgten mit der redseligen Alten. Zufällig fragte V. ob sie vor 40 Jahren den Bewohner von Hermitage und Montmorency, Jean Jacques, gekannt habe? Wir sprachen von ihrem guten Freunde; sehr wohl habe sie ihn gekannt, ihn oft gesehen; täglich sei er in einem abgetragenen Oberrok gerade hier auf diesem Fusssteige und allenthalben, in sich gekehrt spazieren gegangen, habe der Feldarbeit zugesehen, sich besonders gern mit Kindern unterhalten u. dgl.

Als Rousseau Hermitage misvergnügt und plötzlich verlies, bot ihm ein Geschäftsmann des Prinzen Condé, der Eigenthümer eines Hauses und Gartens Mont-Louis genannt, am Ende des Städtchens, dieses zur Wohnung an, und er bezog es am 15ten December 1757. Montmorency war ein Erbgut des berühmten Hauses dieses Namens und ging an die Familie Condé-Enghien über. Der damalige Eigenthümer Marschall von Luxemburg wohnte mit seiner Gemalin einen Theil des Jahrs in dem schönen Schlosse, dessen Lage und Garten —

le Notre's Werk — so reizend von Rousseau beschrieben wird. Er war darin wie zu Hause, und ward von den edlen Bewohnern mit Freundschaft und Beweisen der zärtlichsten Aufmerksamkeit überschüttet. Wie anziehend sind die von ihm erzählten Züge feines Lebens in dieser Familie! wie hinreißend ist die Schilderung seiner Wohnung in dem von Lebrun gebaueten Hause des romantischen Parks! —

Wir langten in einem kleinen Gasthofe, unmittelbar an diesem Schlosse, dessen Terrasse eine treffliche Aussicht beherrscht, bei dem freundlichen Restaurateur Leduc an. — Wer nach Montmorency kommt, der nehme mein Andenken und meine Grüße an ihn mit. Er gab uns zur Labung des Durstes, Birnen und Trauben, wie ich noch nie schönere als, unserm Hunger — aber welchem Hunger! — ein reinliches, wohlschmekendes, und frugales Mittagessen, und für den billigen Preis, noch manche Nachweisung über den Aufenthalt Jean Jacques, dessen Andenken zu ehren er so manchen Fremden unter seinem Dache ficht. Allenthalben sind hier Spuren von ihm; sein Denkmal ist allenthalben; mit seiner Geschichte sind alle vertraut. Zu einer kleinen Anhöhe mit einer Windmühle führt hinter dem Hause ein Feldweg; diese *bute de moulins* war Rousseau's Lieblingsplatz, und war es mit Recht, wegen der reichen Aufsicht über das Thal, und dessen grossen Weiher im Vorgrunde, über die Seitenhügel mit Landhäusern und Dörfern. Im Hintergrunde erhebt sich der Mont Martre von Paris und der Dom des Marstempels. Im Felde ist eine Gruppe von Bäumen mit einer steinernen Bank darunter. Man nennt sie, Rousseau's Denkmal, weil er auf dieser Stelle oft ruhte, wenn er vom Spaziergang zurückkam. Lage und Ansicht dieses einsamen ge-

räusch - und gewerbelosen Städtchens, sind frei, freundlich, pittoresk. Auf diesen breiten ungleich gebaueten, hügligten Straßen und auf dem großen Platz, herrscht einladende ländliche Ruhe. — Der Geist des Patriarchen von Montmorency („*notre patriarche*“ hört ich Rousseau hier nennen) ruhet auf der Generation dieser Leute, die ihn noch kannten, von Geschlecht zu Geschlecht erben seine Grundsätze der Erziehung fort. Das jetzige sog sie noch mit der Muttermilch ein, und lehrt sie dem folgenden. Er selbst gab seinen Nachbarn von Mont-Louis diese Lehren, diese theilten sie den ihrigen mit, sie alle wandten und wenden sie noch auf ihre Kinder und Enkel an. Kraftvolle Kinder treiben halbnackt umher; derbe Knaben üben sich auf dem weiten Platz des Städtchens in Wettläufen, im Ringen und Ballschlagen, und lassen jubelnd ihren *cerf volant* fliegen. Sein Name und Gedächtniß ist in aller Bewohner Mund. Wo wäre ein Kind das nicht die „*Maisonnnette de Jean Jacques*“ nachzuweisen wüßte? Eine Mutter, die ihren von Gesundheit strotzenden Säugling trug, wies uns zurecht. Der Eingang in dem schmalen mit dem Namensschilde *Rue de J. J. Rousseau* bezeichneten Gäßchen, ist eine kleine Thür in einer Gartenmauer des jezt von einem Mahler bewohnten Mont-Louis. Es ist nur ein kleiner Behelf, schlecht und recht, aber in einer über alles romantischen heitern, malerischen Lage. Ein zwölfjähriges braunes Mädchen öffnete, als wir anklopften, uns die verschlossene Mauerthür. Ueber dem schmalen Bogen des Durchgangs zum Hause selbst, steht folgende konzentrirte Geschichte von Rousseau's hiesigem Aufenthalt, als Inschrift:

Cette maison, appelée ci-devant le petit Mont-Louis, a été habitée par J. J. Rousseau.

se au à la sortie de l'Hermitage, depuis le 15 Dec. 1758, jusqu'au 9 Juin 1762, qu'il en fut comme arraché à 2 heures après minuit, par ses amis le feu maréchal de Luxembourg propriétaire du château de Montmorency, et le feu Prince de Conty, qui voulurent le soustraire au décret de prise de corps lancé contre lui le 8 du même mois par le Parlement de Paris, après la publication de l'Emile.

*Il écrivoit le 7 à l'un des ses amis en ces termes: „J'ai écrit pour le bien des hommes; „pour une aussi grande cause je ne refuserai „jamais de souffrir. C'est aujourd'hui que le „Parlement rentre. J'attends en paix ce qu'il „lui plaira d'ordonner.“ — Indépendamment de l'Emile Rousseau composa ici le Contrat social, sa lettre sur le spectacle et mit la dernière main à la nouvelle Héloïse. *)*

Neben dem Hause, ist ein dichter Schattengang von Lindenbäumen und Gebüsch, in Gestalt einer grossen Laube, welche abwärts zur Terrasse des Hügels führt an dessen Fuss sich das Thal von Montmorency ausbreitet. Rousseau liebte diese Stelle vor allen andern. Sie war sein Wohnplatz. Er

*) Dieses Haus — man nannte es vordem *le petit Mont-Louis* — ward von J. J. Rousseau bewohnt, von dem Tage an, da er Hermitage am 15ten December 1758 verlies, bis zum 9ten Juni 1762, da er Nachts um 2 Uhr von seinen Freunden dem verstorbenen Marschall von Luxemburg, Eigenthümer des Schlosses von Montmorency, und dem verstorbenen Prinzen von Conty, welche ihn dem Arrest Befehl, den das Pariser Parlament nach der Herausgabe seines Emils gegen ihn am 8ten December gegeben hatte, entziehen wollten, fast mit Gewalt herausgerissen ward.

pflanzte diese Laube. „Es macht mir Freude“, sagt er, „diese Terrasse, welche schon durch zwei Reihen junger Linden beschattet ward, zu verschönern. Ich lies noch zwei Reihen hinzupflanzen, um ein Kabinet daraus zu machen. Ein steinerner Tisch und ein Bank ward darunter gesetzt; ich umgab sie mit rothen und weissen Syrenen und Geisblatt, lies längs der Baumreihen ein schönes Blumenbeet ziehen. So diente diese Terrasse, welche höher als die des Schlosses liegt, wenigstens eine eben so schöne Aussicht hat, und wo ich eine Menge Vögel gezähmt hatte, mir zum Gesellschaftssaal um den Marschall und die Marschallin von Luxemburg, den Herzog von Villeroy, den Prinzen von Tingry, den Marquis von Armantieres, die Herzoginnen von Montmorency und von Boufflers, die Gräfin von Valentinois und andre vornehme Personen darin zu empfangen, welche sich bemüheten von dem Schloß ab eine ermüdend steile Höhe hinan nach Mont-Louis zu wallfarten. Der Güte des Herrn und der Frau von Luxemburg verdankte ich alle diese Besuche, und mein Herz huldigt ihnen dafür. In einem Augenblick dieses gerührten Entzükens, sagte ich einst zu dem Herrn von Luxemburg ihn umarmend: ach Herr Marschall, ich hasste die Großen, ehe ich Sie kannte, und hasse sie jetzt noch mehr, seitdem Sie es mich empfinden lassen, wie leicht es ihnen sein würde, daß man sie anbetete. Uebrigens, —

Er schrieb am 7ten an einen seiner Freunde diese Worte: „Ich habe für das Beste der Menschen geschrieben. „Für eine so große Sache werde ich immer gern leiden. „Heute hält das Parlament seinen Einzug. Ich erwarte „mit Gelassenheit, was es verordnen wird.“ — Ausser dem Emil schrieb Rousseau hier noch seinen Gesellschafts-Kontrakt, seinen Brief über das Schauspiel, und legte die letzte Hand an die neue Heloise.

„fährt der Gutherzige gleich nachher fort,“ — fordere ich alle die, welche mich in diesem Zeitraum gekannt haben, auf, zu sagen, ob sie jemals bemerkten, daß dieser Glanz mich blendete, daß dieser Weihrauch mich schwindelnd machte; ob ich jemals weniger einfach in meinem Aeufsern und in meinem ganzen Wesen, weniger zutraulich mit dem Volk, weniger umgänglich mit meinen Nachbarn, weniger dienstfertig gegen alle Menschen war. — Wenn mein Herz, wenn meine aufrichtige Anhänglichkeit an die Eigenthümer des Schlosses mich dahin zog, so führte es mich auf gleiche Weise wieder zu meinen Nachbarn zurück, um die Süßigkeit dieses gleichen und einfachen Lebens, ohne welches für mich kein Glück auf Erden ist, zu genießen.“ — —

Noch ist dieser Schattengang, diese Gesellschaftslaube da, nur dichter verwachsen; noch steht hier der runde steinerne Tisch, in dessen Mitte ein Ungenannter diesen besser gemeinten als gesagten Vers auf einer Kupferplatte hat stechen lassen:

*C'est ici qu'un grand homme a passé ses beaux
jours.*

*Vingt chef d'oeuvres divers en ont marqué le
cours.*

*C'est ici que sont né et Saint Preux et
Julie,*

Et cette simple pierre est l'autel du génie.

27 Mars 1787.

Epheuranken schmiegen sich, hinter dem Tisch, an der Mauer und hängen über ihn herab, als böten sie uns ihre Blätter zur Erinnerung unsers Besuchs dieses Wohnplatzes des Mannes der Natur und Wahrheit, und der Stelle dar, an welcher er seine unsterblichen Werke schuf, oder vollendete. — An der Vorderseite ist eine runde Oefnung in die Laub-

wand zur Durchsicht geschnitten. Wie durch einen Zauberspiegel gesehen überraschte uns dieses Lichtgefilde von Montmorency mit seinen von der Abendsonne hochgerötheten Hügeln.

Ein Hauptgegenstand dieses Orts war aufzufuchen noch übrig. Das von Rousseau sogenannte Donjon, sein Lieblingsplätzchen, sein Arbeitskabinett, seine Grillenecke, an der Terrasse von Mont-Louis, worin er sich über allen Ausdruck glücklich fühlte. „Täglich,“ sagt er schon von dem ersten Winter als er hier einzog, „brachte ich noch während der rauhen Jahreszeit im Februar, zwei Morgen- und zwei Nachmittags-Stunden in meinem ganz offenen Gartenthurm (donjon — eigentlicher hier: Gartenhäuschen) zu, welches am Ende des Gartens und der sich in Terrassen erhebenden Allee meiner Wohnung stand. Er hatte die freie Aufsicht auf das Thal und den Weiher von Montmorency und in der Ferne, gegen das einfache aber ehrwürdige Schloß Saint Gratien den einsamen Aufenthalt des tugendhaften Catinat. Hier, an dieser damals noch ganz beeiseten Stelle, ohne Schutz gegen Wind und Regen, ohne andere Wärme als die in meinem Herzen, schrieb ich innerhalb drei Wochen den Brief an d'Alembert, damals die erste meiner Schriften, — denn die Julie war noch nicht halb fertig — deren Ausarbeitung Reitz für mich hatte.“ — Nachher lies er sein Donjon verschönern, und mit einem Kamin versehen, umpflanzte es mit Blumen und Gebüsch und widmete sich hier beinahe vier Jahre hindurch ganz der Arbeit an der Julie und dem Emil, bestand bald den Stürmen, welche neidische Menschen und sein eignes, böser Ahnungen volles Herz ihm bereiteten und genoß dann wieder Frieden mit sich selbst und die Freuden des Umgangs mit edlern Menschen.

Emsig suchten wir diesen vor allen interessanten Platz des Gartens. Drei junge Mädchen, vielleicht Schülerinnen des in dem Hause wohnenden Mahlers saßen in dem vorhin beschriebenen Schattengang auf niedrigen Schemeln mit Reifsbrettern auf den Knien und zeichneten Landschaften — ein romantischer Zug mehr zu diesem Gemälde. Sie erriethen uns ohne daß wir sie fragten, und wiesen uns einen schmalen Durchschnitt der Laubenheke nach, wo wir „*le donjon de Jean Jacques Rousseau*“ finden würden. Wir folgten dem Wink. Er sollte den Zauber der Täuschungen an diesem Ort vollenden. — Lächle meinerwegen über das Spiel unsrer Phantasie, über die Traumgestalt, die ihr vorschwebte, und uns alle in eben dem Maße und fast in demselben Augenblick gleich wunderbar überraschte: lächle darüber, aber gönne mir das Vergnügen, dir diesen Vorfall zu erzählen. — Ein zwischen niedern Stauden und wild verwachsenen Blumenbeeten hingeschlängelter Fußsteig von etwa dreißig Schritten, brachte uns zu der halbverfallenen breiten Treppe von etwa acht Stufen, die zu dem kleinen Gartenhäuschen hinanführte. Die eine Flügelthür war offen. Ein Mann im greisen Rok von altfranzösischem Schnitt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, saß, mit verschlungenen Armen und übergeschlagenen Beinen unbeweglich auf einem Sessel in dieser geöffneten Thür. Eine kleine hagre Figur, ein blaßes Gesicht mit tiefliegenden Augen, den Kopf vor sich auf die Brust gesenkt — das Bild der Abgeschiedenheit von der Welt und von ihren Freuden. — Noch mit der herrlichen Aussicht seitwärts in das Thal beschäftigt waren wir an die Treppe gelangt, ohne aufzublicken. Plötzlich wie eine Erscheinung saß nun diese Gestalt vor uns da. Wir

stuzten, sahen uns an; V. nannte zuerst den Namen: Rousseau! und wir alle theilten das Gefühl dieser Täuschung. — Nach einer Minute Unentschlossenheit, ob ich die Ruhe dieses noch immer unbeweglichen Gebildes stören sollte oder nicht, war ich indiskret — es zu thun, stieg die Stufen langsam hinan, stand vor ihm. „Verzeiht, daß ich euch störe.“ — Nun machte auch er eine langsame Bewegung nach dem Hut, ohne ihn viel zu berühren. — Stillschweigen von beiden Seiten. — „Man sagt uns, fuhr ich dann fort, „dies sei Rousseau's Donjon. Hier schrieb er seinen Emil — das sind vielleicht seine Meublen noch,“ — indem ich einen Blick in das kleine Kabinet warf. Mehr kalt und starr als unfreundlich blickte der Mann mich an, und sagte dann halblaut und ohne zu rücken — „oui Monsieur.“ — Uns mußte die einsilbige Antwort genügen; mehr hatten wir aus diesem Munde nicht zu erwarten. Still wie er wandten wir uns ab.

Der Mond ging blaß hinter dem Hügel herauf, und mahnte uns an unsern Rückzug nach Paris.

— — — — —
Ich verlasse es nun in wenig Tagen. Ob für immer? Es wäre mir doch nur halb recht, wenn mir das jemand sagte. Was man auch einwenden mag; — Paris ist ein Magnet. — —

Der Verfasser hätte gewünscht, das von Isabey gezeichnete, und ihm von diesem Künstler versprochene Bildniß Bonaparte's, wie in der Note zum 7ten Br. S. 123. des 1sten Bandes angezeigt worden, liefern zu können. Da es aber der Künstler übernommen hatte, unter seinen Augen dieses Blatt in Kupfer stechen zu lassen, und sich diese Aussicht, auch noch beim Abdruck der letzten Fogen sehr in die Länge zu ziehen schien, so konnte die Erscheinung des Werks nicht darnach zurückgehalten werden.

Inhalt der Briefe des zweiten Bandes.

14.

Bordeaux. Seite 1.

Reise von Paris nach Bordeaux. Die Diligencefahrt und ihre Eigenheiten. — Erste Tagereise. Gegend um Paris. Estampes. Der ermordete Maire Henri Simoneau. Orleans. — Zweite Tagereise. Blois. Erinnerung an den Bürgerkrieg der Vendee. Gemälde aus dem Loirethal zwischen Blois und Tours. Getilgte Spuren der Revolution. Zufriedenheit der Leute. Die Troglodyten bei Tours. Abendtafel. — Dritte Tagereise. Gegend. Ormes. Stürmischer Angriff der Messerschmiede in Châtellerault. Straßenräuberbande in dieser Gegend. Mahlerische Felsenmassen bei Poitiers. — Vierte Tagereise. Altar des Merkur. Gasthof in Angoulême. — Fünfte Tagereise. Ankunft in Bordeaux.

15.

Bordeaux. Seite 23.

Verfall der Handlung und des Wohlstandes von Bordeaux. — Lage und Ansicht der Stadt. Neuer Anbau. Von dem Präfekt Thibaudau angelegter Markt. Plane eines Nationalplatzes mit seinen Umgebungen auf dem Lokal des Schlosses Trompette. Das Schauspielhaus. Badehäuser. Ruinen des römischen Amphitheaters, eines Thors und Tempels. Der öffentliche Garten. Die Tourny Allee. Die Karthäuser Kolonie von Flüchtlingen aus St. Dominique. Todtenanger der Protestanten. Denkmal des Bürgersinns. Der Chartron und Hafen im Gewitter.

16.

Bordeaux. Seite 38.

Departementsverwaltungs-System. Die Präfekte Thibaudau und Dubois. Der Generalkommissair der Polizei, Pierre-Pierre, Besetzung und Verwaltung öffentlicher Aemter in dem Konsular-Staat. Tribunale. Abgabensystem. Willkühr der Zollbediente. Plaidoyers. Oeffentliche Erziehung in den Departementern. Primair- und CentralSchulen. Verfall der Generation. Von der Regierung gestörte Vorlesungen über die Moral. Mangel an Hülfsmitteln des

öffentlichen Unterrichts. Inkonsistenz des Ministeriums in Absicht dieser Verwaltung. Errichtung einer Handlungsakademie in Bordeaux und deren allgemeiner Plan. Taubstummeneinstitut und andre wohlthätige Anstalten. Schwankender Religionskult. Intoleranz und Hetzereien der konstitutionellen Priester. Fanatismus. Ungläubigkeit des Stadtvolks an den Pabst. Vermuthlicher Hauptinhalt des Konkordats mit Pius VII.

17.

Bordeaux. Seite 46.
Zustand der Wissenschaften und Künste. Societäten der Wissenschaften. National-Bibliothek. Montagne's Denkmal. Museum des öffentlichen Unterrichts. Der Maler Lacour. Der Architekt Combes. Kunstsammlungen Journu. Aubert's, Möller's und Bernard's. Verfall der dramatischen Kunst. Karnavalsfarcen der Bühne. Besuch des Königs von Hetrurien und dessen Bewirthung in Bordeaux, und zu *Mont de Marsan* im Dpt. des Landes — Parallele mit Paris in der äufsern Ansicht von Bordeaux und in seiner innern Lebensweise, Sitten, Gesellschaften und Moden.

18.

Bordeaux. Seite 90.
Blik auf die Spuren der Revolution in Bordeaux. Gerichtliche Morde des Tribunalpräsidenten Lacombe. Procession der *soeurs grises* zur Guillotine. Des Trésorier Vignerons Heldenmuth. Des vormaligen Parlamentsadvokaten Martignac's Rettung. Verdienste der Md. Tallien und des General Brune um Bordeaux. Sankulottische Inschriften von Gassennamen der Vorstadt St. Seurin. Revolutionnaire Stimmung dieser Vorstädter. Volkston — Blanquefort. Garonnefahrt. Das Weinländchen Medoc. Landgüter dieser Gegend. *Chauffeurs*. Der vormalige Präsident Dupaty. Gartenkünste. Landgut *à la Palagonia*.

19.

Blanquefort in Medoc. Seite 98.
Veränderter Reiseplan. — Fragmente einer Reise durch das südliche und westliche Frankreich. Uebergang über den Mont Cenis. Rückblik auf Italien. Romantische Thäler von Savoyen. Randan's Untergang. Cham-

bery. Reisen in die Eisgebirge von Chamouny. Gemälde dieser Gegenden. Gletscher, Eismeer und Eisgewölbe des Montanvert. Karakter der Bewohner dieser Thäler. — Fernay — Voltaire und dessen Schloß. — Reise nach Lyon. Loyalität des Gränzkommandanten. Die *perte du Rhone* bei Coupy. Schlechte Wege. Prellereien auf den Posten. Strenge Postgesetze. Rettung von der Galeere. Abendansicht der Altstadt von Lyon. Schöne Lage und Gebäude. Das große Hospital. Manufakturwesen. Gold und SilberFabriken. Oeffentliche Bibliothek. Schauspiel. — Rhonefahrt bis Avignon. Ansicht dieser Stadt. Laura's Grab. — Reise nach Marseille. Charakteristisches Wesen dieser Handelsstadt. Hafen. Feste Lustschlösser Ludwig XIV. Gesellschaftston. Unmoralität des Schauspiels. — Toulon. Kriegsrüstung. Kriegshafen. Rhede. Arsenal. Galeerensklaven. Gefährlicher Weg nach Marseille. — Römische Ruinen und Antiquitäten in Nismes. Der Melamboreas im Rhonenthal. Ansicht von Languedok. Montpellier. Platz Peyron. Gelehrte Fabriken. Schauspiel. Kanal von Languedok. Andenken an Calas in Toulouse. Edle That des Erzbischofs d'Apechon, von Auch.

20.

Paris. Seite 139.

Rückreise von Bordeaux. — Aufstellung von Kunstwerken in Paris. Guerin's Gemälde, Marcus Sextus. Vorstellung der Oper *les Mysteres d'Isis*, Mozarts travestirte Zauberflöte. Urtheil einer deutschen Dame darüber. Vestris Demüthigung. Mlle. Contat. — Projekt der Verlegung der NationalBibliothek nach dem Louvre, Schwierigkeiten der Ausführung. Bibliothekar Vanprades. Ackerbaugesellschaft. Oeffentliche Versammlung des Lyceums der Künste. Die freie Gesellschaft der Wissenschaften und Künste. Vermehrung des Antiken Musäums. Venus Medicis. KonsularBeschluss wegen Errichtung von fünfzehn Musäen der Künste in Frankreich.

21.

Paris. Seite 165.

Abendgesellschaften der Miss Williams. Der spanische Ambassadeur Azara. Der helvetische Gesandte Stapfer. Lechevallier. Der Luftumsegler Bouch im Eskorial. Der äl-

tere Montgolfier. Dessen neue Erfindung des *bélier hydraulique*. Dr. Burkard. Mlle. Lefrançais — Schicksal der Kant'schen Philosophie in Paris. Villers Werk. Phraseologie Lalandes darüber. Vanderbourg's Urtheil — Deutsche Litteratur in Paris. — Unfug der Uebersetzer Kolonie. Klopstock's übersezte *Messias*. Der deutsche Buchhändler Henrichs und dessen Verlag französischer Uebersetzungen aus dem Deutschen. — *Misanthropie et Repentir*. Theophilantropen. Blindeninstitut und Hospital des *Quinze-Vingts*. Examen im *Lycée des Aveugles*. Bonaparte's Besuch des Hospitals.

22.

Paris. Seite 193.

Aufstellung der Industrie-Arbeiten an den Ergänzungstagen des 9ten Jahrs. Aeufsre und innre Einrichtung derselben. Vorzügliche ausgestellte Sachen. Goblins, Haute-lizen von Beauvais, Töpferwaaren, Tuch von Louvier, Krayons, Fufsdecken, Piranesi's kalkographische Arbeiten, Gewehre, Meublen, Sequin's Lederproben, Porzelain von Sevres — Bonaparte's Bildnisse — Tafeluhren, Arbeiten der Blinden und Taubstummen, Didot's *Racine*, Arbeiten von Gefangnen, — allgemeine Uebersicht der Aufstellung. Des Friseur Michalons ausgestellte Perücken. Smiths und Couchets Filtrir-Maschine. Gedränge in den Musäen. — Fest des 1ten Vendemiaire. Parisische Sinnsprüche. Bonapartes Garden-Musterung. *Le petit Caporal*. — Gustav v. Knorring.

23.

Paris. Seite 216.

Zerstörte Gräber der Könige von Frankreich zu S. Denis. Ansicht der Ruinen der Abtei und der ausgeleerten Gräfte. Robespierres Todtengericht. Leichnam Heinrich IV. Turenne. — Wahlfahrt nach Rousseaus Hermitage, Gretrys jetzigem Eigenthum. Seine Spuren dort und in Mont-Louis zu Montmorency. Inschriften. Terrasse und Donjon zu Mont-Louis. Erscheinung einer Gestalt Rousseau's.

Hauptverbesserungen des Druks im 1sten Bande *).

Seite 6	Zeile 1 und 9.	Almeloo, ft. Ameloo.
— 7	— 29.	Selbstachtung, ft. Selbsterhaltung.
— 8	— 33.	Posthauses in Zutphen — —
— 10	— 4.	peinlich, ft. heinlich.
— 12	— 32.	euch, ft. auch.
— 16	— 2.	Nebelschleier, ft. Nebelscheine.
— 17	— 4.	und redend genug beweiset — —
— -	— 5.	den traurigen — —
— 21	— 16.	Rüksicht, ft. Ansicht.
— 25	— 13.	mir, ft. nie.
— 32	— 34.	wird das für — —
— 33	— 24.	tobten, ft. lebten.
— 41	— 5.	willkührlich, ft. unwillkührlich.
— 46	— 31.	Bücherschrank, ft. Bücherband.
— 50	— 28.	find. Bonaparte kann — —
— 55	— 4.	linkisch, ft. kindisch.
— 63	— 23.	Fremde, ft. Freunde.
— -	— 25.	Speisehaus, ft. Spielhaus.
— 68	— 13 und 14.	welche äufsre Form, wel- chen Namen
— 71	— 14.	erfragt, ft. er fragt.
— 80	— 6.	in der Note. Den Lesern.
— 83	— 29.	den Fenstern gegenüber.

*) Dem Verfasser ist es, bei seiner weiten Entfernung von dem Druckort, nur möglich gewesen, den 1sten Band dieser Briefe durchzusehen; und er hat in diesem Verzeichniss, nur die den Sinn entstellenden Hauptfehler angemerkt. Sichtbarere Mängel des Druks sind ebenfalls leicht beim Lesen zu verbessern. Dahin gehören: sehr viele Fehler in der Interpunktion, einige Ungleichheiten in der Rechtschreibung, und Versezungen von Artikeln, Zeit- und Hauptworten u. dgl.

— 93	—	10.	<i>Potter</i> — —
— -	—	17.	<i>Dominichino</i> —
— 95	—	6.	<i>Pausilippo</i> — —
— -	—	16.	Latrinen, ft. Laternen.
— 100	—	23.	gar zu genaue, ft. strenge neue.
— 110	—	21.	vor, ft. von.
— 114	—	34.	Am Vierten — —
— 123	—	3.	einige, ft. die wenigen — —
— 127	—	21.	weiß, ft. meist.
— 128	—	8.	Zügen, ft. Zeichen.
— 144	—	21.	würde, ft. Würde.
— 162	—	22.	<i>Mehul</i> , ft. <i>Mehal</i> .
— 168	—	3.	die Gasse dieses Namens — —
— 189	—	9.	Lustorten, ft. Lustarten.
— 192	—	9.	vor, ft. von.
— 193	—	28.	herumgehend, ft. herumziehend.
— 197	—	34.	vordem, ft. vor der.
— 198	—	32.	auch, ft. auf.
— 203	—	21.	und Wasserwerken — —
— 211	—	18.	mir, ft. euch.
— 213	—	2.	diesen langweiligen Abendsitzungen — —
— 216	—	4.	Ländereien, ft. Feldereien.
— -	—	6.	nichts so ungewöhnliches (<i>uncomfortable</i> .)
— 218	—	30.	Pafsberichtigung, ft. Postberichtigung.

Meyer, Friedrich Johann Lorenz,

Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs

Bd.: 2

Tübingen 1802

Gall.rev. 600-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10423027-1